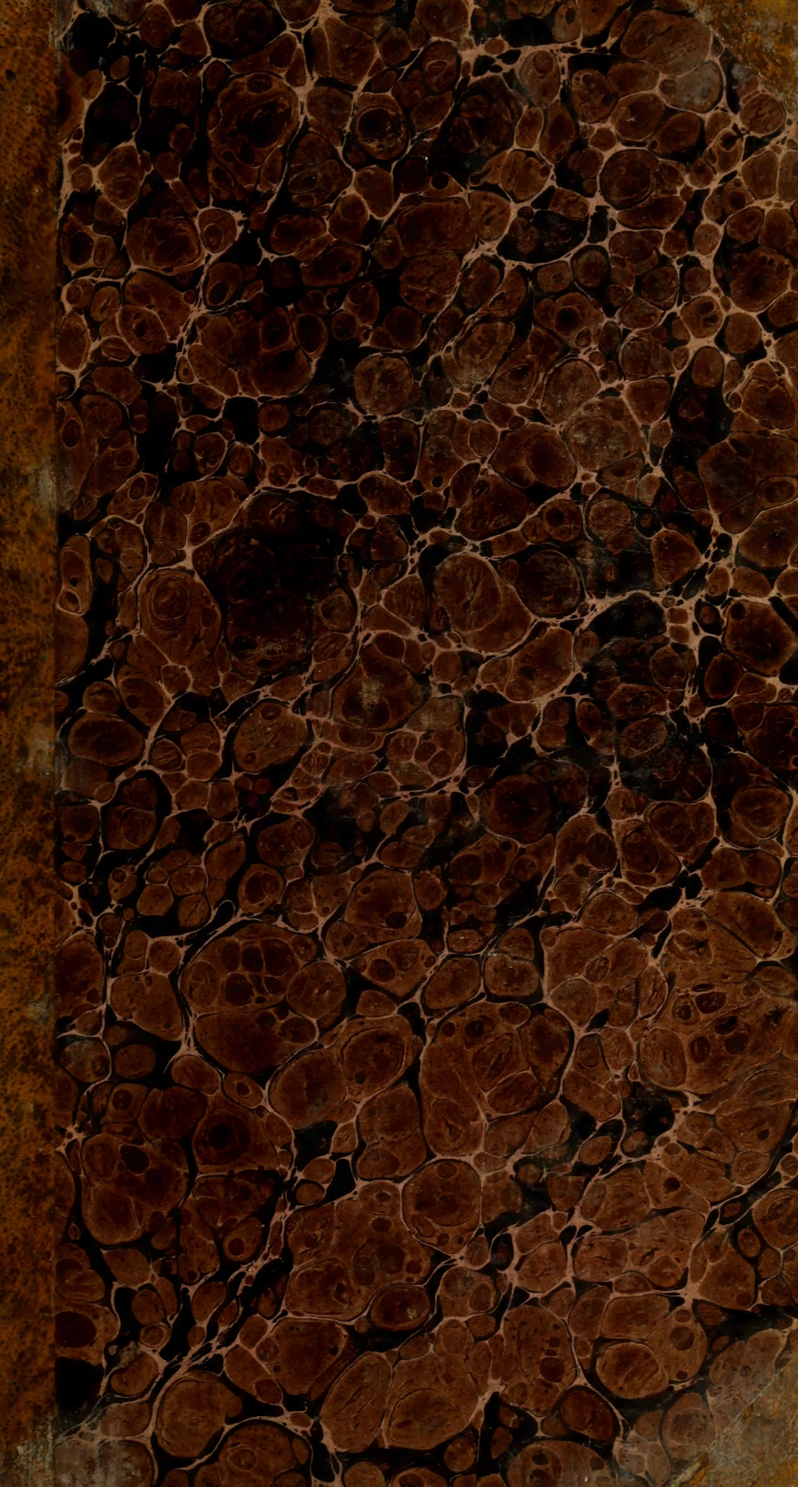
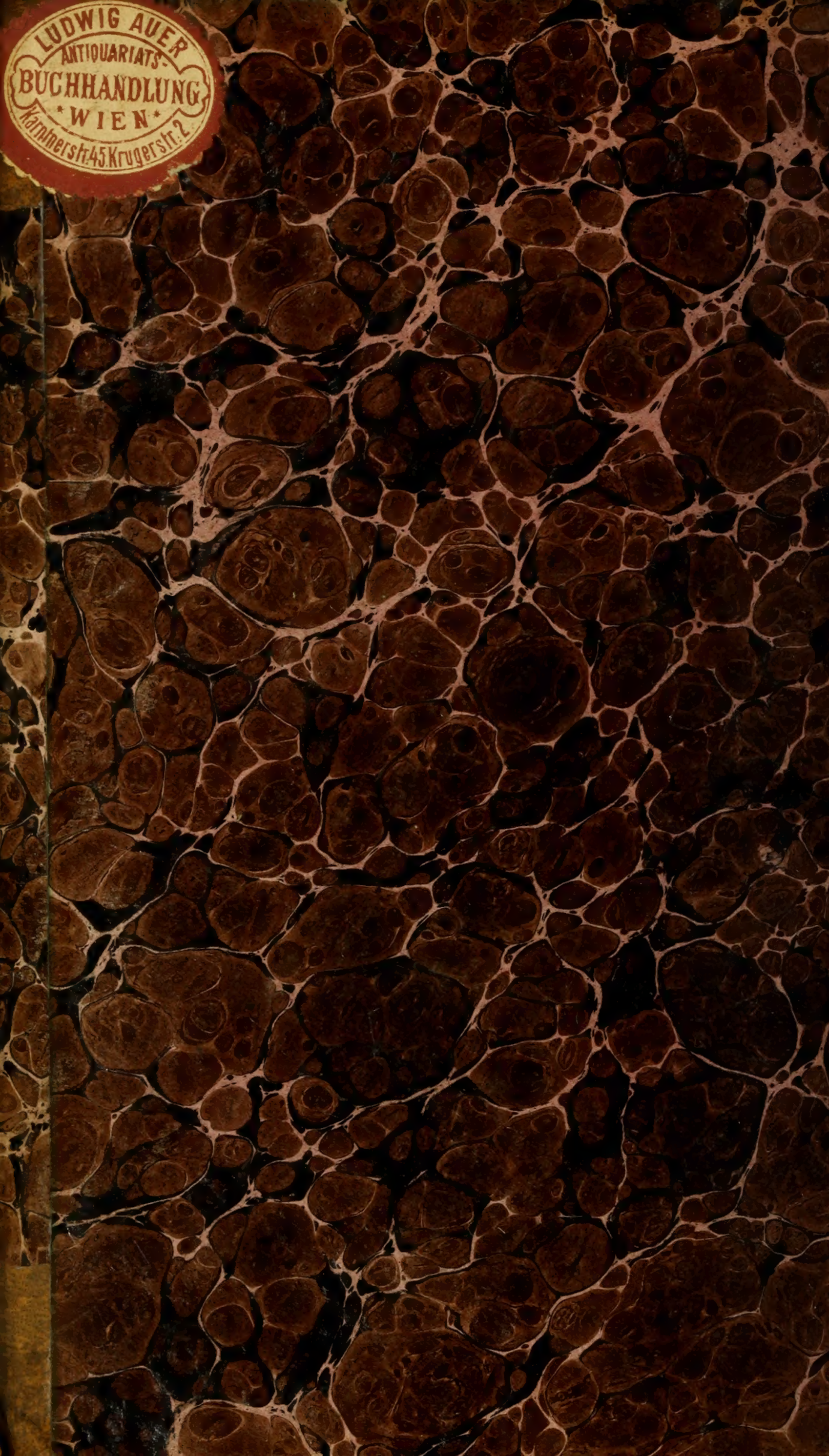
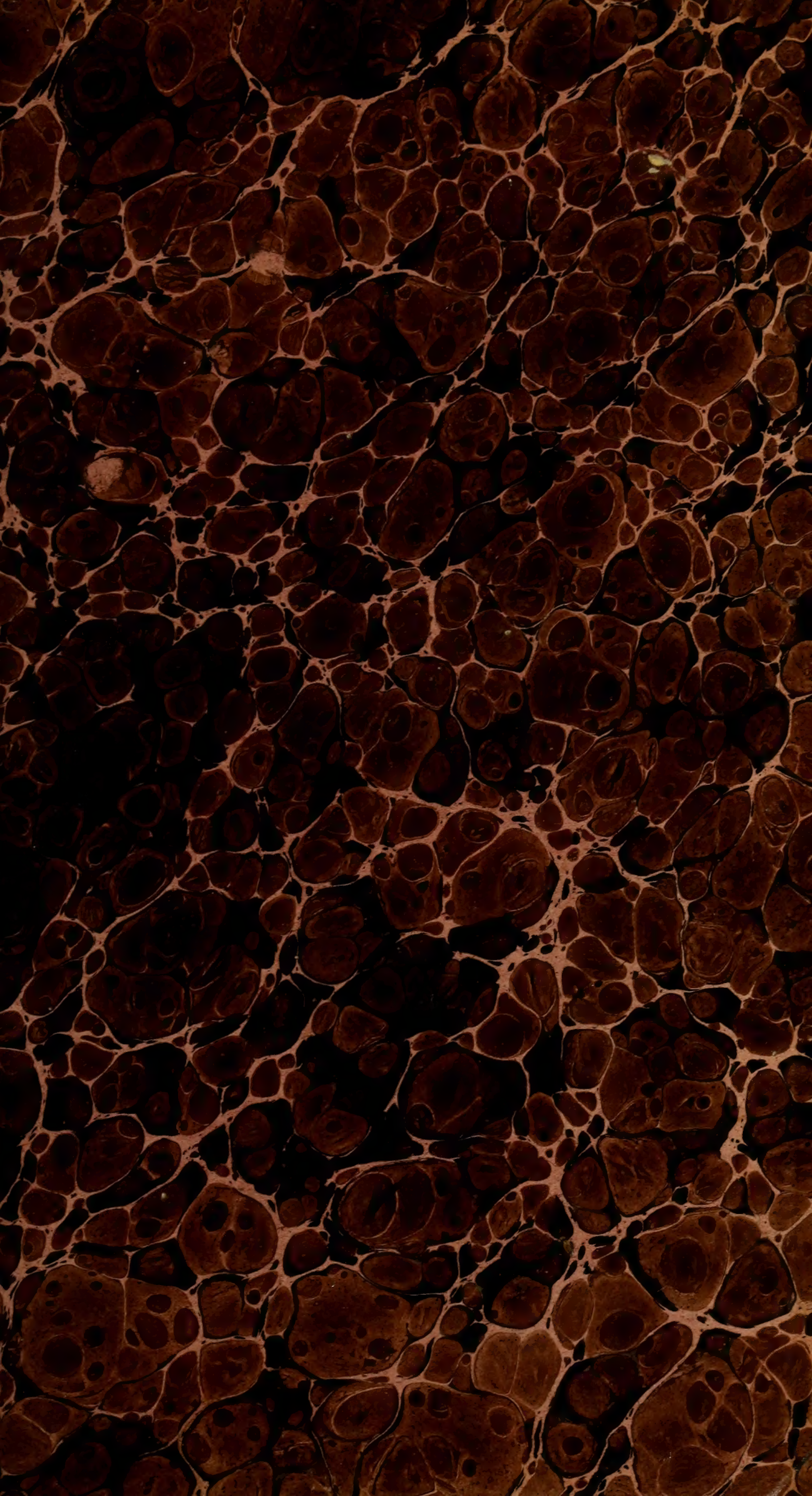
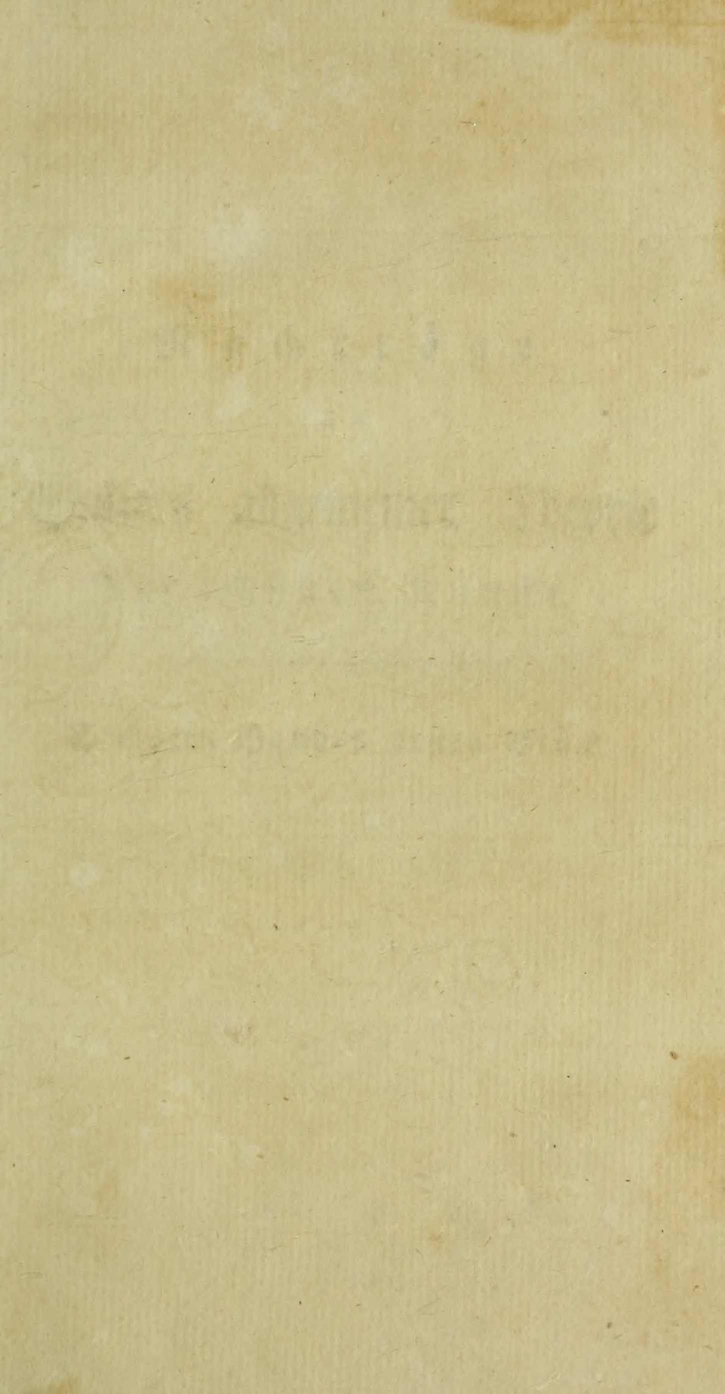
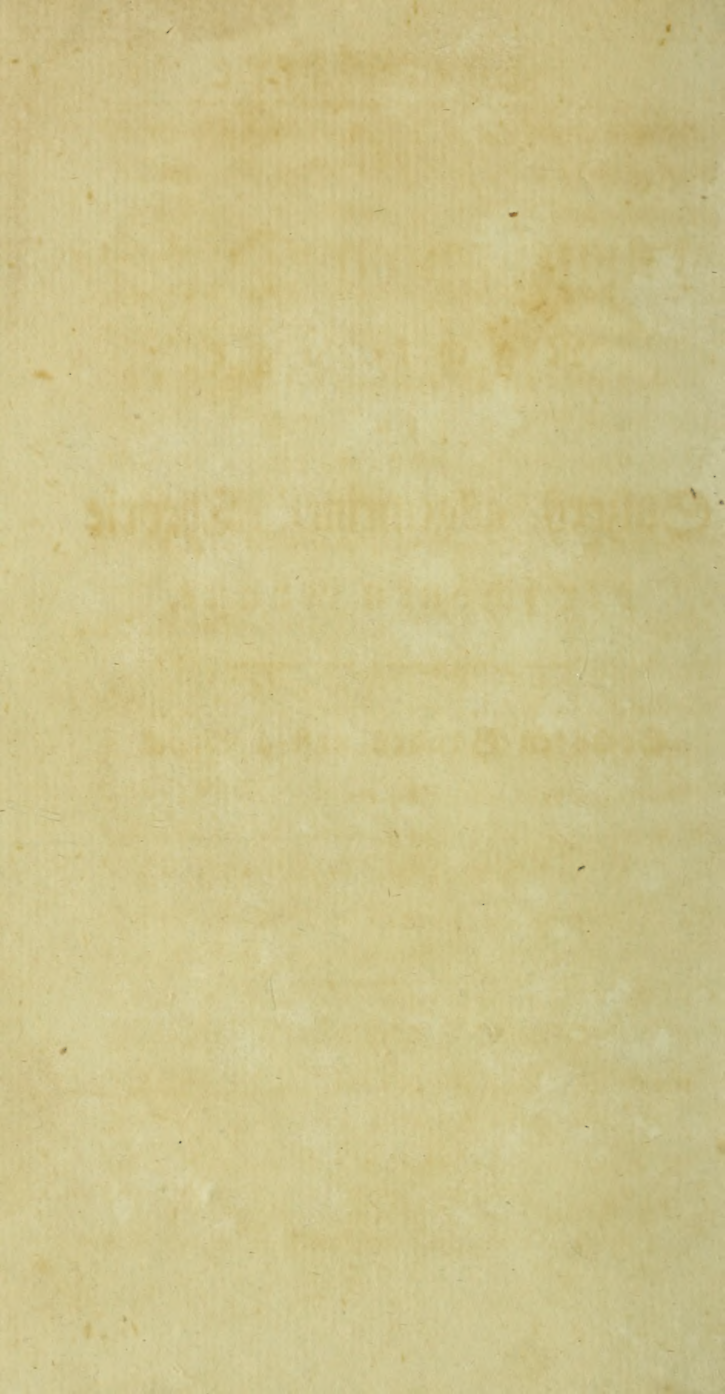



LUDWIG AUER
ANTIQUARIATS-
BUCHHANDLUNG
WIEN
Kärntnerstr.45.Krugerstr.2







Nachträge

zu

Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste.

Sechsten Bandes erstes Stück.

Charaktere

der

vornehmsten Dichter

aller Nationen;

nebst

kritischen und historischen Abhandlungen

über Gegenstände der schönen Künste

und Wissenschaften

von

einer Gesellschaft von Gelehrten.

Sechsten Bandes erstes Stück.

Leipzig,

im Verlage der Dykischen Buchhandlung.

1800.

Ueber sieben der ältesten arabischen Gedichte welche unter dem Namen der Moallakat bekannt sind.

Die schätzbarsten Ueberreste arabischer Dichtkunst aus den Zeiten kurz vor Mohammed sind sieben Gedichte, die in den poetischen Wettstreiten auf der jährlichen Messe zu Occadh (einer Stadt in der Landschaft Thehama) den Preis erhalten hatten, und, der Sage nach, mit goldenen Buchstaben auf ägyptischer Seide geschrieben, am Eingange des Tempels zu Mekkah aufgehangen waren, daher sie den Namen el-Moallakat, d. i. der aufgehangenen erhielten. Nirgends findet man den Geist, die Sitten und den Charakter der Araber vor der Revolution, die sie aus kriegerischen Hirtenstämmen zu einem erobernden Volk umschuf, wahrer und

schöner abgemahlt, als in diesen berühmten Gedichten, denen die Stimme der Nation den Preis zuerkannt hatte. Die Geschichte der blutigen Kriege, welche zu den mehresten dieser Poesieen Veranlassung und Stoff gaben, enthält Züge von Wildheit und edlem, selbst zartem Gefühl, von Barbarey und Großmuth, die den sonderbarsten Contrast gewähren, und in denen man eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Geiste und den Sitten der europäischen irrenden Ritterschaft des Mittel-Alters findet. Dasselbe berufsmäßige Herumziehen um Abentheuer aufzusuchen, Beute zu gewinnen, oder Gefahren und Zweykämpfe mit Feinden und reißenden Thieren zu bestehen; dieselbe Unbiegsamkeit, Härte und Rachsucht; aber auch dieselbe Ehrliebe, dieselbe Verpflichtung des Kriegers, Treue und Glauben zu halten, den Unterdrückten zu vertheidigen, und die Unschuld zu beschirmen, dieselbe hohe Achtung gegen das weibliche Geschlecht, dessen Beyfall des tapfern Mannes höchster Wunsch und Lohn war. Ursprünglich bildete sich dieser Geist der asiatischen und europäischen Chevalerie gewiß von einander unabhängig; die Uebereinstimmung war Folge gleicher Lage und gleicher Stufe der Cultur: aber als die Araber in Spanien einheimisch wurden, so mischte sich dann um so eher der schwerfällige und rohe Rittergeist des Nordens mit dem freyeren und schon mehr gebildeten arabischen. Der letztere hatte auch auf die Ritterpoesieen der Spa-

nier und Provenzalen einen unverkennbaren Einfluß, den man selbst in der äußern Form der Gedichte bemerkt. Eine der häufigsten Gattungen provenzalischer Ritterpoesieen, der historische Sirventesio, kommt an Inhalt und Form so ganz mit den arabischen Gedichten überein, welche der Gegenstand dieser Abhandlung sind, daß die Beschreibung, welche in der Literar-Geschichte der Troubadours von den ersteren gegeben ist, auch vollkommen auf die letzteren paßt *). Die Moallakat sind nämlich historische Gedichte, in welchen der Dichter seine Thaten und Schicksale besingt, und der Erzählung seine Empfindungen und Beobachtungen, auch öfters Sittensprüche und Lehren der Weisheit, als Resultate seiner Erfahrung und eines langen Umgangs mit Menschen, einmischt. Dadurch wird ein solches Gedicht zugleich das treueste Conterfey der Seele des Dichters, seiner Art, die

*) Après les poésies galantes des troubadours, les plus nombreuses sont celles que j'ai appelées *historiques*, comme ayant rapport à des faits, à des personnages distingués, et pouvant fournir des materiaux à l'histoire. Tels sont la plupart de leurs *sirventes*, sorte de discours en vers, où les louanges, le reproches, les plaintes, les menaces, les exhortations, les conseils se placent naturellement au gré de l'auteur. . . . Quand elles viennent de personnages illustres, c'est une peinture naïve de leurs sentiments, de leurs passions, de leur façon de voir et de s'exprimer. *Histoire litteraire des Troubadours*, Tom. I. Discours préliminaire, p. LV. LVI.

Dinge anzusehen, seiner Gefühle, Empfindungen und Leidenschaften.

Da meistens Liebe, oder Vertheidigung weiblicher Unschuld, zu kühnen Unternehmungen und gefahrvollen Wanderungen anspornte; so wurde es nach und nach regelmäßige Form, jedes längere historische Gedicht mit dem Ruhme der Schönen zu beginnen, um derentwillen der Dichter die Abenteuer bestand, deren Erzählung den Leser unterhalten soll, oder mit Klagen um ihre Entfernung und um ihren Verlust. Er kommt an den Ort, wo er einst die Geliebte seines Herzens zum erstenmal sah; aber jetzt findet er die Stätte verlassen, und er kann der Geliebten nur die Klagen der Sehnsucht nachschicken, die fruchtlos in der traurigen Einöde verhallen. Nun sucht er sich aufzurichten mit der Erinnerung an die Heldenthaten seiner Jünglingsjahre, zu denen er einst durch Sie begeistert wurde, an die Gefahren, die er bereits um ihrentwillen bestanden hat, an die Zweykämpfe, in denen er beleidigte Ehre und Unschuld rächte, oder an die Gefechte, wo er mit seinen Stammesgenossen in die Schaaren der Feinde eindrang, und ihrer viele erlegte. Den Beschluß macht gemeiniglich ein Lob der Tapferkeit und Gastfreyheit des Stammes, zu dem der Dichter gehört. Dieß ist der Faden, der sich durch die mehresten dieser älteren historischen Gedichte hinzieht, in denen übrigens von einem Gegenstand zum andern oft

mehr übergesprungen als übergegangen wird. Besonders ist der Uebergang von dem Introitus, welcher dem Lobe einer Schönen gewidmet seyn muß, zu dem Thema des Gedichts bisweilen so gesucht, daß es schwer ist, einen Zusammenhang zu entdecken: genug, wenn nur die gewohnte Form beybehalten ist; den Forderungen der Kunst glaubt man dadurch Genüge geleistet zu haben.

Wir wenden uns nun zur Betrachtung der einzelnen Stücke dieser Sammlung *).

Die ältesten Gedichte dieser Sammlung sind gerade diejenigen, welche in derselben, man weiß nicht aus welchem Grunde, die letzte Stelle erhalten haben. Die Verfasser derselben, Amru, Kelthums Sohn, und Hareth, lebten beyde kurz vor Mohammeds Geburt, und recitirten ihre Gedichte oder poetische Reden als Wortführer zweyer feindlicher Stämme vor dem Könige von Hira, Amru, Hin-

*) The Moallakat, or seven Arabian Poems, which were suspended on the temple at Mecca, with a translation and arguments. By *William Jones* Esq. London, 1783. 4. Der arabische Text ist mit lateinischen Buchstaben gedruckt, welches den Gebrauch sehr unbequem macht. Die in der kurzen Vorerinnerung versprochene Einleitung nebst den Erläuterungen zu diesen Gedichten sind nie erschienen. Die Ausgaben einiger einzelnen Stücke dieser Sammlung werden in der Folge gelegentlich angeführt werden.

ba's Sohn, den sich diese Stämme, Bekr und Tag-leb, selbst zum Schiedsrichter und Friedensstifter gewählt hatten. Schon seit geraumer Zeit waren sie mit einander im Kriege, den die Ermordung eines angesehenen Taglebiten, Colcibs, veranlaßt hatte. Bey einer anhaltenden Dürre, die in der Gegend, welche die Taglebiten mit ihren Heerden bezogen, alle Bäche und Cisternen aufgetrocknet hatte, wagte eine bewaffnete Schaar von diesem Stamme einen Einfall in das benachbarte feindliche Gebiet der Bekriten, um sich mit Wasser zu versehen. Sie wurden zum Rückzug gezwungen, ohne ihren Zweck erreicht zu haben, und ihrer siebenzig kamen vor Durst um. Dadurch wurde die gegenseitige Erbitterung von neuem und heftiger gereizt. Schon rüsteten sich beyde Stämme zu einem Kampfe, der blutiger zu werden drohete, als alle vorhergegangenen. Doch erwacht noch vor dem Beginnen desselben die Erinnerung an einen gemeinschaftlichen Ursprung: man schaudert vor dem Gedanken, daß es Brüder sind *), die sich mit wüthender Rachsucht einander vertilgen wollen. Von beyden Seiten werden Friedens-Vorschläge gethan: man wird einig, den König von Hira um seine Vermittlung zu ersuchen. Von den Taglebiten wird Amru gesandt, ein Mann, den das Gefühl seiner Jugendkraft und der Stolz auf

*) Beyde Stämme hatten den Wayel, Kasiths Sohn, zum gemeinschaftlichen Stammvater.

die Würde seines Stammes mit einer Zuversicht beseelten, die an Uebermuth gränzt; von den Bekriten Hareth, ein Greis von hundert und dreyßig Jahren, der mit der Mäßigung und Klugheit des Alters noch alle Kraft der männlichen Jahre verband, und die Sache seines Stammes so geschickt zu führen wußte, daß das Urtheil des Königs für denselben entschied.

Den Geist und Charakter jedes dieser Gedichte kann man im Allgemeinen schon aus dem ahnden, was von ihren Urhebern gesagt ist. Amru's Gedicht athmet Feuer, Kühnheit und Ungebundenheit. Der Dichter springt von einer Empfindung zur andern, von einem Gegenstand auf den andern über, wie es ihm seine Phantasie eingiebt, die weder Regeln noch Fesseln kennt. Die einzige Spur von Beobachtung einer Regel ist, daß, nach der gewohnten Form, der Eingang des Gedichts der Erinnerung an die Geliebte und dem Preise derselben gewidmet ist: dann wendet sich der Dichter sogleich ohne allen Uebergang an den König, dessen Ausspruch das Recht entscheiden, und den Frieden zwischen beyden Stämmen wieder herstellen soll. Er ermahnt ihn, sich in seinem Urtheile gegen einen Stamm von den Vorzügen und der Würde des seinigen nicht zu übereilen: mit Begeisterung erhebt er desselben Tapferkeit, Großmuth und nie unterjochte Unabhängigkeit.

Ins Schlachtgetümmel führen wir,
Wie Heerden zu der Tränke,
Die weissen, blendenden Paniere.
Sie löschen ihren Durst, und kehren,
Von Blut geröthet, heim.
Schön, rühmlich waren jene Tage,
An denen wir uns kämpfend
Den Fesseln eines Königes entwanden!
Wie manchen Tapfern, dessen Haupt
Ein Diadem umgab,
Verließen wir dahin gestreckt
Auf dem Gefild' des Todes,
Das schön geschirrte, reichgeschmückte
Roß an seiner Seite.

Unter den Vorzügen seines Stammes rühmt der Dichter selbst die Treflichkeit seiner Pferde und Waffen und die Schönheit seiner Frauen: er feyert das Andenken an die Helden, die aus diesem Stamme entsprossen sind, und an die Thaten derselben; ihre Nachkommen sind Erben ihres Ruhm's und ihrer Tugenden: Freunde haben an ihnen Wohlthäter und Beschützer, Feinden sind sie Schrecken und Verderben: auch die Bekriten, an die sich der Dichter einigemale wendet, müssen dieß durch ihre Erfahrung bekräftigen. In jeder Gegend, die ihnen gefällt, schlagen sie ihre Gezelte auf, und niemand darf es wagen, sich den Triften zu nähern, wo ihre Heer-

den weiden. »Wer sich,« schließt der Dichter, »nach unserm Willen fügt, findet bey uns sichern Schutz; aber hart ist die Züchtigung dessen, der sich uns widersetzt. Stolz weisen wir Geschenke derer zurück, die unsern Unwillen gereizt haben: der Cisternen klarestes Wasser ist unser Trank; nachdem wir es getrübt haben, löschen andere ihren Durst. Uns ist der Erdkreis sammt seinen Bewohnern, niemand kann unserm Arm widerstehen. Andere mögen eines Tyrannen Joch und trotzigen Uebermuth dulten, wir erniedrigen uns nie durch Unterwerfung unter seinen Willen. Man nennt uns gewaltthätig; und doch reizen wir niemand durch Beleidigungen; aber wer nicht abläßt, uns zu schmähen, fühlt unsers Grimmes Heftigkeit. Kaum ist ein Knabe unsers Stammes von der Mutter Brust entwöhnt, so beugen die stolzesten Führer fremder Stämme huldigend vor ihm die Kniee. Wir zwingen unsere Feinde des Todes ungemischten Trank zu kosten, und schrecklich ist in der Feldschlacht ihre Niederlage. Mit unsern Gezelten füllen wir die Erde, bald wird sie uns zu enge seyn; unsere Schiffe bedecken den Rücken des Meers.«

Mit Amrus jugendlichem Dünkel und aufbrausendem Uebermuthe macht Hareths, des Wortführers der Bekriten, weise Mäßigung und männliche Beredtsamkeit einen schönen Contrast. Man findet in seinem Gedichte Plan, und selbst eine Art von

Kunst in der Composition. „Nach der hergebrachten Form mußte es mit Frauenlob beginnen; die Schönen, deren Reizen und Tugenden der Dichter huldiget, sind die Gemahlin und die Mutter des Königs; und den Vater des Fürsten, so wie ihn selbst, preiset er als Muster von Gerechtigkeit, Tapferkeit und Grosmuth. Er ruft dem Könige ins Andenken zurück, daß es der Stamm Bekr war, der den Tod seines Vaters an den Kriegern des Königs von Ghassan rächte. Auch die Bekriten zählten von jeher viele Tapfere unter sich, deren Thaten noch in aller Gedächtnis leben, und die der Dichter den von seinem Gegner gepriesenen Taglebiten entgegensetzt. Er erófnet die Vertheidigung seines Stammes mit Ruhe und Mäßigung; aber mit dem Fortgange seiner Rede wird sein Unwille rege, indem er zeigt, daß die Taglebiten es waren, die durch ihren Uebermuth und durch ihre Gewaltthätigkeiten das Feuer des Kriegs entzündeten, und die Schrecknisse desselben herbeyführten: „Ein feindseliges Geschick, ein unglückbringendes Gestirn hat Ungemach und Elend über uns gebracht, hat Wehe und Kummer über unsere Tage verbreitet. Taglebs Söhne, unsere Brüder, überschritten der Billigkeit Gränzen; sie kränkten uns mit ungerechten Vorwürfen, sie bürdeten uns Verbrechen auf, an denen wir nie Theil hatten; der Schuldlose war ihnen gleich dem Schuldigen, vor ihrem Hasse schützte die tadelloseste Unschuld

nicht. Jeden Stamm, der in diesen weiten Steppen seine Gezelte aufschlägt, wähnten sie mit uns verbündet zu ihrem Verderben. Im Dunkel der Nacht sammelten sich ihre Krieger, und als der Morgen dämmerte, erscholl Kriegsgetös und Waffengeklirr, das Wiehern der Rosse und das Brüllen der Kameele. — Der Du durch trügerische Worte in Amrus Augen uns herabzusetzen suchst, kannst Du hoffen, daß die Wahrheit stets verborgen bleibe? Wahrlich, Deine Verläumdungen vermögen nicht, unsern Ruhm zu schmälern. Schon öfter tastete ihn unserer Feinde Mißgunst an, doch mehrt' er sich von Tag zu Tag, trotz den Bestrebungen ihres Hasses. Wenn unsers Ruhmes Glanz der Völker Augen blendete, wenn sie neidischer Erbitterung voll auf uns blickten, da erhob ein günstiges Geschick zu unserem Schutze einen dichten Fels, dessen hoher Gipfel die schwärzesten Wolken zerstreuete." — Uebrigens enthält Hareths Gedicht eine Menge von Anspielungen auf Vorfälle, die uns entweder gar nicht, oder doch sehr unvollständig bekannt sind, so gegenwärtig sie auch seinen Zuhörern seyn mochten.

Ein Zeitgenosse der beyden vorhergehenden Dichter war Tarafah, der Verfasser des Gedichts, welches in der Sammlung der Moallakat die zweyte Stelle einnimmt. Sein poetisches Talent, das sich früh entwickelte, machte ihn bey dem Könige von Hira,

Amru, so beliebt, daß ihn dieser seinem jüngern Bruder und bestimmten Nachfolger als Begleiter zugesellte. Aber einem Jüngling, der mit leichtem, unbefangnem Frohsinn einen Witz verband, der sich oft auf anderer Kosten belustigte, mußte der Umgang mit Großen leicht verderblich werden. Er überließ sich dem Spotte über Lächerlichkeiten und Thorheiten des Königs und seiner Günstlinge so unvorsichtig, daß er bald ein Opfer ihrer gereizten aber lang verheelten Erbitterung wurde. Der König sandte ihn an den Statthalter einer entlegenen Provinz mit einem versiegelten Schreiben, welches den Befehl zur Hinrichtung des Ueberbringers enthielt. Tarafah vollzog seinen Auftrag, aller Warnungen seiner besorgten Freunde ungeachtet, und er mußte seine Arglosigkeit zu spät bereuen.

Die nächste Veranlassung zu dem Gedicht, welches wir von ihm besitzen, gab ein Vorfall, der sich noch während seines Hirtenlebens ereignete. Der Dichter und sein Bruder waren mit einander übereingekommen, wechselsweise einen Tag um den andern ihre Heerden vor den Ueberfällen eines benachbarten feindlichen Stammes zu bewachen. Tarafah, dem sorglosen Genusse der Lebensfreuden und den Spielen seiner Phantasie dahin gegeben, war ein so nachlässiger Hüter der gemeinschaftlichen Heerde, daß sie einst von dem Feinde weggetrieben wurde. Vergebens suchte er seine Stammesgenossen zu

bewe-

bewegen, mit ihm gegen die Räuber auszuziehen. Bittere Vorwürfe der einen über eine Lebensart, die ihn und seine Familie entehre, und höhnender Spott der andern, die ihn aufforderten, durch seine Verse die geraubten Kamecle wieder zurück zu bringen, veranlaßten ihn, das wirklich zu versuchen, was man im Ernste zu vermuthen für lächerlich hielt, und sich zugleich gegen die Vorwürfe zu rechtfertigen, die ihm von allen Seiten gemacht wurden. Sein Einfall gelang. Einer der Oberhäupter seines Stammes, den er durch eine schmeichelnde Aeußerung in seinem Gedichte zu gewinnen gewußt hatte, sandte ihm hundert Kameele zum Geschenk, und ersetzte dadurch den Verlust, den die beyden Brüder durch die Räuber gelitten hatten.

Der Dichter beginnt mit Klagen über die Entfernung der Schönen, deren Reize er besingt. Seine traurige Stimmung zu verscheuchen, besteigt er ein Kameel, das ihn schon oft glücklich durch Einöden und gefahrvolle Abenteuer getragen hat. „Auf diesem Kameele“ — fährt er nach einer langen und für einen europäischen Leser ermüdenden Beschreibung desselben fort, um zum Preise seines Muthes überzugehen, „auf einem solchen Kameele durchfahre ich wilde, wasserlose Wüsten, vor deren Schrecknissen des muthigsten Gefährten Brust zurückebebt, deren Gefahren nur ein Held entgegen geht.“ Aber nicht

aus misanthropischer Ungeselligkeit, nicht aus Karg- heit, um sich den Pflichten der Gastfreundschaft zu entziehen, besucht der Dichter Einöden: der verirrte Wanderer findet bey ihm stets Herberge und der Hülflose Schutz. Nie sucht man ihn vergebens im frohen Kreise der Zechenden: umgeben von muntern Jünglingen und reizenden Mädchen, deren Gesang das Herz zu Freude und Liebe stimmt, verwendet er seine Güter nur auf den Genuß der Freuden des kurzen Lebens, unbekümmert um die Vorwürfe seiner Verwandten, die ihn aus ihrer Mitte ausgestoßen haben. Dafür preisen die Dürftigen seine Milde, und die heerdenreichen Bewohner der weiten Triften seinen Muth. »Der Du mich tadelst, daß ich mich unter kämpfende Schaaren stürze, und dem Genusse mich weihe, kannst Du mir Unsterblichkeit zusichern? Vermagst Du den Streich des Todes nicht abzuwenden, so laß mich im Genusse der Güter, die ich besitze, ihm entgegen gehen. Wahrlich, es gälte mir gleich, wie bald oder spät meine Gefährten an meinem Grabe trauern, wären nicht d r e y Dinge, die dem Leben des Jünglings Reiz gäben. Am frühen Morgen, vor des mürrischen Tadlers Erwachen, sich mit dem dunkelrothen, perlenden Safte der Trauben zu laben: dem von Feinden umringtem Krieger auf einem sich bäumenden Rosse zu Hülfe zu eilen, Schrecken um sich verbreitend, wie eine Hyäne, die von dem Geräusche menschlicher Fußtritte aufge-

schreckt wird, und den trüben, regnichten Tag unter dem ausgespannten Zelte in süßen Tändeleyen mit zarten, schön geschmückten Mädchen zu kürzen. Gleich sind die Grabeshügel des grämlichen Kargen, der seufzend auf seine gehäuften Schätze hinblickt, und des Sorglosen, der im frohem Genusse das väterliche Gut verschleudert. Beyde deckt ein Haufe kalter, stummer Steine. Der Tod wählt sich die Edelsten der Helden zu Schlachtopfern, und zum Eigenthum die auserlesensten Schätze zusammen scharrender Reichen. Ein Schatz, der mit jeder Nacht abnimmt, ist unser Leben; auf immer dahin ist was die Zeit jeden Tag mit sich fortreißt.« — Bey diesen Grundsätzen muß der Dichter freylich die Vorwürfe seiner Verwandten sehr unbillig finden, über deren Betragen er sich dann auch um so bitterer beschwert, je weniger er sich bewußt ist, irgend eine Pflicht gegen sie verletzt zu haben. Nie entzog er sich einer Gefahr, wenn er zur Hülfe aufgefodert wurde. »Tastete ein Verläumder eure Ehre an, so zwang ich ihn, ohne erst zu drohen, einen Becher aus der Cisterne des Todes auszuleeren.« Eines solchen Mannes Werth würden andere Verwandte besser zu schätzen wissen; sie würden ihn nicht der Armuth und Verachtung Preis geben. Nach einer wiederholten Schilderung seines Muthes fordert er seines Bruders Tochter auf, ihn, wenn er einst im Kampfe gefallen seyn werde, auf eines Helden würdige Art

zu betrauern, und seinen Ruhm durch ihre Gesänge zu verherrlichen *).

Einen rauheren und ungestümeren Geist verkündigt das **fünfte** Gedicht. Sein Verfasser, **Antara**, wird als der kühnste Held der Absiten gepriesen. Zween Jünglinge des Stammes **Dhobian** hatten sich erkühnt, ihn, ohne daß er sie gereizt hätte, zu lästern. Die Schilderung seiner Heldenthaten soll ihn rechtfertigen und die Verläumder schrecken. »Friedlich bin ich, und mild,« sagt der Dichter nach dem gewöhnlichen Eingang, worin er die Trennung von seiner geliebten Abla betrauert, und den Leser mit einer Beschreibung des Kameels, auf dem er ihr nacheilt, unterhält, »Friedlich bin ich und mild, läßt man mich ungekränkt, aber gereizt ist meine Rache unerbittlich, und meinem Widersacher herb wie Coloquinthen. Manchen Geliebten einer Schönen, deren Reize keines Schmuckes bedurften, verließ ich auf dem Kampfplatz dahin gestreckt, daß aus den mit meiner Lanze weit geöffneten Adern rauschend mit seinem Blute sein Leben hinwegrann. Ein plötzlicher, mit verdoppelter Kraft geführter Streich kam seinem Angriffe zuvor, aus der tiefgebohrten Wunde quoll ein Strom, an Farbe der Anemone gleich.

*) **Tarafa's** Gedicht hat J. J. **Reiske** im Jahre 1742 zu Leyden mit einer lateinischen Uebersetzung und einem sehr ausführlichem und gelehrten Commentar herausgegeben.

Geh; frage, o Maleks Tochter, kennst du meine Tapferkeit noch nicht; frage die Krieger, die Genossen meiner Kämpfe waren; vernimm, wie ich, angeheftet am Sattel meines edlen, im Schweiße schwimmenden, mit Wunden bedeckten Rosses vorwärts drang in das Schlachtgetümmel, eingeschlossen vom Gedränge tapferer Helden mit gespannten Bogen. Bezeugen wird, wer je an meiner Seite kämpfte, daß ich ungestüm bin im Kampfe, aber unbekümmert um Beute. Manchen geharnischten Streiter, vor dessen Anblick der Kühnste erbebte, zu stolz, durch schnelle Flucht, oder durch entehrende Unterwerfung sich zu retten, hat dieser Arm mit dem Stoße einer geraden, unbiegsamen Lanze zu Boden gestreckt! Weit geöfnet war der Wunde Rand; des hervorströmenden Blutes Rauschen rief von Hunger gequälte, im Dunkel der Nacht Raub suchende Hyänen herbey. Meine behende Lanze durchbohrte seine Eisen-Hülle; und kein Krieger, wie tapfer er auch sey, vermag ihr zu entgehen.«

Wenn man in Antara den rauhen Krieger hört, der sich nur in Gemälden blutiger Kämpfe und gefallner Streiter gefällt; so vernimmt man in Zoheir die sanfte Stimme eines ruhigen Weisen, der Friede verkündigt und preiset. Ein blutiger Krieg hatte vierzig Jahre lang zwischen den Stämmen Abs und Dhobian gewüthet. Der Friede war

kaum wieder hergestellt, als Hossain, ein Dhobianite, den Tod seines Vaters, der im Laufe des erwähnten Krieges getödtet worden war, an einem der edelsten Absiten rächte. Man griff aufs neue zu den Waffen, und schon rückten die Absitischen Krieger an, um den Friedensbruch zu ahnen, da sandte Hareth, eines der Oberhäupter der Dhobianiten, im Einverständnisse mit Harem, einem andern angesehenen Manne dieses Stammes, seinen Sohn mit einem Geschenk von hundere Kameelen, als Sühnopfer für den gemordeten Absiten, zu dem Zelte des feindlichen Anführers, dem er zugleich sagen ließ, er hoffe, die Milch der Kameele werde ihm lieber seyn, als das Blut seines Sohnes. Die Genugthuung wurde angenommen, und der Friede wieder hergestellt. Diese glückliche Aussöhnung feyert Zohair in seinem Gedicht, worin er die Edlen preiset, deren Großmuth zwey Stämme wieder vereinigte, die ein unseliger Krieg so lange entzweyt hatte, die Schrecknisse desselben unter dem Bilde eines Ungeheuers schildert, das immer von neuem gebiehrt, und den verwünscht, dessen unedle Rachsucht diesen Krieg wieder anzufachen drohete. Der Dichter war ein achtzigjähriger Greis: »ich bin,« sagt er von sich, »der Mühseligkeiten des Lebens überdrüßig; wer achtzigmal den Kreislauf des Jahres gesehen hat, den wird das Leben nicht minder ekeln.« Unter allen Gedichten

dieser Sammlung hat daher das seinige am wenigsten poetischen Schwung: dafür enthält es desto mehr Weisheits-Sprüche und Regeln der Lebensklugheit, Resultate einer langen Erfahrung und einer sorgfältigen Beobachtung des Weltlaufs. Zur Probe nur einige solcher Sätze, die das Gedicht beschliessen.

»Wer Treue und Glauben hält, entgeht der Schmach; wer zum sichern Ruheplatz der Unschuld seinen Lauf richtet, kommt nie in Verlegenheit.«

»Auch den, der zaghaft stets dem Tode zu entfliehen sucht, ereilt er endlich, erstieg er auch auf einer Leiter die Wolken.«

»Wer Güter besitzt, und mit ihnen geizt, der entfremdet seine Stammesgenossen von sich, und setzt sich ihrem Tadel aus.«

»Wer sich stets von andern Lasten auflegen lässet, und sich nie aus verächtlicher Niedrigkeit empor zu heben sucht, wird endlich einmal bittere Reue empfinden.«

»Wer sich selbst nicht ehrt, wird auch von andern nicht geehrt.«

»Wer von seiner Cisterne Zudringliche nicht mit Lanzen abhält, wird sie bald verschüttet sehen: wer nie angreifen will, wird endlich unterdrückt.«

»Wer den Tadel der Menschen nicht achtet, setzt sich demselben aus.«

„Wer seine Wohlthaten an Unwürdige verschleudert, verwandelt seinen Ruhm in Schmach."

„Des Menschen eine Hälfte ist die Zunge, die andere sein Herz; das übrige ist nichts als eine Gestalt von Blut und Fleisch *)."

Lebid, der Verfasser des vierten Gedichts dieser Sammlung, war ein Zeitgenosse Mohammeds, und starb zu Cufa im Jahr 662 christlicher Zeitrechnung unter der Regierung des fünften Chalifen, Moawiah, in einem Alter von hundert und zwanzig Jahren. Ein so heftiger Gegner des Propheten er anfangs war, ein so eifriger Anhänger desselben wurde er, als ihn die Schönheit und Kraft einiger poetischen Stellen des Korans zur Annahme der neuen Lehre bewogen hatte; und Mohammed selbst war stolz darauf, einen der berühmtesten und geschätztesten Dichter der Nation gewonnen zu haben. Das Gedicht, welches wir von ihm besitzen, und noch vor seinem Uebergang zum Islamism verfertigt ist, scheint durch keinen besondern Vorfall veranlaßt worden zu seyn, sondern preiset überhaupt den Muth, die Tapferkeit und Gastfreyheit des Dichters. Es beginnt mit einer mahlerischen Schilderung der Gegend, wo ehemals das Lager eines Stammes, un-

*) Zohair's Gedicht hat der Verfasser dieser Abhandlung zu Leipzig im Jahr 1792 mit einer lateinischen Uebersetzung und Anmerkungen herausgegeben.

ter dem er eine Geliebte gefunden hatte, gestanden war. Schon längst hat jener Stamm diesen Ort wieder verlassen, und jetzt ist er eine Einöde, in welcher die Zeit fast jede Spur ehemaliger Wohnungen vertilgt hat. Die Stelle, wo einst Nawara's Zelt stand, kann man nicht mehr erkennen, die Winde haben sie mit Sand bedeckt. Auf der Ebene, die vormals mit Gezelten bedeckt war, um die noch hie und da umherliegenden Ueberreste von Feuerheerden, irrt jetzt das Wild umher. Wilde Disteln heben hier ihre Häupter empor, in des Thales Seitenwänden wohnen Gazellen, die für ihre eben geworfene Jungen in dieser Wildniß ein ruhiges Lager finden, wo sie vor allen Nachstellungen der Jäger sicher sind: die von der Mutter entwöhnten Jungen weiden heerdenweise auf der benachbarten Ebene sorglos und ungestört. Vergebens sucht sich der Dichter von dem Gedanken an die Geliebte, deren Trennung ihn mit Schmerzen erfüllt, los zu reißen: er muß ihr nachziehen, und das Kameel, das er in dieser Absicht besteigt, wird von ihm ausführlich geschildert. Die Schnelligkeit desselben vergleicht er bald mit einer vom Winde fortgetriebnen Wolke, bald mit einem wilden Esel, der wüthend vor Durst zu einer Quelle rennt, bald mit einer Gazelle, die in Thälern und auf Hügeln ängstlich ihr Junges sucht, das im Walde von Hyänen zerrissen ist. Der Dichter ereilt seine Nawara; aber er findet sie sprö-

de. Er vergilt ihre Kälte mit Gleichgültigkeit, und schildert die fröhlichen Gelage, die ihn für die Freuden der Liebe entschädigen. Dieß führt ihn auf das Lob seiner Gastfreyheit und aller der mit ihr verschwisterten ruhmwürdigen Eigenschaften, die das Bild eines edlen Arabers vollenden: „An wie manchem kalten Morgen, wenn rauhe Winde heulten, deren Zügel die Hand des Nords regierte, hat mein Zelt den Wanderer vor ihren Stürmen geschützt! Eil' ich meinem Stamme zu Hülfe, so trägt meine Waffen ein schnelles Roß, dessen Zügel, fest um meine Lenden geschlungen, statt des Gürtels mir dienen. Ich besteige einen Hügel, des Feindes Lager auszuspähen; ein kleiner Raum trennt uns von ihm, und unser Wolken an fliegender Staub erreicht seine Fahnen. Sinkt dann die Sonne in Dunkelheit, und der Schleyer der Nacht verhüllt der Feinde Hinterhalt, so steig' ich in das Thal hinab: mein Roß erhebt seinen Nacken, gleich dem schlanken Aste einer hochstämmigen Palme, an welcher der, der seine Früchte brechen will, nicht hinanzureichen vermag. Angespornt fliegt es gleich einem fliehenden Strauße über die Ebene hinweg, das Geschirr schlägt in der Heftigkeit seines behenden Laufes um seine Seiten; ein Strom rinnt von ihm herab; sein Gurt ist in dem siedenden Schaum gebadet. Es hebt sein Haupt; frey, mit verhängtem Zügel fliegt es dahin; es eilt zum Ziele wie zur Quelle eine Taube, die brennen-

der Durst peinigt. Unter meinem Zelte glaubt sich der Wanderer in Tebala's fruchtbares, üppiger Blüthen volles Thal versetzt. An meines Gezeltes Seile schleicht jedes alte Mütterchen, von Hunger abgezehrt, und von Elend darnieder gedrückt. Wenn Winterstürme auf der kahlen Ebene unter sich kämpfen; so umgeben meinen Tisch hungrige Waisen, die sich gierig in die Bäche meiner Mildthätigkeit stürzen. — In der Versammlung der Stämme erhebt sich stets ein Held aus unserm Blute entsprossen, dessen Muth und Kraft das Schwerste besiegt. Jedem theilt er gleichen Antheil zu; er verwaltet unter den Stämmen das Recht; Zorn ergreift ihn, wenn es geschmälert wird; um anderer Rechte zu befestigen, opfert er die seinigen. Er handelt mit Grösse der Seele und Edelmuth, überschüttet mit dem Thaue seiner Wohlthätigkeit jeden der Hülfe sucht, und streuet um sich die Schätze die er erbeutet hat, den Lohn seiner Tapferkeit. Er gehört einem Stamme an, dessen Väter Muster der Vollkommenheit sind, und jeder Stamm, der mit uns verwandt ist, hat Vorbilder der Treflichkeit.« — Unter allen Stücken dieser Sammlung hat Lebids Gedicht den größten poetischen Werth. Die Schilderungen dieses Dichters sind mannigfaltig und lebendig, seine Bilder neu und überraschend, und seine Empfindungen edel.

Ein Zeitgenosse Lebids war Amral-Kais, der, nach vergeblichen Versuchen die seinem Vater entrissene Herrschaft über einige arabische Stämme wieder zu erhalten, nach Ancyra in Galatien floh, und daselbst in der letzten Hälfte des siebenten Jahrhunderts starb. Sein Gedicht *) welches die Sammlung der Moallakat eröfnet, enthält die Schilderung verschiedener Liebesabenteuer und der auf denselben bestandnen Gefahren, denen auch eine lange Beschreibung des Kameels eingewebt ist; hat aber übrigens wenig Hervorstechendes, und ist voll gesuchter Gleichnisse und Anspielungen, die einem europäischen Leser schon deshalb nicht sehr gefallen können, weil sie ihm erst durch mancherley Erläuterungen verständlich werden müssen.

*) G. J. Lette gab es zu Leyden im Jahre 1748 in Verbindung mit Caabs Lobgedicht auf Mohammed heraus.

Lateinische Fabulisten.

Die äsopische Fabel hat die Aufmerksamkeit der Römer nur in einem sehr geringen Grade auf sich gezogen. Als sie einige Bekanntschaft mit der Litteratur der Griechen errichteten, als sie anfingen die poetischen Kunstwerke dieser Nation zu übersetzen und nachzubilden, war die äsopische Fabel noch nicht als selbstständige Dichtung vorhanden, und ihren rhetorischen Gebrauch scheint der ernste Charakter der römischen Beredsamkeit nicht sonderlich begünstigt zu haben. Einige Anspielungen auf äsopische Erfindungen, und hier und da, aber immer nur sparsam, gelegentlich eingewebte Fabeln zum Schmuck eines größern Ganzen, ist, wie es scheint, alles, was die römische Literatur in dem Zeitraume der Republik in dieser Gattung aufzuweisen hat a).

a) Die Fabel des Menenius Agrippa beym Livius II. 32. muß wahrscheinlich zu den Verschönerungsmitteln gerechnet werden, mit denen die römi-

Ennius, der Vater der römischen Poesie, war, so viel wir wissen, der erste, welcher einen solchen gelegentlichen Gebrauch von den Erdichtungen griechischer Fabulisten gemacht hat. Mit Geschicklichkeit und Anmuth, wie uns ein römischer Schriftsteller versichert *b*), hatte er die Fabel von der Lerche (Cassita) in eine seiner Satyren verflochten und ihr ein poetisches Gewand geliehen. Andere alte satyrische Dichter haben ihn vielleicht hierinne nachgeahmt; wenigstens hat ein Dichter, welcher keine Schönheit seiner Vorgänger verloren gehen ließ, der geistvolle Nachahmer Lucils, einige seiner Satyren durch Anführungen äsopischer Fabeln geschmückt. Unter allen alten Dichtern war Horatz der erste und einzige, welcher die Fabel in das Gebiet der Dichtkunst führte, und, nicht zufrieden ihr den äußern Schmuck des Sylbenmaaßes zu lei-

---

schen Geschichtschreiber den Lückenhaften Stoff der alten römischen Geschichte zu heben suchten. Wenigstens kann aus diesem einzelnen Beyspiele nicht auf einen häufigen Gebrauch der äsopischen Fabel geschlossen werden.

b) Gellius N. A. II. 29. Hunc Aesopi apologum Q. Ennius in Satiris *scite* admodum et *venuste* versibus quadratis composuit: quorum duo postremi isti sunt, quos habere cordi et memoriae operae pretium esse hercle puto:

Hoc etit tibi argumentum semper in promtu situm:
Ne quid expectes amicos, quod tute agere possies.

Vergl. Avian. Fab. XXI. Babrius nr. 353. ed. Hauptm.

hen, die erdichtete Handlung wie eine wirkliche behandelte, ihr Inneres beseelte und sie zum Range einer selbstständigen Schönheit erhob *c*).

Aehnliche Versuche römischer Dichter nach Horatz sind mir nicht bekannt *d*). Erst unter der Regierung Tibers tritt die äsopische Fabel, scheinbar unabhängig, in Latium auf. Denn um diese Zeit behandelte

---

c) Horat. I. Epist. X. 34 — 38. Vergl. Aristotel. II. Rhetor. 20. Aesop. p. 251. ed. Haupt. — II. Serm. VI. 83. ff. Vergl. Nachträge z. Sulzer. V. Th. I. St. 196. f. S.

d) Nikol. Heinsius vermuthet zwar, daß ein gewisser C. Melissus, dessen Ovid ex Ponto IV. Ep. XVI. 30. als eines dramatischen Dichters Erwähnung thut, äsopische Fabeln geschrieben habe, weil Svetonius von ihm ineptiarum seu jocorum libellos in Verbindung mit Mimen anführt. Dieser Grund ist sehr dürftig. Wenn Phädrus seine Fabeln an mehrern Stellen jocos nennt, so folgt daraus noch gar nicht, daß auch ein Literator bey einer Anführung ihnen diesen Titel beylegen, oder daß dieses Wort überhaupt zur Bezeichnung äsopischer Fabeln gebraucht werden könnte. Wenn Horaz seine kleinern Gedichte nugas nennt, dürfte es uns darum einfallen, ihnen den Titel Horatii nugas beyzulegen? Das Wort ineptiarum, welches einen Theil jenes Titels ausmacht, ist der Vermuthung des holländischen Philologen noch mehr im Wege. Es kann jenes Wort also im eigentlichen Sinne eine Sammlung von Scherzen und kurzweiligen Erzählungen gewesen seyn.

Phädrus e)

die Erfindungen Aesops in römischer Sprache, wie sie Babrius, vielleicht noch vor ihm f) in griechischer behandelt hatte, und übertrug sie, mit mancherley eigenem vermischt, in lateinische Jamben. Ich darf nicht unterlassen, der ästhetischen Beurtheilung dieses Dichters einige literarische Notizen über die Zeit seines Lebens und die in Anspruch genommene Authentizität seiner Fabeln vorauszuschicken.

Alles, was wir von diesem Dichter wissen, muß aus seinen eigenen Schriften geschöpft werden. Der Titel der Handschrift, in welcher er sich erhalten hat g), nennt ihn einen Freygelassenen des August, und er selbst erwähnt des Sejan, als seines Anklägers

e) Oder, wie Marquard Gudius lieber wollte, Phäder. S. Burmanns Vorrede S. IX. ed. sec. In der Vorrede des Avianus heißt er indeß Phaedrus, und auch diese Form ist der lateinischen Sprache nicht fremd, wie Fabrizius zeigt in Bibl. Lat. T. II. p. 25. ed. Ern. Vergl. Ruhnken z. Vellejus I. 16. p. 65.

f) S. Nachträge z. Sulzer. V. Th. 2 St. 295 S.

g) Aus welcher ihn Pithorus im J. 1596. zum erstenmal ans Licht zog, ohne, dem Gebrauche seines Zeitalters gemäß, genauere Nachricht von ihm zu geben. Man weiß nicht, was aus dieser Handschrift geworden, und ob sie noch vorhanden ist. Auch Rigaltius (Rigaut) benutzte diesen und außer demselben einige Blätter mit Fabeln des Phädrus, die er von Sirmond erhielt.

klägers und Verfolgers *b*). Wenn wir diese Zeugnisse gelten lassen wollen, so fiel die Zeit seiner Jugend in die Regierung Augusts *i*), die Zeit seines Alters unter die Regierung Tibers. Aus einigen Stellen seiner Fabeln läßt sich schließen, daß er sie, wenigstens zum Theil, in seinem Alter geschrieben *k*), und es ist wahrscheinlich, daß er sie

b) Prolog. L. III. 41.

> Quod si accusator alius Sejano foret,
> Si testis alius, judex alius denique,
> Dignum faterer esse me tantis malis.

Da man aus dieser Stelle nicht sehen kann, was den Phädrus eigentlich ins Unglück gebracht habe, so vermuthet man, daß in seinen Fabeln Anspielungen enthalten seyn möchten, die man bey dem mistrauischen Tiber gegen ihn benutzt habe. Bey L. I. XVII. sagt Burmann: Certe latet in hac fabula aliquid satyrici in sui temporis ineptos Deorum cultores: forte et Tiberium sub Jovis persona, et Romanos sub canum intellexisse potuit, qui a Sejano vexati melioris vitae tempora petunt. Leere Vermuthungen, um eine elende Erzählung zu retten, die nicht gerettet werden kann. Auch bey der XIX. F. desselben Buches soll Phädrus den Tiberius im Sinne gehabt haben; und so an mehrern Stellen.

i) L. III. F. X. erzählt er einen Rechtshandel, der von August geschlichtet wurde (V. 39.) und von dem Phädrus ausdrücklich sagt (V. 8.): er habe sich zu seiner Zeit zugetragen. Eine Anekdote von Tiber erzählt er II. 5.

k) Daß dieß mit Sicherheit aus der I. F. des III. Buches (anus ad amphoram) geschlossen werden könne, weil er zum Schlusse sagt: Hoc quo pertineat, dicet qui me noverit, möchte ich nicht behaupten. Wenigstens findet Funke Apologia pro Phaedro p. 36. hier keine Anspielung auf das Alter des Dichters, sondern vielmehr die Erklärung, daß man sein Verdienst und seine Kenntnisse nicht nach den wenigen Bruchstücken beurtheilen dürfe, die man davon in seinen Fabeln fände.

nicht eher als nach dem Tode Sejans ans Licht gestellt habe *l*).

Seiner eigenen Versicherung zu folge war Thrazien sein Vaterland. In dem Vaterlande der Linus und Orpheus, auf dem pierischen Hügel, hatte er das Licht erblickt *m*); frühzeitig war er mit den Wissenschaften bekannt geworden; denn, wie er

l) Wenigstens werden die des dritten Buches, in dessen Prolog er den Sejan namentlich angreift, nicht früher erschienen seyn. Marquardus Gudius glaubte sogar, daß sie nicht eher als nach Tibers Tode bekannt geworden wären. Allzu scharfsinnig ist es, wenn er einen Grund zu dieser Behauptung in der Fabel von der Hyder zu finden glaubt, die den Fröschen zum Könige gegeben wurde. Diese Hyder soll den Caligula bezeichnen, weil Svetonius in dem Leben dieses Kaysers c. XI. erzählt, Tiberius habe vom Caligula gesagt: Exitio suo communique Cajum vivere, et se *natricem* populo romano, Phaethontem orbi terrarum educare. Diese Vermuthung, welche Anhänger gefunden hat, fällt durch die Bemerkung über den Haufen, daß die ganze Fabel griechischen Ursprungs ist. (cf. Aesop. 167.) Burmann benutzte Gudius Hypothese bey der XVII. F des IV. Buches, wo die Natter, seiner Meinung nach, wiederum den Caligula bezeichnet. Man s. Aesop. 170.

m) Prologus L. III. 17. Ego quem Pierio mater enixa est jugo. Diejenigen, welche diesen Worten einen metaphorischen Sinn unterlegen, haben den Zusammenhang nicht gehörig erwogen. Phädrus führt die Gründe, die seine Ansprüche auf den Namen eines Dichters begünstigen, der Reihe nach an. Seinen Geburtsort, ein poetisches, durch die Gegenwart der Musen begünstigtes Land, stellt er an die Spitze. Zunächst kömmt er auf seine Erziehung, in ipsa natus paene schola; auf seinen Charakter, der keinen von den Flecken hat, die mit den Musenkünsten unverträglich sind. Man gebe dem ersten Satze eine metaphorische Bedeutung und die ganze Anordnung der Gedanken ist zerstört.

selbst sagt, war er beynah in der Schule geboren *n*). Seine weitern Schicksale, die Ursache seiner Sklaverey und Freylassung, die Geschichte seines Lebens in Rom und seines Berufes zur lateinischen Poesie, alles dieses liegt unter einem dichten Schleyer verborgen, hinter den zu blicken man sich vergeblich bemüht hat.

Die fünf Bücher seiner Fabeln müssen, nach den Aeußerungen ihres Verfassers, zu verschiedenen Zeiten an das Licht getreten seyn *o*). Sie scheinen mehr Tadler als Freunde und Bewunderer gefunden zu haben *p*) und wahrscheinlich sind sie nicht sehr bekannt geworden. Martial nennt einen Phädrus, aber es ist nicht ganz gewiß, daß er den unsrigen meynt *q*); und so ist Avianus in der

n) Prolog. L. III. 20.

o) Als er den Prolog zum dritten Buche schrieb, hatten ihm seine Fabeln, wie er in demselben sagt, schon mancherley Unglück und Tadel zugezogen.

p) An vielen Stellen hat es Phädrus mit seinen Gegnern zu thun. Epilogus L. III. 15 ff. Prolog. L. III. 60. f. — L. III. F. X. — Prolog. L. V. 15. F. VII. 1. 2. u. a.

q) Martial. L. III. 20.

An aemulatur improbi jocos Phaedri?
Lascivus elegis, an severus herois? etc.

Fast alle Ausleger erklären diese Stelle von dem Fabeldichter Phaedrus, der seine Fabeln an mehr als einer Stelle jocos nennt, und es als eine ihrer Eigenthümlichkeiten angiebt, quod risum moveant. Prolog.

Vorrede zu seinen Fabeln der einzige, welcher die fünf Bücher des Fabeldichter Phädrus mit Bestimmtheit erwähnt r). Doch ist auch selbst diese

---

L. I. 3. Die Gründe, mit denen Christ, in Prolus. de Phaedro p. 6. diese Meinung bestreitet, sind von keiner großen Bedeutung; aber ganz untauglich ist sein Vorschlag, den Epikureer Phädrus, den Lehrer des Cicero, (*improbe* sedulum ac laboriosa in probanda diligentia virum) zu verstehen. Das Beywort improbus würde in der That bey den Fabeldichter ziemlich unbequem seyn, wenn wir nicht aus seinem eigenen Geständnisse wüßten, daß man ihn in dem Verdachte hatte, seine Fabeln gegen bestimmte Personen zu richten. Dieß erhellt ganz augenscheinlich aus den Worten des Prologs zum III. B. V. 45.

Suspicione si quis errabit sua
Et rapiet ad se quod erit commune omnium,
Stulte nudabit animi conscientiam.
Huic excusatum me velim nihilominus;
Neque enim notare singulos mens est mihi,
Verum ipsam vitam et mores hominum ostendere.

Es ist leicht zu vermuthen, daß, wie in solchen Fällen gemeiniglich, die eigene Versicherung des Dichters weniger Glauben fand, als die der Malignität des Publikums schmeichelnden Deutungen. Daher sich denn auch Martial noch der allgemeinen Meinung gemäß ausdrückt.

r) Die Gründe mit denen Christ, in der Prolus. de Phaedr. p. 8. dieses Zeugniß bestreitet, muß man bey ihm selbst nachsehn. Ich will hier nur einiges wenige bemerken. Avianus sagt: quas (Aesopi fabulas) Graecis jambis Babrius repetens, in duo volumina coartavit. Phaedrus etiam partem aliquam quinque in libellos *resolvit*. Der letzte Ausdruck soll, nach Christ's Meinung, bedeuten, Phädrus habe die Fabeln des Aesop ausführlicher vorgetragen (resolvit). Müßte aber nicht dann das entgegengesetzte coartavit anzeigen, Babrius habe diese Fabeln in's Kurze gezogen, welches schlechterdings ungereimt wäre, da es heißt: *in duo volumina* coartavit. Beyde Zeitwör-

Erwähnung keinesweges über allen Zweifel erhoben.

Das Stillschweigen der Alten über einen Schriftsteller, welcher sich in einer niedrigern Gattung, wenn auch nicht unglücklich, doch nicht gerade mit einem sehr glänzenden Erfolge versucht hatte, könnte noch nicht hinreichen, auch nur von ferne den Verdacht der Unächtheit auf die Fabeln des Phädrus fallen zu lassen. Phädrus hat dieses Schicksal mit mehrern Schriftstellern gemein, an deren Authentizität niemand zu zweifeln wagt. Es konnte nicht viele Veranlassungen geben, von einem Dichter zu sprechen, der seinen Stoff, wie es scheint, größtentheils ältern Erfindern verdankte, unter deren Namen und Firma er allzu oft angeführt worden

ter müssen also, den Gesetzen der Antithese zufolge, auf einerley Art von dem Raume erklärt werden, den die Fabeln beyder Dichter einnahmen: Babrius drängte die Erdichtungen des Aesop in zwey Bücher zusammen: Phädrus dehnte sie in fünf Bücher aus. — Wichtiger ist, was Christ S. 9. sagt, Avianus gebe vor, seine Fabel aus den Sammlungen des Babrius und Phädrus genommen zu haben: De his ego ad quadraginta et duas in unum redactas fabulas edidi. — und doch findet sich unter allen Fabeln des Avianus keine einzige beym Phädrus. Man könnte antworten, daß wir nicht mehr die vollständige Sammlung des Phädri besitzen; aber Christ's Erklärung ist überhaupt unrichtig und de his muß auf Aesopi fabulas bezogen werden. Avianus schöpfte so, wie sein Vorgänger, aus der gemeinschaftlichen Quelle.

war, als daß man es eben für nöthig oder schicklich hätte halten dürfen, ihn auf einmaal unter der minder gültigen Autorität seines neuen Bearbeiters aufzuführen. Auch möchte ich selbst auf den Umstand keinen großen Werth legen, daß Seneca an einer Stelle, wo er von der äsopischen Fabel spricht, sie eine von den Römern unversuchte Gattung (Romanis intentatum opus) nennt s). Denn da er an dieser Stelle, wie aus der ganzen Veranlassung und Absicht erhellt, keineswegs als Literator spricht, so war es ihm wohl vergönnt, einen Versuch zu ignoriren, den er vielleicht, seinem Geschmacke zu folge, nicht außerordentlich glücklich fand, und dasjenige ungethan und unversucht zu nennen, was nur von einem Einzigen, und von diesem ohne ausgezeichneten Erfolg unternommen worden war.

Indessen bekömmt jenes Stillschweigen der Alten und diese Behauptung des Seneca durch einen gewissen dritten Umstand eine Wichtigkeit, auf die sie ohne ihn ganz und gar nicht Anspruch machen

s) Consolatio ad Polyb. c. 27. Non audeo te eo jusque producere, ut fabellas quoque et Aesopio logos, intentatum romanis ingeniis opus, solita tibi venustate connectas. Funke in der Apolog. p. 160 ff. widerlegt die verschiedenen Hypothesen, durch die man diese Behauptung des Seneca mit der Existenz des Phädrus in Uebereinstimmung zu bringen gesucht hat; und trägt endlich die Hypothese vor, daß wohl den prosaischen Fabeln die Rede seyn möchte. Diese Vermuthung kann ich nicht glücklich finden.

könnte. Bey diesem Umstande müssen wir uns etwas länger verweilen.

Nicolaus Perottus, ein Gelehrter des funfzehnten Jahrhunderts aus Sassoferrato, und, von dem Jahre 1458 an, Erzbischof von Manfredonia, einer der frühern Beförderer der griechischen Literatur in Italien, führt in einem seiner spätern Werke *t*) eine äsopische Fabel an, die er, nebst andern, in seiner Jugend aus dem Avianus entlehnt und in jambische Verse verwandelt haben will. Diese Fabel findet sich nicht beym Avianus, aber in der Sammlung des Phädrus steht sie Wort für Wort *u*). Hatte sich also Perottus fremdes Eigenthum angemaßt, oder ist das, was man für ein Werk des Phädrus zu halten pflegt, nichts anders als die Sammlung von Fabeln, welche Perottus, seinem Vorgeben nach, als ein Jüngling geschrieben hatte *v*)?

Ein Irrthum ist gewiß in den Worten des Erzbischofs. Beym Avianus hat er die Fabel nicht gefunden; denn dieser hat sie nicht; auch bey kei-

t) Cornu copiae p. 999.

u) L. III. 17.

v) Die Worte des Erzbischofs sind: Allusit (Martialis) ad fabulam, quam nos ex Avieno in fabellas nostras adolescentes jambico carmine transtulimus:

Olim quas vellent — — —

nem andern alten Fabulisten kömmt sie vor *w*). Hätte er sie also selbst erfunden und legte doch ihre Erfindung, durch einen sonderbaren Fehler seines Gedächtnisses, einem andern bey? Ganz unmöglich wäre dieß freylich nicht. Aber wie, wenn man zeigen könnte, daß Perottus seine guten Gründe haben mochte, diesen Fehler geflissentlich zu begehen?

Perottus macht diese Anführung überhaupt bey Gelegenheit einer Stelle des Martial *x*), wo dieser Dichter den Baum der Pallas erwähnt. Er behauptet — wie Philologen oft aus einer bloßen Prahlerey mit Belesenheit dergleichen ohne Grund zu behaupten pflegen — daß Martial hier auf eine alte Fabel anspiele, die er sogleich, nach seiner Umarbeitung und als die seinige anführt. War diese Fabel sein Eigenthum, wie er seine Leser bereden

w) Christ befindet sich, Prolus. S. 39. f. so sehr in Verlegenheit daß er den Knoten auf die seltsamste Weise durchschneidet. Perottus, sagt er, entlehnte den Stoff dieser Fabel wahrscheinlich aus den elegischen Fabeln des Anonymus beym Nevelet, die vielleicht in einer alten Handschrift den Namen des Avianus an der Stirne führte. Man könnte sich diese Vermuthung wohl gefallen lassen, wenn die Fabel bey dem Anonymus vorkäme. Aber bey diesem steht sie gerade eben so wenig als beym Avianus. Ja, sagt Christ, diese Fabeln sind aus unvollständigen Handschriften edirt; Perottus wird einen reichhaltigern Codex besessen haben. — Wer mit solchen Waffen streitet, für den ist in der That nichts unüberwindlich.

x) Martial I. Ep. 77. v. 7.

will, so mußte er entweder seine gelehrte Bemerkung aufgeben, oder er mußte jene einem ältern Fabulisten beylegen. Er nennt also auf gut Glück den Avianus, den man damals so wenig als den Phädrus kannte, und der diesen Stoff aus einem ältern Fabulisten genommen haben konnte.

Der Irrthum möchte also wohl absichtlich begangen worden seyn, wir mögen nun annehmen, daß jene Fabel dem Perottus wirklich angehört, oder daß er sie aus dem Phädrus entlehnt habe, um sich mit einer fremden Arbeit zu schmücken. In keinem von beyden Fällen konnte er, bey der Veranlassung, die er einmal genommen hatte, sich für den Erfinder derselben ausgeben. Aber war es, in dem ersten, nicht ehrenvoller für ihn, das was sein Eigenthum war, auch als solches anzugeben, und lieber eine philologische Bemerkung schwinden zu lassen, die fürwahr von keiner großen Wichtigkeit ist? Wer wird nicht gern den kleinern Ruhm dem grössern, die Ehre einer trivialen Wahrnehmung der Ehre der Erfindung aufopfern, vorzüglich wenn — wie es hier der Fall ist — jene die Wahrheit auf seiner Seite hat, diese nur durch eine Unwahrheit erbeutet werden kann?

So steht die Sache, wenn wir dem Perottus auf sein Wort glauben wollen. Hat er aber jene Fabel entwendet, dem Stoffe und der Einkleidung

nach entwendet, so erscheint alles in einem ganz verschiedenen Lichte.

Doch wir wollen einen Augenblick für wahr annehmen, was man aus jener Anführung oder jenem Vorgeben schließen zu können geglaubt hat, daß Perottus nicht jene eine Fabel allein geschrieben, sondern die ganze Sammlung, welche man dem Phädrus beyzulegen pflegt, verfertigt habe. Wer diese Sammlung kennt, der weiß, daß sie noch etwas mehr als bloße Fabeln, daß sie eine Menge von Stellen enthält, die den Verfasser und seine Verhältnisse angehn; daß er es in ihnen mit seinen Freunden und Gegnern zu thun hat; daß er selbst mehrere Geschichten aus dem Zeitalter Augusts und Tibers erzählt, als ob sie unter seinen Augen vorgegangen wären. Hier findet also kein Irrthum statt. Es ist kein Werk, wie es deren mehrere gibt, die man, wegen des gänzlichen Mangels an historischen Kennzeichen, in jedes Zeitalter setzen kann; kein ungewisser Fund, den man aus Vorliebe für das Alterthum in dieses lieber als in eine spätere Zeit versetzen wollte; sondern es ist entweder wirklich eine Schrift aus den Regierungsjahren Tibers, oder es ist ein absichtlicher, und, wie es mir wenigstens scheint, ziemlich feiner Betrug. Wer soll aber diesen Betrug gespielt haben? Doch Perot-

tus *y*)? Von ihm muß die Handschrift ursprünglich herrühren, aus welcher **Pithöus** diese Fabeln zuerst an das Licht stellte. Er muß das Ganze in der Absicht geschrieben und geordnet haben, um seine Zeitgenossen und die Nachwelt zu täuschen, und ihr seine eigene Arbeit als das Werk eines Dichters aus dem bessern Zeitalter der römischen Poesie unterzuschieben.

Aehnliche Versuche sind oft, sind zu allen Zeiten gemacht worden. Wem ist nicht das eine oder das andere Beyspiel bekannt? Etwas außerordentliches wäre also dieses Unternehmen in der That nicht.

Und doch ist es in diesem Falle nichts weniger als wahrscheinlich. Denn so geschickt der Betrug auf der einen Seite angelegt wäre, so ungeschickt und gedankenlos müßte sich der Urheber desselben auf der andern Seite bloßgegeben haben.

y) So meynt **Christ** Prolus. p. 19. wo er den **Perottus** einen adolescentem literatum ingeniosumque nennt, qui sub tempora renascentium literarum commento scito experiri voluit, quoad sibi veterum elegantem facundiam imitari per fabellas liceret. Is quo magis sincera doctorum hominum judicia post tabulam latitans perciperet, vetusti scriptoris, quem sublata invidia aut favore vel laudarent, vel contemnerent, praescribendum in titulo nomen putavit. Propterea cum Phaedrum in Avieni qualiscunque praefatione legeret fabellas scripsisse, eumque latine id fecisse aut opinaretur, aut animi causa fingeret, Augusti ac Tiberii aetatem propter laudem latinae facundiae, maluit, et ex invento graeco nomine prona ratione, libertum Augusti confinxit.

Porottus, sagt man, wollte seine Arbeit dem Phädrus unterschieben. Und warum glaubt man das? Weil Perottus eine Fabel des Phädrus, ohne diesen zu nennen, als seine eigene Arbeit anführt. Ich gestehe, daß ich dieß nicht recht zu vereinigen vermag.

Doch, man weiß sich zu helfen. Perottus konnte seine frühere Absicht vergessen haben, als er jene Fabel, die sein Eigenthum war, als die seinige anführte. Unglaublich! Wenn man alles vergäße, einen so künstlichen, einen so raffinirten Betrug vergäße man sicherlich nicht; wenigstens dann nicht, wenn man noch Gedächtniß genug hat, um, wie Perottus, ein cornu copiae zu schreiben.

Wie ganz anders würde der Erzbischof von Manfredonia verfahren haben, wenn er wirklich Verfasser dieser Sammlung von Fabeln wäre, wenn er wirklich die Absicht gehabt hätte, sie unter dem Namen eines alten Dichters in die Welt zu spielen! Ueberall würde er des treflichen Fabeldichters, den ein günstiges Schicksal dem Untergange entrissen habe, erwähnt, überall ihn angeführt haben! Statt dessen läßt er einmal eine einzige armselige Fabel, gleichsam verstohlner Weise, unterlaufen, die er — weit entfernt, dem Phädrus beyzulegen — vielmehr für seine eigene Arbeit ausgiebt z).

z) Es darf indeß hier nicht verschwiegen werden, daß Perottus in seiner Jugend eine Sammlung von Fabeln

So große und so zahlreiche Schwierigkeiten muß man überspringen — denn die sinnreichsten Hypothesen sind nicht im Stande, sie aus dem Wege zu räumen — wenn man das Vorgeben des Perottus durchaus für Wahrheit gelten lassen will; ein Vorgeben, das doch ganz offenbar mit einer Unwahrheit in Gesellschaft geht!

---

zum Gebrauche eines Sohns von seinem ältern Bruder Pyrrhus verfertigt hat, welche Dorville auf seiner italienischen Reise entdeckte, und von der Burmann in der Vorrede zu seiner vierten Ausgabe (1727. 4.) ausführliche Nachricht ertheilt. Sie führte den Titel: Nicolai Perotti Epitome fabularum Aesopi, Avieni et *Phaedri*, ad Pyrrhum Perottum Fratris filium, adolescentem suavissimum. Sie enthält unter andern dreißig auserlesene Fabeln des Phädrus, und zwar meist die besten der ganzen Sammlung. Christ Prolus. p. 44. hat eine sonderbare Meinung über den Titel Epitome, an welchem niemand einen Anstoß nehmen wird, der nicht mit dem Vorurtheile hinzu kömmt, daß Perottus Verfasser der phädrischen Fabeln sey. Er hält dafür, das diese Fabeln der erste Versuch des Erzbischofs sey, den er in der Folge erweitert und vervollkommnet habe; und da in dem vorgesetzten Prologus mehrere Stellen aus den Prologen des Phädrus vorkommen, so soll dieß ein sicheres Kennzeichen seyn, daß Perottus auch diese geschrieben habe. Als ob die Fälle so selten wären, daß die Nachahmer der Alten die Gedanken und Redensarten ihrer Muster wörtlich entlehnten! und hier war die Veranlassung stärker als irgendwo, wie jedermann sehn kann, der diesen Prologus selbst nachlesen will. Daß Perottus in den Fabeln dieser Auswahl manches eigenmächtig geändert hat, kommt Christ's Meinung zu statten, ohne sie darum zur Gewißheit zu erheben, weil man sonst offenbar auch auf die oft zahlreichen Veränderungen, die sich die neuen Herausgeber von Chrestomathien zum Gebrauche für Kinder erlaubt haben, ähnliche Schlüsse bauen könnte. Dagegen kommen eben daselbst abweichende Lesarten vor, die offenbar aus Verschiedenheiten der Handschriften entstanden sind.

Dagegen löst sich alles leicht und natürlich auf, wenn man die Sache für nichts weiter, als für ein kleines Plagiat nimmt; ein Plagiat, das in jenem Zeitalter so leicht war, und weder einen zusammengesetzten, künstlichen Betrug, noch einen hohen Grad von Unverschämtheit, sondern nur ein wenig Eitelkeit voraussetzt. Und wie leicht konnte ihm der Dämon der Eitelkeit diesen bösen Vorsatz einflüstern! ihm, der als Jüngling in der That eine Sammlung von Fabeln zum Gebrauche seines Neffen veranstaltet hatte; ihm, der sich wohl bewußt seyn konnte, wenn es gölte, eine solche Fabel auch selbst machen zu können *aa*).

So weit also die Sache durch bloße Gründe der Wahrscheinlichkeit bis jetzt ausgemacht werden kann, scheinen die Zweifel, welche von äußern Umständen gegen die Aechtheit des Phädrus erhoben werden, keineswegs hinreichend zu seyn. Und selbst der eifrigste und entschiedenste Gegner derselben hat es nicht gewagt, alle Fabeln der bekannten Sammlung für

aa) Ja vielleicht in mancher Rücksicht noch bessere! Fast alle Herausgeber des Phädrus haben an den Freyheiten Anstoß genommen, die sich dieser Dichter mit dem Sylbenmaaße genommen hat, und haben ihm durch Veränderungen nachzuhelfen gesucht. Perottus war in diesem Theile der Grammatik, so wie in allen übrigen, vortreflich bewandert, wie Christ selbst eingesteht. Nun frage ich, ob ein Mann von Kenntnissen, der seine Arbeit für das Produckt eines klassischen Zeitalters ausgeben will, die Sorglosigkeit so weit treiben wird, Fehler zu begehn, die ihm zu vermeiden ein leichtes wäre?

nen zu erklären. »Perottus, sagt Christ bb), mit dem wir es hier zu thun haben, legte dem Phädrus alles bey, was ihm entweder selbst in die Gedanken kam, oder was er für seinen Zweck in verschiedenen alten Büchern fand. Denn er scheint allerdings einige alte in Jamben geschriebene Fabeln, die hier und da in Handschriften zerstreut, ohne Herrn, lagen, in seine Sammlung aufgenommen zu haben. Einiges, was in diesen fünf Büchern von den Alten entlehnt ist, ist in Rücksicht auf Inhalt und Ausdruck des Alterthums werth, so daß man sich nicht wundern darf, wenn viele Gelehrte ein sehr günstiges Urtheil von dem Style des Phädrus gefällt haben.«

Soll diese Meinung etwas mehr als eine bloße Vermuthung seyn, so muß man das Alte von dem Neuen scheiden und sichre Kennzeichen des einen und des andern angeben können. Christ suchte diese Kennzeichen in gewissen Mängeln der Sprache, die er an vielen Stellen unsers Phädrus zu entdecken glaubte. Aber die meisten seiner Angriffe von dieser Seite sind mit ziemlichem Glücke zurückgeschlagen worden; und wenn auch hier und da die klassische Richtigkeit eines Ausdrucks noch zweifelhaft bleibt, so darf man nicht vergessen, daß mit solchen Waffen selbst die Aechtheit eines Terenz und Plautus angefochten werden könnte.

bb) Prolus. de Phaedro p. 19.

Ist also in dieser Sammlung wirklich — wie man freylich nicht mit völliger Gewißheit verneinen kann cc) — Altes mit Neuem gepaart, so muß man wiederum eingestehn, daß das Gewebe des Betruges sehr fein gesponnen ist, und daß sich der spätere Interpolator die Manier seines alten Musters mit einer seltenen Geschicklichkeit zu eigen gemacht hatte. Ich bemerke zwar allerdings, — und wer bemerkt es nicht? — daß einige dieser Fabeln vortreflich, einige mittelmäßig, einige fast schlecht erzählt sind; aber ich weiß auch, daß dieses ebenfalls von den besten Fabulisten der Neuern gilt. Fast durchgängig aber herrscht dieselbe Manier, dieselbe Sprache und derselbe Geschmack.

* * *

Es wird unter diesen Umständen also wohl erlaubt seyn, bey der ästhetischen Schätzung dieser

Samm-

cc) Denn um nichts zu verschweigen, da es hier nicht auf Rechthaberey, sondern einzig und allein auf Wahrheit ankömmt, so scheint mir — bey allen dem, was man Christ's Gründen entgegen gesetzt hat und entgegensetzen kann — der Verdacht einer Verfälschung doch nicht ganz gehoben zu seyn. Aber nichts hat ihn bisweilen so lebhaft bey mir erregt, als die sichtbare Nachahmung des Terenz nicht nur in dem Style der Fabeln, sondern auch in den beständigen Ausfällen auf Gegner und Verfolger, die vielleicht zunächst aus der Nachbildung der Prologen des Terenz entstanden seyn könnte. Wenigstens muß man eingestehn, daß die im Phädrus herrschende Sprache in dem Zeitalter Tibers etwas unerwartet und ungewöhnlich klingt.

Sammlung die Einheit ihres Urhebers vorauszusetzen. Mag dieser Phädrus, oder wie er sonst will, geheißen haben: sein Nahme kann in unserm Urtheile nichts verändern.

Phädrus kann theils als Erfinder eigener, theils als Bearbeiter fremder Fabeln betrachtet werden. Von den neunzig Fabeln, welche die fünf Bücher seiner Sammlung füllen, finden sich unter den äsopischen, so viel deren bis jetzt bekannt geworden sind, nicht mehr als dreyßig; und in dem ganzen fünften Buche ist keine einzige, zu welcher uns ein griechisches Original bekannt wäre. Man würde indessen wahrscheinlich irren, wenn man die ganzen übrigen zwey Drittheile auf die Rechnung des Phädrus schreiben wollte. Eine große Menge griechischer Fabeln ist ohne allen Zweifel verlohren gegangen. Mehrere sind vor nicht langer Zeit zuerst bekannt gemacht worden; andere dürften künftig einmal an das Licht gezogen werden. Aus diesem verlohrenen oder verborgenen Schatze sind gewiß viele Fabeln unsers Dichters entlehnt.

Aber doch nicht alle. Phädrus versichert so oft und so ernstlich, daß er den Erfindungen Aesops vieles eigene beygemischt habe, und er drückt sich hierüber so bestimmt aus *dd)*, daß wir sicher

dd) Prologus L. II. 7—9. wo die Verbindung, mit Einschaltung eines ausgelassenen Mittelgliedes so gedacht

glauben können', manches in dieser Sammlung zu lesen, was kein Grieche vor ihm erzählt hatte. Ob er aber unter diesem Eigenthume wirkliche äsopische Fabeln, oder nur jene, nicht unbeträchtliche Anzahl von Anekdoten versteht, die er hier und da einschaltet und von denen mehrere aus der Geschichte seines eigenen Zeitalters genommen sind, möchte wohl nicht eher auszumachen seyn, bis wir den ganzen Vorrath griechischer Fabeln wieder aufgefunden haben, der dem römischen Dichter zu Gebote stand.

Aber wenn auch der Fabulist allen seinen Stoff von andern entlehnt hat, so kann er denn noch Erfinder seyn und in mehr als in einem Sinne. Er ist es, wenn er einzelne Umstände verändert, wenn er der Handlung eine andere Richtung gibt, wenn er dem vorgefundenen Stoffe mehr innere Festigkeit, wenn er ihm eine geistreichere, interessantere Moral leiht. Er ist es aber in einem noch höhern Sinne,

---

werden muß: Ich werde mich bemühen, der Manier Aesops (vorzüglich, wie der Zusammenhang lehrt, in Rücksicht auf die moralische Tendenz) so getreu als möglich zu bleiben, (doch werde ich nicht immer seine Erfindungen beybehalten). Wenn ich daher etwas von dem Meinigen einschiebe, so hoffe ich, daß dieses der Leser gut aufnehmen wird. — Prolog. L. III. 38. Et cogitavi plura quam reliquerat (Aesopus). Prolog. L. V. 10. nach M. Gudius u. Burmanns wahrscheinlicher Verbesserung: — fabellis

Quas Aesopeas non Aesopi nomino,
Qui paucas ostendit, ego plures dissero
Usus vetusto genere, sed rebus novis.

wenn er sich des todten Stoffes als Dichter bemeistert, und das, was nur um seines Zweckes willen interessant war, durch eine begeisterte Darstellung zur Schönheit erhebt.

Wir wollen sehn, was Phädrus in beyden Rücksichten geleistet hat. Zuerst wollen wir ihn mit dem griechischen Fabulisten vergleichen.

Diese Vergleichung hat ihre Schwierigkeiten. Oft wird dieselbe Fabel von den Griechen auf mehr als eine Weise und mit sehr verschiedenen Umständen erzählt, ohne daß eine derselben genau mit der Erzählung des Phädrus zusammenstimmte. Die Vergleichung führt also zu keinem sichern Resultate. Denn es würde unbesonnen seyn, behaupten zu wollen, daß es, außer den vorhandenen, nicht noch mehrere Varianten derselben Fabel habe geben können.

Wir müssen indeß die Sache nehmen, wie wir sie finden, und das für das Original nehmen, was mit der Copie die meiste Aehnlichkeit hat.

Lessing, welcher einzig und allein den prosaischen Vortrag der äsopischen Fabel billigte, und dem selbst Phädrus bisweilen zu weitschweifig war, versprach darzuthun, daß dieser Dichter, so oft er sich nur einen Schritt weit von der Einfalt der griechischen Fabel entfernt habe, in einen plumpen Fehler gefallen sey ee). Und ein Theil dieses Beweises,

ee) Lessings Abhandlung von der Fabel. S. 230.

wenn schon nicht der vollständige, wenn schon nicht ein genugthuender, ist in einer Anzahl von Bemerkungen über den Phädrus geführt, die nach seinem Tode aus nachgelassenen Papieren ans Licht gestellt worden sind *ff*).

Wenn bisweilen die Fabeln des Phädrus, in Rücksicht auf ihre technische Einrichtung, den griechischen Originalen nachstehen, mit denen sie doch in den mehresten Fällen genau übereinstimmen, so muß man gleichwohl von der andern Seite zugestehn, daß der Lateiner die Erzählungen des Griechen bisweilen verbessert, und bald die Handlung etwas wahrscheinlicher, bald die Anwendung fruchtbarer gemacht hat. Gleich unter den ersten Fabeln des Phädrus bietet die von der Dohle ein passendes Beyspiel an. Nevelets Aesop *gg*) erzählt, daß Jupiter den Vögeln einen König habe geben wollen, daß sich die Krähe, im Bewußtseyn ihrer Häßlichkeit, am Tage der Wahl, mit den ausgefallenen Federn anderer geschmückt und den König der Götter beynahe getäuscht habe. Die Veranlassung zu dieser Handlung ist nicht glücklich gewählt. Die königliche Würde wird nicht der Schönheit zuertheilt, und die Krähe konnte nicht zum voraus wissen, daß dieser Umstand

ff) Lessings vermischte Schriften. II. S. 230 ff. Diese Bemerkungen gehen über die neunzehn ersten Fabeln des Phädru.

gg) Aesop. f. 188. ed. Haupt.

die Wahl Jupiters bestimmen würde. Ein anderer Erzähler hat diesen Fehler dadurch gut zu machen gesucht, daß er gleich zum voraus ankündigt, Jupiter habe dem schönsten Vogel das Königreich zugedacht. Besser als beyde dichtet Aphthonius, daß ein Wettstreit der Schönheit unter den Vögeln gewesen, und daß Jupiter ihn habe schlichten wollen. Alle Vögel schmückten und badeten sich an dem bestimmten Tage, und da ihnen hierbey eine Menge Federn ausfielen, benutzte die Krähe diese Gelegenheit. Dieses ist sehr gut erfunden, von wem es auch immer herrühren mag *bb*). In dem Wesentlichen der Katastrophe stimmen alle drey überein. Der Betrug wird entdeckt, und sie sieht sich in der Hoffnung getäuscht, den Sieg davon zu tragen. Phädrus hat eine andere, und wie es mir scheint, weit bessere, weit geistreichere Wendung genommen. Er weiß von keiner äußern Veranlassung. Die Eitelkeit der Dohle ist ihm eine hinreichende Triebfeder ihrer Handlung, bey der sie es nicht auf einen kurzen Sieg, sondern auf einen dauernden Vortheil abgesehn hat. Sie schämt sich ihrer Abkunft und sucht sich den schönern und edlern Vögeln gleich zu stellen. In dem Fortgange der Handlung weicht er noch weiter von seinen Vor-

bb) Auch Libanius erzählt diese Fabel mit den nemlichen Umständen. s. S. 310. ed. Haupt.

gängern ab. Wenn bey diesen die Dohle nichts weiter als einen Vortheil einbüßt, auf den sie mit Recht keinen Anspruch machen kann, und ihre ganze Strafe in der Vereitelung ihrer thörigten Hofnungen besteht, so wird sie beym Phädrus auf eine weit empfindlichere und lehrreichere Weise bestraft. Die Pfauen, unter die sie sich zu mischen gewagt hat, erkennen ihr Eigenthum und vertreiben sie aus ihrer Gesellschaft. Nun kehrt sie zu den ihrigen zurück und glaubt wenigstens nichts verloren zu haben. Aber die andern Dohlen, beleidigt durch ihre vorige Eitelkeit, stoßen sie von sich und übergeben sie in der Einsamkeit der Schaam und Reue. Durch diese Veränderung ist die Anwendung auf das menschliche Leben um vieles allgemeiner und treffender geworden.

Ein anderes Beyspiel glücklicher Verbesserung bietet die XXVIII. Fabel des ersten Buches an. Beym Aesop (Fab. I.) hat der Adler mit dem Fuchse einen Bund der Freundschaft geschlossen, der zu keinem wahrscheinlichen Zwecke führt, und den Adler ohne Noth einer verabscheuungswürdigen Treulosigkeit schuldig macht. Er raubt hierauf die Jungen des Fuchses, der, wie der Grieche sagt, noch mehr über die Unmöglichkeit der Rache als über den Tod seiner Kinder betrübt ist. Indeß bleibt die Strafe nicht aus. Denn der Adler, welcher kurz darauf ein Stück Fleisch von einem brennenden Altar ent-

führt, trägt, ohne es zu merken, einen Brand in sein Nest. Das Nest geräth in Brand, die Jungen des Adlers fallen getödtet zur Erde herab, und werden vor den Augen desselben von dem Fuchse aufgefressen. Beym Phädrus hat diese Handlung einen weit festern und innigern Zusammenhang. Von dem zwecklosen Bündnisse ist bey ihm die Rede nicht; denn auch ohne diesen Zusatz wird der Schmerz und die Rachbegierde des Fuchses hinlänglich durch den Verlust seiner Jungen begründet; und da er einmal diesen Umstand änderte, konnte er die Bestrafung des Adlers nicht mehr in die Hände der Götter legen. Sie ist also bey ihm, mit noch größerer Wahrscheinlichkeit, ein absichtliches Unternehmen des Fuchses, welcher Mittel herbeyschafft, den Baum, den Wohnsitz des Adlers zu verbrennen, und noch früh genug kömmt, um seine eignen Jungen zu retten. Dieser Ausgang ist gefällig, wahrscheinlich und vollkommen befriedigend; die Moral ist treffend und fruchtbarer als in dem griechischen Original. Der Grieche erinnert die Wortbrüchigen an die (doch immer ungewisse) göttliche Strafe, die der Schwachheit der Beleidigten zu Hülfe komme; der lateinische Dichter ermahnt die Uebermüthigen, den Schwachen nicht zu verachten, dem sein gerechter Schmerz oft ganz unerwartete Mittel sich zu rächen an die Hand gibt.

Diese glücklichen Verbesserungen sind indeß nicht zahlreich genug, um dem Phädrus von Seiten der Erfindung einen entschiedenen Vorzug vor seinen griechischen Mustern zuzusichern. Ja man kann nicht leugnen, daß die Anzahl der Fabeln, in denen die Handlung entweder weniger gerůndet, oder die Anwendung minder fruchtbar und lehrreich ist, jene bey weitem übertrift. Noch zahlreicher aber sind diejenigen, die — sie mögen nun eigne Erfindungen oder Nachahmungen seyn — einen größern Mangel an Beurtheilungskraft verrathen, als man sich bey einem so alten und für klassisch geachteten Dichter gern gestehen möchte.

Ein gewisser Mangel an Beurtheilungskraft verräth sich, wenn ich mich nicht irre, sogleich in der Vorrede zum ersten Buch. Ich will hier noch nicht erwähnen, was weiter unten gezeigt werden soll, daß Phädrus noch ganz und gar keinen bestimmten Begriff von der äsopischen Fabel hatte — ein Fehler, der ihm mit vielen andern Dichtern derselben Gattung gemein ist — ich will nur auf das seichte Raisonnement aufmerksam machen, womit er einem muthmaßlichen Tadel entgegen kommen will. Er sagt:

Calumniari si quis autem voluerit,
Quod arbores loquantur, non tantum ferae;
Fictis jocari nos meminerit fabulis.

Kann man sich wohl gegen einen seichten Tadel auf eine ungeschicktere Weise vertheidigen? Die Schi-

kane solcher Kunstrichter, die zwar den Thieren, aber nicht den Bäumen das Recht in der Fabel zu reden zugestanden, war freylich kaum eines Seitenblickes werth; aber, wenn man einmal Notiz von so etwas nimmt, sollte man nichts treffenderes darauf zu antworten wissen? »Wer daran Anstoß nimmt, daß hier nicht bloß Thiere, sondern auch Bäume reden, der erinnere sich, daß alles nur scherzhafte Erdichtung sey.« Freylich wohl! Aber diese scherzhafte Erdichtung soll wahrscheinlich seyn. Wenn es nun wirklich unwahrscheinlicher wäre, daß Bäume, als daß Thiere reden, so ist damit, daß die Sache für einen Scherz erklärt wird, ganz und gar nichts gesagt *ii*).

ii) Hierher muß vielleicht auch die sophistische Vertheidigung gerechnet werden, mit welcher Phädrus L. IV. 7. seine Gegner widerlegen will. Diese wollten sich ohne Zweifel das Ansehn geben, als ob sie die geringfügige Gattung der äsopischen Fabel gegen die höhern verachteten. Phädrus, um sie zum Stillschweigen zu bringen, hebt in einem ungewöhnlich hohem Tone an, indem er ein Stück aus dem Prolog zur Medea wiederholt. Da zeigt sichs nun, daß auch die Tragödie Unwahrheiten und folglich Fabeln enthalte, und daß man kein Recht habe, die äsopische Fabel gegen die höhern Gattungen herabzusetzen. So, scheint es mir, muß diese Vertheidigung verstanden werden, deren wahren Gesichtspunkt Burmann ganz verfehlt, wenn er sagt: Sine dubio nasutus stylum Phaedri, ut humilem et plebeium deriserat: ideo nunc specimen vult dare facultatis suae et simul traducit illos poetas, qui fabulas prioris aevi carmine condentes, vulgatissima et centies repetita obtrudebant populo. Als ob Phädrus nicht auch bekannte und oft wiederholte Fabeln erzählte!

In den Fabeln unsers Dichters selbst zeigt sich dieser Mangel einer scharfen Beurtheilungskraft bald in der Wahl der Umstände, deren Fehler — sie mögen nun von andern entlehnt oder selbst erfunden seyn — jederzeit auf die Rechnung desjenigen fallen, der von ihnen Gebrauch macht, bald in einer mangelhaften oder unangemessenen oder leeren Moral. Ich will diese allgemeine Bemerkung mit einigen Beyspielen belegen. In der letzten Fabel des ersten Buches, welche sich in der griechischen Sammlung nicht findet, trägt sich der Geyer den Tauben, die seinen Angriffen allzu oft entfliehen, zum Könige an. Sie erfüllen seinen Wunsch und nun zerfleischt er sie ohne Schwierigkeit. Wie nachlässig und unwahrscheinlich ist diese Erfindung! Hätten die Tauben den Geyer nicht schon vorher gekannt, hätte er ihnen diesen Vorschlag gethan, um sie gegen einen andern gefährlichen Feind zu vertheidigen, so würde die Handlung wahrscheinlich gewesen seyn. Aber mit der Moral

Qui se committit homini tutandum improbo,
Auxilia dum requirit, exitium invenit.

wäre sie auch dann noch nicht in Uebereinstimmung. Denn diese würde nur dann passen, wenn die Tauben die Hülfe des Geyers gegen einen andern Feind, wie das Pferd in der Fabel des Stesichorus, die Hülfe des Menschen gegen den Hirsch, angefleht hätten.

Bisweilen liegt der Fehler in der unüberlegten Wahl der handelnden Wesen. Hier scheint in der That bisweilen ein blinder Zufall geherrscht zu haben. Der Satz:

Solet a despectis par referri gratia;

soll in der zweyten Fabel des dritten Buches anschaulich gemacht werden. Ein Panther, erzählt Phädrus, war in eine Grube gefallen. Die Landleute kommen herbey; einige werfen ihn mit Steinen, andere stoßen ihn mit Stöcken; aber einige, die ihn doch für verlohren hielten, hatten Mitleid mit ihm und warfen ihm Brod zu. Es wird Nacht und jedermann geht getrost nach Hause, weil man ihn den andern Tag todt zu finden hoft. Aber er erholt sich von seiner Entkräftung und entkömmt. Nun fällt er über die Heerden her, verwüstet alles und setzt die ganze Gegend in Schrecken. Auch diejenigen, welche Mitleiden mit ihm gehabt hatten, theilen die Furcht mit den übrigen, und bieten dem Wüthenden alles an, wenn er nur ihr Leben schonen will. Aber der Panther antwortet ihnen: »Ich weiß wohl, wer mich mit Steinen geworfen und wer mir Brod gegeben hat. Ihr habt nichts zu fürchten; ich greife nur die an, die mich beleidigt haben.«

Was ist aus dieser Fabel abzunehmen? Daß auch der Verachtete Wohlthaten und Mißhandlungen zu vergelten wisse? Gewiß nicht. Denn gerade die, welche dem Panther Brod zuwarfen, verachte-

ten ihn am meisten, indem sie seinen Untergang doch für gewiß hielten. Man setze einen Räuber, einen Tyrannen, irgend einen Bösewicht an die Stelle des Thiers. Soll man den Bösewicht schonen, weil er uns schaden kann? Soll man ihm wohlthun, damit er uns verschone, wenn er auch gleich andern schaden wird? Die großmüthige Dankbarkeit des Panthers ist nur ein Zufall und eine unwahrscheinliche Dichtung. Man gebe der Fabel einen andern Ausgang und sie wird wahrscheinlich und lehrreich werden. Man lasse den Panther seinem Charakter gemäß handeln und ohne Rücksicht auf den Unterschied der Behandlung, die er in der Grube erlitt, die Mitleidigen und die, welche ihn verletzt haben, auf gleiche Weise behandeln; und man wird die passende Lehre haben, daß es unklug sey, den Bösewicht zu schonen und sich in Rücksicht auf ihn einer gefahrenvollen Sicherheit zu überlassen.

Man vergleiche diese Fabel mit der von dem Löwen und der Maus *kk*), in welcher der nemliche Satz

Solet a despectis par referri gratia

anschaulich gemacht wird, und man wird leicht den wesentlichen Unterschied bemerken, den die Wahl der handelnden Wesen in beyden hervorbringt. Jene

kk) Aesop. f. 218.

ist vortreflich, die unsrige nicht einmal erträglich *ll*).

Eine nicht geringe Gedankenlosigkeit zeigt sich auch, — um noch ein Beyspiel von mehrern anzuführen — in der XXVII. F. des ersten Buches. Ein hungriger Hund, erzählt Phädrus, scharrte Gebeine von Menschen aus, und fand einen Schatz. Die Götter, um seinen Frevel zu bestrafen, flößten ihm einen unersättlichen Geiz ein. Er bewacht nun das Gold und stirbt vor Hunger. Der Geyer erblickt ihn und ruft aus

O Canis, merito jaces,
Qui concupisti subito regales opes,
Trivio conceptus et educatus stercore.

Ich will hier nicht einmal erwähnen, daß die menschliche Superstition mit Verletzung der Einheit und Wahrscheinlichkeit auf die Thierwelt übergetragen und die Ursache des Geizes, an welchem der Hund stirbt, schlecht erfunden ist. Ich will nicht fragen, warum gerade dem Geyer und keinem anderen Geschöpfe jene Bemerkung in den Mund gelegt wird — denn dieses sind Fehler, welche Phädrus mit vielen Fabulisten gemein hat — aber sollte man nicht

ll) Denselben Fehler kann man der ersten Fabel des II. Buches vorwerfen. In der sechsten würde alles viel natürlicher seyn, wenn ein vierfüßiges Thier die Schildkröte gefunden hätte, und der Adler diesem mit seinem Rathe zu Hülfe käme.

glauben, daß er den Anfang seiner Erzählung vergessen habe, als er das Ende derselben schrieb? War denn das Unglück des Hundes aus seiner Begierde nach Schätzen entstanden? War nicht diese Begierde eine Strafe der Götter, die sie ihm um eines ganz andern Frevels willen auferlegten? Und worinne läge endlich die größere Strafwürdigkeit des Habsüchtigen aus dem Pöbel (qui trivio conceptus et educatus stercore) als des Habsüchtigen aus der Klasse der Großen mm)?

Ich habe schon vorhin gesagt, daß Phädrus keine bestimmte Vorstellung von dem Wesen der äsopischen Fabel gehabt habe; und es wird hier der

mm) Herr Schwabe, welcher den Phädrus mit zahlreichen Anmerkungen herausgegeben hat, in denen man doch oft vermißt, was man sucht, und viel mehr findet, als man braucht, urtheilt zwar S. 121. sehr günstig über diese Fabel. Aber die ästhetischen Urtheile dieses Herausgebers sind selten treffend, und gehen noch seltener auf den Geist der Werke, die er beurtheilt. Die vorausgeschickte Moral enthält die Absurdität des Schlusses noch einmal in sehr lahmen Ausdrücken:

Haec res avaris esse conveniens potest,
Et qui humiles nati dici locupletes student.

Vielleicht muß man Bentley's Meinung beytreten, der sie für untergeschoben erklärt, und ich weiß nicht, ob dieß nicht noch von mehrern, ja den meisten Moralen beym Phädrus gilt. In dem Epitome von Perottus finden sie sich nicht. Da man im Mittelalter glaubte, keine Fabel könnte sich ohne eine ausdrückliche Moral sehen lassen, so könnte sich wohl irgend ein Gelehrter dieses Verdienst um den Phädrus haben machen wollen, wie es sich ein anderer um die Fabel des Gabrias gemacht hat.

Platz seyn, diese Behauptung mit Gründen zu belegen.

Diese Gründe liegen theils in ausdrücklichen Erklärungen des Dichters, theils in der Beschaffenheit seiner Arbeiten. In der Vorrede zum ersten Buche legt Phädrus seinem Werke einen doppelten Vorzug bey, daß es Lachen errege und die Menschen durch nützliche Lehren unterrichte *nn*). Da der letztere Umstand ohne allen Zweifel auf die Moral geht, so muß der erstere auf die Handlung der Fabel bezogen werden. Aber ist denn das Lächerliche eine so wesentliche Eigenschaft der äsopischen Fabel? Geht sie je darauf aus Lachen zu erregen *oo*)? Und was wäre denn in ihr lächerlich? Daß Thiere, daß vernunftlose Wesen so menschenähnlich handeln? daß sie sich herausnehmen, dem Herrn der Schöpfung ähnlich seyn zu wollen? Vielleicht. Aber dieß ist ganz und gar nicht der Gesichtspunkt, in welcher ein Dichter stehen sollte, der die äsopische Fabel mit Erfolg bearbeiten will.

Ueber den Einfluß, den diese unrichtige Ansicht auf die poetische Behandlung der Fabel beym Phädrus gehabt habe, will ich weiter unten sprechen. Auch die Wahl des Stoffes scheint sie bisweilen be-

nn) Duplex libelli dos est: quod risum movet,
Et quod prudenti consilio vitam monet.

oo) S. die Nachträge z. Sulzer. V. 1. S. 166.

stimmt zu haben. Die Menge lustiger Geschichten, welche Phädrus unter die Fabeln mischt, die Eulenspiegelstreiche, die er zum Theil auf die Rechnung Aesops setzt *pp)*, die oft ziemlich platten Einfälle, die er einer poetischen Bearbeitung gewürdigt hat *qq)*, was konnte ihnen wohl zu diesem Platze verhelfen, als die unbestimmte Meinung, daß alles in die Rubrik der äsopischen Fabel gehöre, was Lachen errege und eine moralische Anwendung litte. Denn eine Moral mußten diese Geschichten freylich haben.

pp) Vielleicht müssen hierauf die Worte in dem Prologe z. V. Buche bezogen werden;

> Aesopi nomen sicubi interposuero,
> Cui reddidi jampridem quid quid debui,
> Auctoritatis esse scito gratiâ.

ob diese auch gleich von eigentlichen Fabeln verstanden werden können, die Phädrus erfunden und dem Aesop auctoritatis gratiâ beygelegt habe. Uebrigens zeigen diese Anekdoten, daß man schon ziemlich früh auf den Einfall gekommen war, aus dem Aesop eine Art von buffone zu machen. Oder soll man auch in dieser Spur einen Grund für das spätere Zeitalter des Phädrus finden?

qq) Zu den plattesten dieser Art gehört der Einfall des Tiberius L. II. 5 Auch der des Eunuchen L. III. 11. ist nicht von großer Bedeutung. Die Ausleger zweifeln, ob der 4te u. 5te V. dem Verschnittenen oder seinem Gegner beygelegt werden müsse. Das erstere ist doch bey weitem das wahrscheinlichere. Der Verschnittene scherzt selbst auf eine skurile Weise über seinen Verlust, um die Lacher auf seine Seite zu bringen, und dann mit desto größerm Rechte hinzusetzen zu können:

> Sed quid fortunae, stulte, delictum arguis?
> Id demum est homini turpe, quod meruit pati,

haben. Aber diese war auch eben so schwer nicht zu finden, zumal wenn man es mit der logischen Richtigkeit so genau nicht nahm.

Wenn aber ein Theil der sogenannten Fabeln des Phädrus seinen Platz dem beygemischten Lächerlichen verdankt, so scheinen ihn dagegen viele andere einzig und allein der moralischen Betrachtung und Lehre zu danken, die sich gelegentlich bey ihnen anbringen ließ. Eine Fabel verdient ihren Namen nur dann, wenn sie durch eine wahrscheinliche Handlung der vernunftlosen Welt, in Anwendung auf das menschliche Leben, einen Erfahrungssatz oder eine Lehre zur Anschauung bringt, die letztere mag nun ausdrücklich aus der Handlung gezogen werden oder nicht. Aber wie viele Dichter haben eine der Fabel ähnliche Handlung oder Anlage zu einer Handlung nur zu einem Vehikel gebraucht, irgend eine Lehre anzubringen, gleichsam als ob diese in dem Munde eines vernunftlosen Wesens eine größere Autorität bekäme. Sie haben offenbar irgend eine Lehre in Bereitschaft, und sehen sich dann nach irgend einem Geschöpfe um, dem sie dieselbe in den Mund legen können. Haben sie dieses gefunden — und wie leicht findet es sich nicht! — so erfinden sie auch noch leicht eine äußere Veranlassung, einen äußern Anstoß, und die Fabel ist fertig. Wie viele Fabeln des Phädrus sind nicht von dieser Art! und wie

viele neuere Fabulisten hat nicht sein Ansehn zu demselben Fehler geführt!

Einige Beyspiele werden dieses Urtheil deutlich machen. Die XII. F. des vierten Buches, welche die Aufschrift führt malas esse divitias, enthält nichts weiter, als den Anstoß zu einer Bemerkung. Phädrus will den Gedanken anbringen, daß der Reichthum, welcher oft dem wahren Ruhme im Wege stehe, tapfern und edeln Männern verhaßt sey. Wie nimmt er sich dabey? Als Herkules, erzählt er, um seiner Tugenden willen in den Himmel aufgenommen worden war, und ihm Plutus, der Sohn der Fortuna, entgegen kam, wandte er die Augen von ihm ab. Jupiter fragte ihn um die Ursache. Ich hasse ihn, antwortete Herkules, weil er ein Freund der Bösen ist und Alle durch die Hoffnung zum Gewinn verführt *rr*). Was ist dieses anders als ein Urtheil, das durch die Umstände, unter denen es ausgesprochen wird, ein wenig aufgestutzt ist, und durch den Mund, aus dem es kömmt, etwas mehr Gewicht erhält? Aber für eine äsopische Fabel oder eine moralische Erzählung muß man so etwas nicht ausgeben; so wenig als die sechszehnte Fabel desselben Buchs, welche Aesopus zum Troste eines Mannes erzählt haben soll, der mit seinem Schicksale

rr) Beym Aesop fab. 191. ist diese Fabel etwas besser erzählt.

nicht zufrieden war: »Ein Schiff, heißt es, wurde von schrecklichen Stürmen umhergetrieben. Die Reisenden glaubten schon den Tod vor Augen zu sehn, als sich unter ihren Thränen und ihrer Todesangst der Himmel aufklärt und ein günstiger Wind sich erhebt. Das Schiff setzt seinen Weg fort und die Reisenden überlassen sich einer unmäßigen Freude. Da sagte der Steuermann, welcher durch die Gefahr klüger geworden war: Man muß sich mäßig freuen und mäßig beklagen, da in dem ganzen Leben Schmerz und Freude gemischt ist.« Woraus erhellt hier die Lehre, welche dem Steuermanne in den Mund gelegt wird? Haben vielleicht die Thränen der Reisenden einigen Nachtheil gebracht? Ist von ihrer Freude einige Gefahr zu fürchten? Weder das eine noch das andere, wenigstens nicht so, daß es uns der Dichter zeigte. Wenn er sich aber auch etwas vorsichtiger benommen, wenn er noch einige Umstände hinzugedichtet hätte, so würde doch seine Erzählung nur ein Beyspiel und keine eigentliche äsopische Fabel seyn. Und dieß nicht sowohl darum, weil Menschen darinne handeln, als weil es der Handlung an der allgemeinen Nothwendigkeit fehlt, die eine charakteristische Eigenthümlichkeit der äsopischen Fabel ist. Die bekannte Erzählung von dem Hirsche, welcher sich in dem Stalle verbirgt ss),

ss) L. II. 8.

und von keinem der Knechte gesehn, aber von dem Herrn des Hauses unverzüglich entdeckt wird, ist darum nicht mehr eine Fabel, weil der Hirsch und die Ochsen redend darinne eingeführt werden; sie ist ebenfalls nur ein einzelnes Beyspiel zu dem Satze, daß der Herr in seinem Hause am aufmerksamsten sey; ein Satz, dessen Wahrheit eben nicht nothwendiger aus der Geschichte beym Phädrus hervorgeht, als aus Holbergs bekannter Fabel von den Ziegen, welche die Mutter des Teufels ihrem Sohne zu hüten gab, die merkwürdige Wahrheit, daß kein Thier schwerer zu hüten sey als die Ziege.

In Rücksicht auf die Moral, die Art, wie sie abgeleitet wird, ihr Verhältniß zur Fabel und ihre absolute Richtigkeit gibt es wohl nicht leicht einen Fehler, zu welchem man in der Sammlung des Phädrus nicht einen oder den andern Beleg fände. Jedermann kennt die Fabel von der Natter, welche ein Landmann in seinem Busen erwärmte und die ihn zur Vergeltung stach tt). Phädrus erzählt sie uu) mit den nämlichen Umständen; aber er gibt ihr noch einen Anhang, welchen das griechische Original nicht kennt und der die ganze Sache verdirbt. Dieselbe Moral, die er schon an die Spitze seiner

tt) Aesop f. 170.

uu) L. IV. 18.

Erzählung gesetzt hat, legt er noch einmal der Natter in den Mund, und verlängert deshalb die Fabel über ihre gebührenden Gränzen hinaus. Wie unschicklich ist es aber, daß die Natter selbst ihre That verurtheilen muß, indem sie sagt: Sie habe die Menschen belehren wollen, Bösewichtern keinen Beystand zu leisten! *vv*) Aus der XI. Fabel des IV. Buches zieht Phädrus nicht weniger als drey Moralen auf einmal; ein sichrer Beweiß, daß keine von allen dreyen recht paßt *ww*). In der XXIX. F. des ersten Buches ist die Moral ohne alle Beurtheilungskraft mehr aufgegriffen, als abgeleitet. Der Esel höhnt den Eber; dieser will sich anfänglich rächen, besinnt sich bald eines bessern und unterdrückt seinen Zorn, um sich nicht mit so unedelm Blute zu beflecken. Was hat uns der Dichter damit lehren wollen? Vielleicht, daß der Nichtswürdige in dem Streite mit dem Edeln seine Sicherheit

vv) Burmann sucht dem Dichter durch eine gewaltsame Verbesserung zu Hülfe zu kommen, indem er sagt: Sed an colubra contra se sententiam pronuntiaret, se ipsa improbam vocaret? Non fit mihi verisimile, nec Phaedri ingenio convenire puto. Forte haec sunt poëtae verba, sub hac fabula, ut fere in omnibus, aliquem sui temporis notantis etc.

ww) Und die niemand als ihr Erfinder daraus zu ziehen wußte, wie Phädrus selbst sagt;

Quot res contineat hoc argumentum utiles
Non explicabit alius quam qui repperit.

oft der Großmuth des letztern verdanke? Nichts weniger! Sondern, daß sich leichtsinnige Spaßmacher, indem sie andere zu ihrer Belustigung schmähen, oft den größten Gefahren aussetzen. Wie ganz anders hätte die Handlung ausgehen müssen, wenn sie diese Lehre enthalten sollte! — In der XVII. F. des ersten Buches ist die Moral nicht aus der Handlung selbst, sondern nur aus einem zufälligen Ereignisse abgezogen. Der Hund fordert von dem Schafe ein Brod, das er ihm geliehen zu haben vorgiebt, und da ihn der Wolf mit seinem Zeugnisse unterstützt, wird es verurtheilt zu bezahlen, was es nicht zu bezahlen schuldig war. Hier wäre die Handlung zu Ende, wenn der Dichter nicht für gut gefunden hätte, die poetische Gerechtigkeit zu handhaben. Er setzt also hinzu, daß das Schaf den Wolf wenige Tage darauf in einer Grube liegend fand. Dieser schleppende Anhang einer an sich sehr mittelmäßigen Fabel ist die einzige Quelle der Moral, die er vor ihr vorausgeschickt hat:

Solent mendaces luere poenas malefici.

Aber warum werden nur die lügenhaften Zeugen, warum nicht auch die falschen und boshaften Ankläger bestraft? Warum nur der Wolf, der Gehülfe, und nicht auch der Hund, der Anstifter der Bosheit xx)?

xx) Ein schleppender Anhang ist in der XIII. F. des I. Buches der Vers:

Wenn man trotz dieser und anderer Fehler — auf die man überall in dieser Sammlung stößt — doch immer nur von den Schönheiten des Phädrus reden, ihn immer als ein Muster der Nachahmung anpreisen hört, so rührt dieß ohne Zweifel hauptsächlich daher, daß die meisten Beurtheiler desselben *yy*), unbekümmert um den Geist und das Wesen der Fabel, sich nicht weit über die Worte erhoben, oder daß sie, durch einige glückliche Erfindungen, durch einzelne Schönheiten des Details, durch den klassischen Ton und Anstrich des Vortrags eingenommen, das nicht sahen und sehen wollten, was ihren Vorurtheilen von der absoluten Vortreflichkeit eines römischen Schriftstellers aus einem so klassischen Zeitalter im Wege stand. Dieß ist sehr oft die Geschichte der ästhetischen Kritik gewesen, welche seltner eine Tochter des Urtheils als des Vorurtheils war.

Allerdings aber hat Phädrus seine Schönheiten; nur daß sie selten, nur daß sie zum Theil von

---

Tum demum ingemuit corvi deceptus stupor.
der dem Dichter vielleicht eben so, wie die beyden letzten Verse untergeschoben ist.

yy) Selbst Christ, dessen Kritiken weit mehr auf die Worte als auf die Sachen gehn.

der untergeordneten Art sind. Die Anzahl seiner Fabeln, die nicht bloß erträglich, sondern vortreflich angelegt, nicht bloß richtig, sondern geistreich angewendet sind, ist bey ihm eben nicht sehr groß. Doch können die schon oben angeführten Beyspiele immer noch mit einigen vermehrt werden. Die XV. Fabel des ersten Buches enthält eine vortrefliche Idee, und die Handlung ist so gut angelegt, daß der Gedanke, welcher die Pointe der Fabel ausmacht, selbst dem Munde des Esels vollkommen angemessen ist. In der XXII. Fabel desselben Buches ist eine interessante Moral auf eine wahrscheinliche und befriedigende Weise dargestellt. Auch die VII. des zweyten Buches ist sehr gut erfunden; aber in der Moral ist der wesentliche Umstand übergangen, daß oft diejenigen Güter, auf deren Besitz wir am stolzesten sind, die Quelle unsers Unglücks werden. Glücklich erfunden und mit zweckmäßiger Kürze, obschon etwas trocken erzählt, ist die Fabel von den Bienen und den Drohnen, in welcher vorzüglich die geistreiche, überraschende Wendung des Urtheilsspruchs der Wespe gefällt. In der Fabel von der Eikade und der Nachteule, ist die Hartnäckigkeit der erstern, ihren Gesang, trotz aller Bitten der Nachteule, fortzusetzen zz), sehr gut dargestellt. Endlich darf ich

zz) L. III. 16. Die gemeine Lesart V. 17. Trepidantem consectata est — stimmt mit der Absicht des Dichters nicht gut zusammen. Warum soll die Eikade zittern,

die letzte Fabel des fünften Buches nicht vergessen, welche mit Gefühl gedacht ist, und eine interessante Lehre enthält.

Keine Eigenschaft der Fabeln unsers Dichters ist so allgemein anerkannt, keine fällt so sehr in die Augen, als die Kürze seines Vortrags *). Diese be-

da sie sich von der Einladung der Nachteule nichts als Gutes verspricht? Dagegen ist Heinsius Verbesserung crepitantem eben so treffend als leicht. Die unermüdliche Eidexe singt auch selbst in dem Augenblicke, als die Nachteule sie unerwarteter Weise ergreift. So setzt dieser Zug das Gemählde des 3—7. V. fort und bringt uns die Ursache der Katastrophe unmittelbar vor der Ausführung noch einmal recht nahe vor die Augen. Die Einwendungen, welche Bürmann gegen diese Verbesserung macht, sind unbedeutend.

*) Man glaubt, daß er diese Eigenschaft selbst in dem Anhange zur V. F. des V. Buches rühme, wenn er sagt:

Si non ingenium certe brevitatem approba.

aber mit Unrecht. Es ist hier keineswegs von der Gedrängtheit des Vortrags in den einzelnen Fabeln, sondern von der kleinen Anzahl die Rede, die er aus seinem reichen Vorrathe zum Vorschein bringt. Dieß beweißt der Zusammenhang und die beyden vorhergehenden Verse:

Adhuc supersunt multa, quae possim loqui,
Et copiosa abundat rerum varietas.

Das nemliche gilt von den Worten der X. F. im III. Buche. V. 59.

Haec exsecutus sum propterea pluribus
Brevitate nimia quoniam quosdam offendimus.

Die Geschichte ist zwar allerdings länger als die meisten andern des Phädrus; aber dieß rührt von der Menge

steht zum Theil in einer gewissen Sparsamkeit mit Worten, noch mehr aber in der Entfernung alles Nebenwerks, in der strengen Auswahl des Nothwendigen. Jeder wesentliche Umstand findet seinen Platz, aber auch nur der wesentliche. Immer hat der Erzähler sein Ziel vor Augen, und sein Thun ist kein Spiel, sondern ein Geschäft. Er ist ein Wanderer, welcher rastlos den kürzesten Weg verfolgt, kein Spaziergänger, der die Schönheit der Gegend genießt, wenn er auch darüber etwas später an sein Ziel kommen sollte.

Die summarische Kürze des Vortrags, welche Lob verdient, wenn die Fabel nur zu einem rhetorischen Zwecke, als Gleichniß oder Erläuterung, gebraucht wird, kann keineswegs ihr höchstes Verdienst seyn, wenn sie als ein freyes Werk des Geschmacks, wenn sie als Gedicht auftritt. Denn entweder liegt das Wesen der Dichtkunst in dem Sylbenmaaße, oder die poetische Fabel muß sich von der prosaischen noch durch andere Eigenschaften, als die auf das Nothdürftige beschränkte und durch den abgemessenen

---

der Umstände, keineswegs von der größern Ausführlichkeit des Vortrags her. Aber die Moral ist um vieles ausführlicher, als gewöhnlich, und hierauf bezieht sich die Bemerkung des Dichters. Die Kürze in den Moralen war mistrauischen Lesern verdächtig gewesen und hatte zu Deutungen Veranlassung gegeben.

Rythmus nur wenig verschönerte Kürze auszeichnen. Auch ist es mit derjenigen Art des Schmuckes, den der metrische Vortrag zu erzeugen pflegt, noch nicht gethan; denn auch die prosaischen Erzähler bedienen sich schmückender Beywörter und anderer kleinen, die Lebhaftigkeit des Vortrags befördernden Mittel. Diese Art des Schmucks gleicht schimmernden Funken, welche über eine dunkele Fläche ausgestreut sind; ein Werk der schönen Kunst aber, ein Gedicht soll in allen seinen Theilen von belebender Wärme durchdrungen, es soll aus der Fülle der Einbildungskraft hervorgegangen, nicht von der Hand einer kalten Besonnenheit nur mit einigen der Einbildungskraft abgeliehenen Zierrathen ausgeschmückt seyn.

Phädrus Vortrag ist, bey vieler Eleganz, fast nie beseelt, und da, wo er es ist, fast immer nur in einzelnen Theilen. Allerdings zwar streut er hier und da malerische Züge ein, er erhebt sich bisweilen zu einem etwas poetischern Leben, aber ein Dichter ist er nur äußerst selten. Die kleinen Schönheiten, mit denen er seinen Vortrag bald reichlicher, bald sparsamer aussteuert, sind auch den griechischen Fabulisten nicht fremd; und wie selten erhebt sich seine Erzählung zu einem anschaulichen fortschreitenden Gemälde; wie selten flößt sie uns Theilnahme an den handelnden Wesen ein; wie selten lenkt sie unsere Aufmerksamkeit auf die Entwicklung der Handlung, oder erzeugt jenes höhere Interesse, welches uns aus

uns selbst heraus in eine fremde Welt versetzt, an deren Daseyn uns der Zauber der Dichtkunst glauben macht! Dieses täuschenden Zaubers ist mehr in der einzigen Fabel beym Horaz *), als in allen Fabeln des Phädrus zusammengenommen. Der Charakter seiner Erzählung ist nicht Anschaulichkeit, sondern zierliche Trockenheit und eine nüchterne Eleganz. „Nirgends steigt er eigentlich in die Welt herab, deren Begebenheiten er erzählt, um in ihr einheimisch zu werden; immer betrachtet er sie aus einer höhern Stelle, gleichsam als tief unter sich liegend, als einen Gegenstand, welcher die Theilnahme des Herrn der Schöpfung wenig verdient **).
Seine Gemälde sind daher selten mehr als trockene Umrisse, die nicht zu Körpern emporschwellen und durch keinen Schein der Wirklichkeit täuschen.“

Bey weiten in den meisten Fabeln unsers Phädrus ist die Erzählung durchaus summarisch. Die bekannte Fabel von dem Wolfe und dem Kraniche enthält einen einzigen malerischen Zug — gulaeque credens colli longitudinem, wofür Phädrus dem Griechen einen andern von viel größerer Wichtigkeit zurückgelassen hat ***). Der Zustand des Wolfs

*) Horat. II. Serm. VI.

**) S. Nachtr. z. Sulzer. V. 1. S. 165.

***) L. I. 8. Ich meyne den treflichen Zug beym Aesop (F. 144.), daß der Wolf bey der Forderung des Krani-

vor und nach der Rettung ist allgemein angezeigt, aber keineswegs dargestellt. Und so ist es fast überall; denn fast überall wird die Erwartung belebter Darstellung getäuscht. Nichts ist trockener als die Erzählung des Mährchens von dem Fuchs und dem Storche, die sich gegenseitig zu Gaste bitten, obgleich hier der Stoff zu einer belebtern Bearbeitung einlud. In der Fabel von dem Fuchse und der Weintraube herrscht eine zierliche Kürze, aber durchaus kein poetisches Leben, keine eigentliche Darstellung des Innern. Aber es ist unnöthig Beyspiele zu häufen, wo die Wahrheit so deutlich in die Augen springt. Man darf nur die Fabeln des Phädrus mit den griechischen Originalen, oder, wenn man will, die Geschichte des Simonides *) mit der Erzählung derselben Begebenheit beym Cicero und Quintilian vergleichen, um sich zu überzeugen, daß, wenn man dem Fabulisten den Schmuck des Sylbenmaßes entzöge, wenig oder nichts übrig bleiben würde, woran man die disjecti membra poëtae erkennen könnte.

ches mit höhnischem Lachen seine Zähne wetzt. Vielleicht stammt er ursprünglich von Babrius her, welcher die Worte hat: καὶ κάρχαρόν τι μειδιάσας. Johannes Diakonus und Aphthonius erscheinen hier beyde sehr dürftig.

*) L. IV. 24. vergl. Cicero de Orat. II, 86. Quintil. XI. Instit. 2.

Wenn ich nicht irre, so verdienen die dialogirten Fabeln dieses Schriftstellers vor den eigentlich erzählenden bey weitem den Vorzug. Sie haben mehr Leben, eine größere Anschaulichkeit und ich glaube sogar noch etwas mehr Eleganz. In dieser und mehrern andern Rücksichten kann die VII. Fabel des dritten Buchs zu den schönsten Arbeiten des Phädrus gerechnet werden. Wenn er den interessanten Gedanken, der ihr zum Grunde liegt, vom Aesop *) geliehn hat, so muß man wenigstens gestehn, daß er ihn um vieles verschönert habe. Der Dialog zwischen dem Wolfe und dem Hund ist leicht, natürlich und lebhaft: die Gesinnungen der Redenden, ihr innerer Zustand offenbart sich in ihm auf eine eben so gefällige als energische Weise. Vorzüglich schön ist die Zurückhaltung, mit welcher der Hund seiner Sklaverey erwähnt, und der sichtbare Eifer, womit er das abgenöthigte Bekenntniß derselben durch contrastirende Züge von seinem Wohlstande in Vergessenheit zu bringen sucht. Zugleich herrscht in diesem Gespräche ein anziehendes Fortschreiten der Handlung, eine geschickte Verschlingung und Auflösung des Knotens, wodurch das Interesse mehr, als sonst in den Fabeln des Phädrus gewöhnlich ist, bis zum Ende gesteigert wird. Nicht alle dialogirten Fabeln dieses Dichters vereinigen so viele gute

*) Aesop. f. CXI.

Eigenschaften auf einmal in sich; aber schwerlich ist eine darunter, welcher sie alle fehlten. Die Fabel von dem Fuchs und dem Drachen *) ist kein Meisterstück der Erfindung, aber der Dialog ist ausnehmend zierlich und hat etwas von Horazens urbaner Ironie. Der Schluß aber ist nicht hinlänglich vorbereitet. Eine gefällige Laune und selbst eine gewisse Naivetät herrscht in dem Wettstreite der Ameise und der Fliege **), der, in seiner jetzigen Gestalt, zwar schwerlich eine Fabel seyn dürfte, — wie denn auch Phädrus selbst nur eine sehr seichte Moral daraus zu ziehen weiß — in Rücksicht auf lebendige Darstellung aber, so wie auf die Eleganz, mit welcher die Waffen der Dialektek in demselben geführt werden, zu Phädrus besten Arbeiten gerechnet werden kann.

Die Manier des Phädrus hat demnach eine große Aehnlichkeit mit der des Babrius, so weit wir den letztern aus den wenigen Bruchstücken seines Fabelwerkes beurtheilen können. Die zweckmäßige Kürze, die nüchterne Zierlichkeit des Vortrags ist die charakteristische Eigenthümlichkeit des einen wie des andern. Phädrus hat in einem Zeitalter, dessen Ausdruck von dem Geschmacke des Virgili-

*) L. IV. 19.

**) L. IV. 23.

schen und Horazischen merklich abwich, den Schein einer antiken Einfalt zu erhalten gewußt. Die epigrammatischen Wendungen, die zugespitzten Sentenzen, der deklamatorische Schwulst, welcher in diesem Zeitalter schon eingerissen war, ist ihm gänzlich fremd. Wenn er also nur eine mäßige Beurtheilungskraft und nur einen geringen Antheil poetischen Geistes besaß, so kann man ihm doch einen richtigen und feinen Geschmack in Rücksicht auf die Wahl des Ausdrucks und die Art seines Vortrages nicht absprechen.

Ueber die römischen Satiriker.

A. Persius Flaccus.

(Er war den 4ten Dec. im Jahre d. E. R. 787 oder im zwanzigsten der Regierung Tibers, unter den Consuln P. Fabius Persius und L. Vitellius, zu Volaterrä, einer Stadt in Etrurien, geboren, und starb im Jahre 815. oder im neunten der Regierung Nero's, den 24 November, unter dem Consulate des P. Marius Celsus *a*) und L. Asinius Gallus, alt 28 Jahr.)

Wenn man von den Satiren des Sittenmalers Horaz zu den Satiren des Persius übergeht, so hofft

a) Nicht Rubrius Marius, wie in der Vita Persii steht. Man sehe Lipsius zu Tacitus Annalen XIV. 48. — Was wir außerdem noch von den Lebensumständen des Dichters aus der auf uns gekommenen Vita wissen, ist folgendes. Persius war von ritterlicher Abkunft. Seinen Vater Flaccus verlor er bereits in seinem sechsten Jahre. Auch sein Stiefvater Fusius starb frühzeitig. Wahrscheinlich wurde also sein erster Unterricht zu Volaterrä von seiner Mutter Fulvia Sisenna besorgt. In seinem zwölften Jahre hörte er zu Rom den Grammatiker Remmius Palämon und den Rhetor Virginius Flac-

man gemeiniglich, eine nicht minder wichtige und angenehme Bekanntschaft zu machen. Das Zeitalter des letztern, sagt man sich, ist so ausgezeichnet und ausgezeichneter, als das Zeitalter des erstern.

---

cus, und in seinem sechszehnten den Stoiker Cornutus, einen Mann von edelm Charakter, der sehr bald aus dem Lehrer des Zöglings sein Freund ward. Mit ihm zugleich lagen Claudius Agathemerus, ein Arzt aus Sparta, Petronius Aristokrates, ein Magnesier, und der berühmte Dichter, Annäus Lukanus, der Philosophie bey demselben Cornutus ob, und vereinigten sich alle durch die Bande der engsten Freundschaft mit Persius. Außer ihnen liebte er noch von Jugend auf den Lyriker Cäsius Bassus, dessen Quintilian, (Instit. orat. X. 1. S. 911. Ed. Burm.) und den Geschichtschreiber, Rhetor und gerichtlichen Redner M. Servilius Nonianus, dessen dieser (S. 914) und Tacitus (Annal. XIV. 19. vergl. VI. 31 und Plinius Ep. I. 13.) Meldung thut. Die Bekanntschaft des Seneka machte er spät, und ohne von ihm eingenommen zu werden; aber desto vertrauter gieng er, in den letzten zehn Jahren seines Lebens, mit dem Pätus Thrasea um, dessen Gemahlin Arria seine Verwandte war. Seine Gestalt war schön, seine Sitten sanft, seine Sittsamkeit jungfräulich, seine Lebensweise züchtig und eingezogen, und seine Liebe gegen Mutter, Schwester und Muhme musterhaft. Als er starb, hinterließ er seiner Mutter und Schwester 200 große Sesterzen, (gegen 100000 Thaler,) unter der Bedingung, daß Cornutus 100 große Sesterzen, (gegen 5000 Thaler,) oder, nach andern, eine noch größere Summe, nebst zwanzig Pfund gearbeiteten Silbers, und siebenhundert Büchern, oder der gesammten Bibliothek erben sollte: aber Cornutus nahm nichts als die Bücher. In seiner Jugend schrieb er ein Schauspiel, in welchem römische Personen auftraten, ein Buch Hodöporika, und einige, an die Gemahlin des Thrasea gerichtete, Verse, auf ihre Mutter Arria. Alle diese jugendlichen Versuche wurden, auf Anrathen des Cornutus, vernichtet. Die Satiren verbesserte der eben genannte Gelehrte an einigen Stellen und übergab sie dem Cäsius Bassus zur Bekanntmachung.

Welch eine ungeheure Höhe hat nicht, binnen den sechzig Jahren, die zwischen dem Tode Horazens und dem schriftstellerischen Auftritte des Persius liegen, das Sittenverderben zu Rom erstiegen? Wann haben lasterhaftere Fürsten, in einer ununterbrochenen Reihe auf einander folgend, die Welt beherrscht und die Menschheit tiefer herunter gewürdigt, als es unter Tiber, Caligula, Claudius und Nero geschehen ist? Wie viel Unsinn in der Prachtliebe und Verschwendung, wie viel Schädlichkeit in jeder Art des Genusses! und in Allem wie viel Stoff für den Satiriker! Gewiß wird es den Gemälden des Persius nicht an Leben, seinen Darstellungen nicht an Reichthum, seinem Ausdrucke nicht an Neuheit und Würde fehlen. Gewiß wird er, wenn er auch als Dichter seinem Vorgänger nachstehen sollte, doch dem Leser, als Sittenmaler, Nahrung und Vergnügen gewähren, und ihn für die etwanige Einbuße poetischer Schönheiten schadlos halten. — Mit solchen Erwartungen geht man gewöhnlich, wenn man die römischen Satiriker in chronologischer Ordnung liest, zu dem Persius über und findet einen durchaus andern Dichter, als man, nach den Zeitumständen, erwartete. Das Bild seiner Muse ist dem so unähnlich, das die Einbildungskraft sich von ihr entwarf, ihre Unterhaltung bey weitem so lehrreich nicht, als sie hoffen ließ, und ihre Sprache so tief unter der Vollkommenheit. Doch wozu eine in die Gränzen der

Allgemeinheit sich einschränkende Charakteristik? Gehen wir lieber sogleich ins Einzelne!

Bekanntlich sind vom Persius sechs Satiren auf uns gekommen. Welches ist der Gegenstand einer jeden?

Die erste beschäftiget sich hauptsächlich mit dem Verfalle der Dicht- und Rede-Kunst, die beyde zu Rom je länger je mehr ausarteten, und, indem sie sich bestrebten, den Beyfall des großen Haufens zu erringen, dem wahren und edlen Geschmacke untreu wurden und zum Kleinlichen, Kindischen und Tändelnden heruntersanken. Die zweyte rügt den Unsinn, Götter mit Gebeten und Gelübden zu behelligen, die theils lasterhaft, theils ungereimt sind, oder nicht erhört werden können, weil der Beter durch sein verkehrtes Betragen jeder Erfüllung entgegen arbeitet. Die dritte verbreitet sich über den Abscheu der römischen Jünglinge vor aller Anstrengung und ernsten Beschäftigung, und schildert ihn als den Grund alles moralischen Verderbens, und als die Ursache des leichten Sieges der Sinnlichkeit und der Leidenschaften über die Vernunft. Die vierte, sie beziehe sich nun auf den Nero insbesondere, oder gehe auf Staatsbedienten überhaupt, schilt zuerst die Sorglosigkeit, mit der man sich, ohne die nöthige Erfahrung und Geschicklichkeit zu besitzen, zu Würden und Aemtern dränge, und verliert sich sodann in allgemeine Betrachtungen über die wenige

Selbstkenntniß der Menschen, und das daraus entspringende und durch nichts gerechtfertigte Zutrauen zu sich und ihrem Werthe. Die fünfte, seinem Lehrer Cornutus gewidmet, untersucht die Frage: Wer ist ein wahrhaft freyer Mann? und entscheidet, daß nur der Weise, — der von keiner Leidenschaft Beherrschte, diesen Nahmen verdiene. Die sechste an seinen Freund, den Dichter Cäsius Bassus, zieht die Thorheit derer durch, die lebend kargen und sparen, um nach ihrem Tode lachenden Erben eine Freude zu bereiten.

Man darf nur ein wenig über diese Gegenstände der Satiren des Persius nachdenken, um sogleich auf den Verdacht zu gerathen, daß er zu der Wahl derselben durch etwas ganz anders, als durch die Ansicht der Dinge um sich her, und durch eigenthümliche, in den Umständen gegründete, Veranlassungen bestimmt worden sey. Alle die Gegenstände, die er ausführt, sind keineswegs diejenigen, die den Dichter aus dem Zeitalter des Claudius und Nero am dringendsten aufforderten und seinen Satyr am stärksten spornten und stachen. Es sind, den Vorwurf zu der ersten Satire allein ausgenommen, lauter allgemeine Betrachtungen, denen sich der Philosoph zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen überlassen kann. Ein Dichter, den nicht die Schule, sondern die Welt, nicht die Vernunft, sondern die Empfindung geleitet hätte, würde offenbar anders gewählt haben. Ihm lag das verruchte La-

ster der Angeberey, ihm lag die schändliche Entweihung der Ehen, ihm lag die schamlose Erniedrigung der Ritter auf der Arena, ihm lag der gränzenlose Uebermuth unwürdiger Freygelassenen, ihm lagen hundert andere Gebrechen und Mängel der Hauptstadt und ihrer Bewohner näher, als die gerügten. Auf diese würde sein Unwille gefallen seyn, und seine Angriffe sich gerichtet haben. Es ist wahr, bey den gleichgültigen Gegenständen, die er sich erkohr, lief er weniger Gefahr, dem Nero zu mißfallen und sein Leben oder Glück zu wagen. Allein abgerechnet, daß es einem gewandten Dichter nie an Mitteln fehlt, die Wahrheit zu schreiben, ohne durch sie zu beleidigen, so pflegt auch ein Satiriker, der nicht viel über zwanzig Jahre und ein eifriger Anhänger der Stoa ist, nicht leicht so behutsam zu seyn. Und wie? wenn wir dem Persius selbst auf die Spur kommen und, was ihn zur Wahl und Ausbildung gerade dieses Stoffes veranlaßte, wenigstens zum Theil, erforschen könnten? In der That ist dieß, freylich nicht zum Vortheil seines dichterischen Ruhms, aber zur richtigen Bestimmung seines dichterischen Werthes, möglich. Der Mann, der ihm vorleuchtete, ist Horaz. Die meisten Gegenstände, die Persius in seinen Satiren behandelt, kommen bereits in den Satiren des erstern vor. Die meisten sind von Horaz, theils absichtlich, theils unabsichtlich, bald kürzer und bald weitläuftiger ausgeführt worden, und meh-

rere Punkte, von wannen Persius den Anstoß erhielt, unverkennbar *b*).

Doch wie? wenn man mir zuriefe: »Was ist für einen Dichter der Stoff? Mag Persius immerhin dem wichtigern vorübergegangen und sogar in der Wahl des seinigen von fremdem Einflusse abhängig gewesen seyn; was hat das zuletzt zu bedeuten? Es kömmt darauf an, ob er seine Gegenstände mit der nöthigen Freyheit des Geistes zu behandeln, ob er

b) Ich will die Stellen, die ich im Sinne habe, anführen. Zur ersten Satire veranlaßte den Persius wahrscheinlich Horaz, durch Ep. I. 19. und II. 91. u. f. Zur zweyten, durch Ep. I. 17, 57 und Sat. II. 3, 281 — 295. zur vierten, wenigstens theilweise, durch Ep. I. 16. zur fünften durch Sat. II. 7. Auch mehrere von den Hauptideen der sechsten finden sich Ep. I. 2, 145 — 198. — H. König, dessen kleine Abhandlung De Satira Romana ejusque auctoribus praecipuis, Oldenburgi 1796. viele gute und gründliche Gedanken, vielleicht in der Kürze das Beste über diesen Gegenstand, enthält, urtheilt über das Verdienst des Persius, in so fern von Originalität die Rede ist, ebenfalls nicht anders. Fuit ille quidem sagt er S. 42. dotibus, quibus natura poetam nascentem solet instruere, non omnino destitutus, ut ex multis satirarum locis luculenter patet; sed illa ingenii ubertas, quae vel ex suo penu omnia depromat, vel inventa ab aliis felici et propria aliqua ratione in suam rem convertat, nisi omnino, magna ex parte tamen ei defuit. Quo etiam fit, ut lector, ab Horatiana lectione recens, aut omnino Venusinae Musae familiaris tantum non in singulis paginis exclamet: Haec Horatio, Persi, debes, haec domi tibi non sunt nata! Und eben so richtig setzt er hinzu: pari ratione, ni fallor, si Cornutum et ejus disputandi genus cognovissemus, Persium non semel forsan interpellaremus: Cornutum disputantem, o bone inducis, aliena profers, non tua.

ihnen ein individuelles Gepräge zu geben, mit einem Worte, ob er sie in sein Eigenthum zu verwandeln gewußt hat. Erfüllt er diese Bedingungen, so bleibt ihm sein poetisches Verdienst ungekränkt, und seine Ansprüche auf den ehrenden Lorbeer sind gerettet.« Unstreitig. Aber gerade hier ist es, wo er, als Dichter, am meisten verliert, und die Verschiedenheit zwischen ihm und seinem Vorgänger recht sichtbar hervortritt.

Zuerst der kalte, ruhige, überlegte Gang einer philosophischen Abhandlung ist in den Satiren des Persius unverkennbar. Man macht mit ihm nicht, wie mit Horaz, einen sorglosen Spaziergang, wo man sich auf angenehme Ab- und Seiten-Wege verliert, um zuletzt unvermuthet an dem Ziele, von welchem man auslief, wieder anzulangen; man schlendert mit ihm methodisch die gerade Heerstraße fort, wendet sich weder zur Rechten noch zur Linken, und behält das Ziel, auf welches man lossteuert, unverrückt im Auge. Die Ausleger haben sich daher auch nie über den Zusammenhang der Gedanken in den Satiren des Persius verlegen gefühlt c), und die Uebersetzer desselben nicht nöthig gehabt, sich Brücken zu bauen, wie die des Horaz. Persius

c) So hat Casaubonus den Inhalt und Gang der Satiren des Persius meistens glücklich entwickelt. Die Dispositionen, die er liefert, bestätigen aber die Meinung, die ich im Texte geäußert habe.

hat sie dieser Mühe überhoben. Er hat dafür gesorgt, daß wenigstens Satz an Satz sich ordentlich anschließe und in seine Ideenreihe sich selten Sprünge einmischen. Hoffentlich wird man mich über diese Aeußerung nicht in Anspruch nehmen. Ich bin eben so weit entfernt, den logischen Zusammenhang zu verwerfen, als ich Anstand nehme, die lose und lockre Verbindung, die sich Horaz erlaubt, gut zu heißen. Aber so fehlerhaft es ist, wenn der Dichter seine Rechte auf Kosten des Philosophen geltend macht, eben so und noch viel fehlerhafter ist es, wenn der Philosoph den Dichter verdrängt und eine unbedingte Herrschaft über ihn ausübt. Die Ordnung soll einem Gedichte nicht fehlen, aber sie soll keine schulgerechte und steife seyn. Auch in ihr soll die Phantasie herrschend erscheinen und sich als Gesetzgeberin offenbaren. Es soll das Ansehn gewinnen, als ob sie gefunden nicht erfunden, als ob sie mühlos hervorgegangen, nicht mühsam durch Nachdenken hervorgerufen sey. Eine solche Ordnung ist es, die ich in dem Persius suche und nicht entdecke.

Aber nicht sie allein ist es, die ich in ihm vermisse. Auch die einem Dichter nicht minder unentbehrliche Kunst, seine Ideen zu Anschauungen zu erheben und die trockne Wahrheit in lebendige Darstellung zu verwandeln, geht ihm größtentheils ab. Möchte er seinen Stoff immerhin dem Unterrichte

der Schule, dem einsamen Nachdenken auf dem Studirzimmer, oder den Gedichten seines Vorgängers verdanken, — wohl verarbeitet und ausgeschmückt würden ihn alle Freunde des Schönen gern aus seinen Händen empfangen haben. Allein von keiner Seite ist der Abstand zwischen Horaz und Persius sichtbarer, als von dieser. Auch Horaz kennt und liebt die Weisheit der Schule: aber er kennt und liebt noch mehr die Weisheit, die Welt und Umgang gewähren, und vergißt nie, jener durch diese Eingang zu verschaffen. Die Wahrheiten, die er uns vorhält, sind alle so neu, so praktisch, so eindringend, als ob er sie eben erst aus dem Leben aufgegriffen und den Gegenständen unmittelbar abgewonnen hätte. Was er uns mittheilt, scheint nicht das Resultat kalter Betrachtungen, sondern lebendiger Erfahrungen, und was er sagt, ist mit Beziehung und Anwendung gesagt. Eben darum bemerkt man auch in seinen Satiren keine Spuren von dem rhetorischen Geiste, die sich in den besten römischen Dichtern, Virgilen nicht ausgenommen, finden. Ganz anders dagegen Persius. In ihm hört man immer den Philosophen vom Katheder und den Rhetor der Schule. Die Weisheit, die er predigt, haftet nirgends, weil es ihr an der alles belebenden Seele, und seine Darstellung macht keinen Eindruck, weil es ihr an Wärme und Licht fehlt. Wenn Horaz durch seinen muntern Weltton erheitert, so

schläfert Persius durch seinen ermüdenden Lehrton ein; wenn jener von einem versinnlichenden Beyspiele zum andern übergeht, so schreitet dieser in todten Begriffen fort; wenn der erstere den ganzen unendlichen Reichthum seiner mannigfaltigen Kenntnisse vor uns ausbreitet, so erscheint der letztere dagegen karg und dürftig. Persius, wie schon ein neuerer Kritiker *d*) sagt, kann nur denen gefallen, bey welchen der Verstand überwiegt. Bey ihnen allein wird die Stärke der Beweise den Zauber der poetischen Kunst, und die Reinheit seiner Moral den Mangel der höhern Darstellungsgabe ersetzen. Wer ungern auf das eine und auf das andere Verzicht thut, wird seine Rechnung nicht bey ihm finden.

In eben dem Maaße, in welchem Persius, in Absicht auf die Erfindung, Anordnung und Behandlung des Stoffes, seinem Vorgänger nachsteht, in eben dem Maaße bleibt er auch, in Absicht der Sprache, hinter ihm zurück. Es ist allerdings nicht zu läugnen, daß ein gewisses, nicht immer unglückliches Bestreben nach Vollendung und Ründe aus seinem Ausdrucke hervorleuchtet. Er ringt eifrig mit seiner Sprache und ringt ihr nicht selten Schönheiten ab; er wählt

d) H. Hottinger in seiner bekannten Vergleichung der deutschen Dichter mit den Griechen und Römern. S. 202.

mit Vorsicht unter den Wendungen, die sie ihm darbietet, und wird oft mit den passendsten und feinsten belohnt. Allein nichts desto weniger gilt von ihm, wenn von irgend einem Dichter, der Ausspruch Horazens:

> Wir fehlen meistens nur, vom Schein des Guten
> Getäuscht, und oft, wenn wir's am besten meinen.
> Wir wünschen kurz zu seyn und werden dunkel,
> Wir streben nach Erhabenheit und schwellen.
> Die Furcht zu fehlen wird die reichste Quelle
> Von Fehlern, wenn sie nicht vom Kunstgefühl
> Geleitet wird.

Es sind hauptsächlich drey Fehler, welche die Sprache des Persius entstellen. Der erste und allgemein zugestandene ist die Dunkelheit. Sie hat ihren Grund weder in unserer Unbekanntschaft mit den Personen, an welche Persius seine Gedichte gerichtet hat, noch in Anspielungen und Verhältnissen, die für uns zu versteckt sind e), sondern ganz eigentlich in dem Re-

e) Quod autem nonnulli arbitrati sunt, faciliorem satirarum Persii intellectum esse, si eos, contra quos scriptae sunt, familiarius cognovissimus ad satiram ejus IV. tantum pertinere, aut si ad singula loca, in quibus quidam notatur in omnes poëtas satiricos eodem jure dici potest. König in der angez. Abhandl. S. 85.

debaue selbst. Persius möchte es seinem großen Vorbilde gern in der Leichtigkeit und Schnelligkeit der Uebergänge und Wendungen gleich thun, er möchte überdem mit dem möglich kleinsten Wortaufwande gern recht viel Wichtiges und Bedeutendes sagen; er möchte endlich in der Lebhaftigkeit des Ausdrucks, wenn es geschehen könnte, Horazen nicht nachstehn. In der That vortrefliche Vorsätze, aber wie führt sie Persius aus? Wenn schon Horaz durch die Auslassung der nöthigen Mittelideen seine Ausleger in Verlegenheit setzt, so bringt sie sein Nachahmer schier zur Verzweiflung: so rauh, abgebrochen und uneben schreibt er. Es ist ein Glück für sie, daß er in seinen Satiren wenigstens methodisch verfährt und überall ein fester wohlgeordneter Plan zum Grunde liegt. In Absicht auf die grammatische Verbindung, gleicht er einem leidenschaftlich aufgebrachten Menschen, der, von seiner Heftigkeit fortgerissen, seine Empfindung nicht geschwind los werden kann und darum auf keine Verbindung achtet *f*). Nicht glücklicher ist er in seinem Streben nach Kürze. Persius ist einer von den Schriftstellern, denen nichts stark und kräftig genug gesagt ist. Aber anstatt diese ihm so wünschenswerth

f) Man vergleiche die genannte Abhandlung S. 92. und unter andern die Uebergänge in der ersten Satire V. 63. 69. 92. 107.

scheinende Kraft und Stärke in den Gedanken zu suchen, sucht er sie in dem Ausdrucke, und befleißiget sich jener unnatürlich gedrängten, zerschnittenen und Wörter verschlingenden Manier, die an das Räthselhafte gränzt und jeden Augenblick irre führt. Am unglücklichsten ist er jedoch in den Mitteln, die er zur Erreichung der Lebhaftigkeit anwendet. Auch er wählt, wie Horaz, zu diesem Ende am liebsten die dialogische Form. Aber selten ist sein Gespräch charakteristisch genug geführt und Ernst und Spott deutlich genug unterschieden, um nicht den Dichter mit den sprechenden Personen und letztere wieder mit ihm zu verwechseln *g*). Alle diese Umstände tragen das Ihrige dazu bey, um den Fehler der Undeutlichkeit zu erzeugen. — Ein zweyter Fehler seiner Schreibart ist die absichtliche Entfernung von dem gewöhnlichen und natürlichen Ausdrucke. In was für Tropen versteigt sich Persius nicht? Wie sehr beleidigt er durch sie den reinen Geschmack? Und wie übermäßig liebt er sie gleichwohl? Mitten in der Leidenschaft jagt er ihnen nach, greift sie auf, wo er sie findet, und reiht sie, wohlgefällig, eine an die andre an. Selbst seine jungfräuliche Sittsamkeit achtet er nicht länger, wenn er auf ihre Ko-

g) Es ist bekannt, wie uneins die Ausleger über die Personen-Eintheilung im Persius sind. Einen Beleg bietet der Anfang der ersten Satire, wo jedoch Reiz die Wahrheit getroffen zu haben scheint.

sten seine Tropensucht befriedigen kann *b*). — Ein dritter Fehler, der besonders dem fleißigen Leser Horazens hart auffällt, ist, daß er die Redensarten, Formen und Wendungen dieses Dichters nicht bloß nachbildet, und zu seinem Eigenthume macht, sondern sie wörtlich aufnimmt und, indem er die Leser unaufhörlich erinnert, daß er aus dem Gedächtnisse schreibt; sie des ungestörten Genusses seiner Versuche, und sich des Vergnügens, ihnen einen solchen gewährt zu haben, beraubt *i*). Für so viele und mannigfaltige Mängel ist der höhere Wohlklang des Verses, — ein Vorzug, der ihm allerdings vor seinem Vorgänger eingeräumt werden muß *k*), — immer eine nur schwache Entschädigung.

Ich habe das Charakteristische, wodurch sich, meines Bedünkens, Persius Muse auszeichnet, entwickelt. Es bleibt mir noch übrig, von der Untersuchung, was Persius **war**, zu der Frage: Warum er nicht mehr **ward**? oder von den Erscheinungen zu den Ursachen derselben überzugehen.

b) Sat. 4, 33—41. und 6, 71.

i) Man vergleiche hierüber die Persiana Horatii imitatio vom Casaubonus. Wenn dieser Gelehrte der Sache auch bisweilen zu viel gethan haben sollte, so wird ihn dieser Vorwurf doch nur in wenigen Stellen treffen.

k) Weitläuftiger spricht davon H. **Hottinger** in der angezogenen Preisschrift.

Der nächste Gedanke, der sich uns zur Lösung dieser Aufgabe darbietet, ist der, daß Persius schwerlich ein Mann von Genie und wahren dichterischen Talenten war. Schon seine Lebensbeschreibung läßt hierüber ein Wort fallen. »Er schrieb, heißt es daselbst, selten und langsam.« Aber abgesehen von diesem Winke, der wohl auch eine günstige Deutung zuläßt, wie sehr wird diese Behauptung durch den Gehalt seiner Gedichte gerechtfertigt? Wer sein Auge unverwandt auf seinen Vordermann richtet und sich von ihm leiten und führen läßt, verräth wenig Selbstständigkeit, und wer sich nie auf eigenen Flügeln erhebt und eigene Bahnen versucht, dem fehlt es sicher an innrer bildenden Kraft und belebenden Wärme. Daß dieß aber ganz eigentlich der Fall des Persius war, leidet durchaus keinen Zweifel. Ohne Horaz würde er entweder gar nie ein Dichter, oder doch selbst der nicht geworden seyn, der er ist. Seine Erfindungskraft war zu beschränkt, seine Einbildungskraft zu dürftig, und sein Beobachtungsgeist zu wenig umfassend, um eine Welt aus sich selber zu schaffen. Nur indem er sich dem edlern Genius eines andern anschmiegt, leitet er einige Funken von dessen Flamme in sich über und genießt des, ihm an sich fremden, Zustandes der Begeisterung.

Was die Natur dem Menschen an Fähigkeiten versagt hat, kann auch der treflichste Unterricht

nicht

nicht ersetzen, und derjenige, den Persius erhielt, war eben nicht geschickt, einen Dichter zu bilden. Sein Schicksal wollte, daß er, anstatt wie Horaz in die heitern Gärten des Epikur und Aristipp einzuziehen, in die düstern Hallen der Stoa trat, und die Philosophie, die in ihnen gelehrt wurde, vielleicht aus angestammter Neigung, vielleicht weil das verderbte Zeitalter zum Widerstande aufforderte und stärkte, mit der innigsten Achtung und Liebe umfaßte. Dieser Umstand gab seiner Art zu denken und zu empfinden natürlich eine eigene Richtung. Schon an sich sittsam und eingezogen, wurde er in Cornutus Umgang und Schule still und ernst; schon an sich nicht geneigt, das Laster schonend oder spottend zu behandeln, lernte er es hier hassen und verfolgen; schon an sich mehr Philosoph als Dichter, bildete er seine Denkkraft immer mehr auf Kosten der Imagination aus. So erhielten, als er sich in der Folge, wahrscheinlich auf Veranlassung seines Lehrers, der ebenfalls ein Dichter war *l*) und seiner beyden dichterischen Freunde, des Lukan und Bassus, der Poesie widmete, seine Satiren das düstere Colorit, das sich von dem lachenden der horazischen so sehr unterscheidet, und seine Ideen den schulgerechten Gang, der das Gegentheil von dem leichten und regellosen seines

l) In der Vita heißt er tragicus.

Vorgängers ist m). Aber noch weit mehr schadete das Studium der stoischen Philosophie seiner Sprache. Wenn Cicero n) dem Unterrichte der Stoa, in Bezug auf den Redner schon, die Brauchbarkeit abspricht, weil ihr Vortrag weder fließend noch deutlich, sondern dürftig, zerschnitten und mager sey; wie viel weniger kann er für den Dichter von Nutzen seyn, von welchem ein noch höherer Grad der Leb-

m) H. König hat dieß ebenfalls sehr wohl eingesehn. Ich rücke die hieher gehörige Stelle aus seiner Abhandlung um so lieber ein, da vielleicht nur wenige Leser sie kennen. In similitudinibus, sagt er S. 90. et exemplis Persius ea potissimum delegit, in quibus maximam vim existimavit esse ad stultitiam et errores hominum vividissimis coloribus exprimendos; deinde summa rerum delibanda raro desungi nimisque per partes ire solet adeo, ut non pauca, quae cum cura persecutus esse videtur, frigeant, quorum illud indignationi ejus est assignandum, hoc, ut facile unusquisque potest perspicere ab ejus ingenii inopia et ex illa scholastica consuetudine, magnam saltem partem, repeti potest. Tum quoque vel in delectu exemplorum faciendo parum saepe accurate versatus est, vel in iis enunciandis non satis id spectavit, quod consilio suo fuisset accommodatum, sed ad aliena delapsus pleramque ea tractat, quae, quorsum pertineant, vix conjectura assequi queas. Pari ratione in rerum descriptionibus modum aliquando solet excedere, ita ut in partibus, quae minus ad rem faciunt, exornandis mirum in modum luxurietur, artificum instar minus ingeniosorum, qui in regionibus amoenis coloribus exhibendis circa folia et flosculos anxie laborant. Erant sane istae rerum descriptiones omni tempore poëtis, cum maximum interdum ornatum admitterent, quasi deversoria, in quibus cum voluptate morarentur, praesertim iis, quorum omnis opera in rerum mutuo sumptarum amplificatione versabatur.

n) De oratore II. 38.

haftigkeit und Klarheit verlangt wird? Je mehr der letztere sich in die Spitzfindigkeiten der Stoa eintaucht und in ihre Schlußreihen vertieft, je schwerer wird es ihm fallen, wenn er seinen Wahrheiten ein dichterisches Gewand umhängen will, die Nüchternheit und Trockenheit, an welchen ihn die Schule gewöhnt hat, zu verläugnen.

Doch nicht die Sprache der Stoa allein, die Sprache des Zeitalters und der Verfall des guten Geschmacks überhaupt haben an der tadelnswerthen Manier und dem fehlerhaften Ausdrucke des Persius großen Antheil. Es ist hier der Ort nicht, ein Gemälde von dem allmählig herbeygeführten und immer mehr überhand nehmenden Verderben der römischen Dichtkunst und Beredtsamkeit zu entwerfen. Es ist genug im Allgemeinen zu erinnern, daß Seneka der Zeitgenosse unsers Dichters war, und der Charakter der Unwahrheit, Gezwungenheit und Uebertreibung sich vor und nach ihm in allen Schriften der Römer ausprägte. Um sich von einem solchen Verderben rein zu erhalten, oder ihm entgegen zu arbeiten, fehlte es dem Persius an allem — an Talent, an Muth und an Kräften; und gesetzt, ihm wäre alles zu Theil geworden, was konnte ein Schriftsteller leisten, der die Laufbahn des schriftstellerischen Ruhms verließ, als er sie kaum betreten hatte? Von ihm konnten Quintilian

und Martial o), unter solchen Umständen, und in Erwägung so vieler einzelnen, aus seinen Satiren hervortretenden, edlen Stellen mit Recht sagen, daß er sich durch ein Buch viel Ruhm erworben habe, und dieses eine mehr Leser verdiene, als die bändereichen Werke vieler andern.

Man kann einem Dichter, dessen Ruhm man in Anspruch genommen hat, keine größere Genugthuung geben, noch sein eigenes Urtheil über ihn gründlicher rechtfertigen, als wenn man ansehnliche Stellen, oder eines seiner bedeutenden Gedichte zur Probe aushebt. Ich theile zu diesem Ende die zweyte Satire des Persius, in das Sylbenmaß des Originals und so treu, als ich es vermochte, übersetzt, zum Schlusse dieser Abhandlung mit.

Sie ist an Makrin, einen von den Freunden des Dichters, den wir, bloß dem Namen nach, kennen, dessen genauere Bekanntschaft uns aber auch über das Stück selbst keinen nähern Aufschluß geben würde, gerichtet. Makrin feyert seinen Geburtstag und wendet sich bey dieser Gelegenheit mit Opfern und Gebeten an seinen Genius. (1—4.) Die Ueberzeugung, daß er von den Göttern nichts bitten werde, als was billig und recht sey, leitet den Dichter auf die entgegengesetzte Betrachtung, auf eine Darstellung und Schilderung der Thorheiten, die sich die

o) Jener in Instit. orat. X. 1. S. 910. dieser IV. 29, 7.

Menschen in ihren Erwartungen und Foderungen an die Gottheit zu Schulden kommen lassen. Er unterscheidet drey Klassen von Thoren. Einige hegen Wünsche, die schädlich und lasterhaft, beydes oft in einem so hohen Grade sind, daß sie erröthen würden, wenn sie selbige laut bekennen, oder einem Menschen, wäre dieser auch ein noch so verworfener Bösewicht, vortragen sollten. (5—40.) Andere wünschen nichts Lasterhaftes, aber ihre Bitten sind ungereimt, weil sie durch ihr eigenes Betragen den Göttern die Erfüllung derselben unmöglich machen. (41—51.) Noch andre zeigen sich von einer lächerlichen und verächtlichen Seite. Die Götter haben ihnen Gutes erwiesen. Um mehr von ihnen herauszulocken, behandeln sie selbige wie bestechliche Menschen und überhäufen Tempel und Altäre mit unnützen Geschenken. (52—70.) Was den Himmlischen wahrhaft gefällt und gefallen kann, sind reine Herzen und edle Gesinnungen. Diese allein geben den Opfern Werth. (71—75.)

Zeichne den heutigen Tag, Makrin, mit weis-
serem Steine p),
Ihn, der glücklich die Zahl der gleitenden Jahre vermehret!

p) Nach der Sitte der Alten, die glücklichen Tage mit weißen, und die unglücklichen mit schwarzen Steinen, die sie in einen Kasten warfen und beym Schlusse des Jahres überzählten, zu bemerken.

Geuß dem Genius Wein! Du hägst nie gierige Wünsche,
Die man den Göttern sich nur seitab zu flüstern getrauet.
Aber der größere Theil der Magnaten räuchert im Stillen. 5.
Wenigen ist es vergönnt, am Altar des Murmelns und Lispelns
Sich zu enthalten und ihm mit offnem Gelübde zu nahen.
Treue, Ruf und Verstand, — das fodern sie laut und vernehmlich:
Aber heimlich und still schleicht zwischen den Lippen: „O säh' ich
Herrlich q) hervor die Leiche des Oheims wallen: O klänge, 10.
Unter dem Spaten, einmal der Topf mit Golde, durch Herkuls
Güte verliehen! O löschte der Mündel, den ich als nächster
Erbe dränge, doch aus! Ihm verleiden Fieber und Aussatz

q) Zur Beschönigung des lasterhaften Wunsches. Der Betende denkt seinem Onkle wenigstens ein prächtiges Leichenbegängniß zu halten. Eben dieß gilt von dem Zusatze V. 13. Uebrigens lassen sich weder ebullit, impello und expungam, noch einige andere eigenthümliche Ausdrücke dieser Satire in ihrer ganzen Kraft ausdrücken; und es hieße offenbar mit einem Uebersetzer zu hart verfahren, wenn man ihm solche Unmöglichkeiten anrechnen wollte.

Jeden Genuß, und schon hat Nerius dreymal gefreyet r).«
Um mit Vertraun so beten zu können, tauchest du Morgens 15.
Zwey: und dreymal, zur Sühne der Nacht, das Haupt in die Tiber s).

Höre, mein Freund! (die Frage ist unbedeutend, doch gieb mir
Antwort!) was hältst du vom Zevs? Ziemt einem andern der Vorrang —
»Wem? ich bitte dich.« Wem? dem Stajus, dächt' ich, dem besten
Erben, dem redlichsten Richter, dem würdigsten Vater der Waisen t) 20.
Auf und vertraue, was du dem Zevs in die Ohren zu raunen
Wagest, dem Stajus! »O Zevs! so riefe Stajus; gerechter

r) Also schon drey Weiber beerbt, während ich immer noch vergebens auf den Tod meiner Verwandten warte.

s) Wer in der Nacht die Freuden der Liebe genossen hatte und den Morgen darauf vor die Götter treten wollte, badete sich zuvor. Das Wasser der Tiber ward für besonders heilig und kräftig gehalten.

t) Bittre Ironie: denn Stajus war von dem allen das Gegentheil.

Zevs!« Und es sollte, mein Freund, Zevs zu sich selber nicht rufen v)?
Glaubst du, er zürne dir nicht, weil, wann er donnert, die Eiche
Eher, denn du und dein Haus, von dem heiligen Blitze verzehrt wird? 25.
Oder, weil du noch nicht, vom Donner gerührt, auf Ergenna's x)
Und der Opfer Geheiß, in dem Hain, ein trauriges Scheusal,
Moderst y), — lässet von dir Zevs darum thöricht am Bart sich
Schütteln? Was wähnst du? durch welche Geschenke hoffst du der Götter
Ohr zu erkaufen? Vielleicht durch fette Sahne und Lungen? 30.

Sieh, es entnimmt der Wiege die Aeltermutter und fromme
Tante den Knaben und streicht die Stirn' und die nässenden Lippen

v) Der Sinn ist: Stajus selbst, so verrucht er ist, würde sich, falls du ihn als Jupiter behandeltest, über die Anmuthung entsetzen, und du wagst es, den wirklichen Jupiter mit deinen Wünschen zu behelligen.

x) Nahme eines etrurischen Wahrsagers.

y) Vom Blitz Erschlagene wurden nicht beerdigt, sondern blieben unbegraben liegen.

Ihm mit dem spottenden Finger und mit dem sühnenden Speichel z) —
Jede geschickt, den Zauber vergiftender Augen zu bannen, —
Schaukelt ihn auf der Hand und sendet die dürftige Hoffnung, 35.
Unter Gebet, in die Felder Licins und zu Crassus Pallaste a).
»Mögen b) zum Eydam diesen sich König und Königin wählen,
Um ihn die Mädchen sich reißen, und Rosen blühn, wo er hintritt!«
Nimmer vertrau' ich der Amme die Sorge der Wünsche c). Versag' ihr,
Zevs, auch diese, und kniete sie, weißgekleidet, im Tempel! 40.

z) Es ist bekannt, daß die Alten dem Speichel, vorzüglich dem nüchternen, eine besondere vielfältige Kraft beylegten. Der höhnende Finger ist der Mittelfinger. Er heißt so, weil die Ausstreckung desselben gegen Jemanden ein Zeichen der Beschimpfung war.

a) Der Gedanke ist, welcher Auslegung man auch folgen mag: Großmutter und Tante wünschen, daß der kleine Knabe einst so reich werden möge, wie Licinius und Crassus.

b) Worte der beyden Beterinnen.

c) Persius will sagen: Wie thöricht ist es, unverständige Ammen für ihre Zöglinge Wünsche thun zu lassen, da nützlich zu wünschen die größte Einsicht und Klugheit erfodert.

Starke Nerven erflehest du dir und ein kräftiges Alter.
Seys dann! Aber das Fett der Pasteten und mächtigen Schüsseln
Binden Jupiters Rath und vereiteln der Götter Gewährung.

Du dort schlachtest, dein Gut zu vermehren, den Stier und erbuhlest
Dir durch Opfer die Gunst Merkurs. »O, segne *d*) mein Erbe, 45.
Segne mein Vieh und die Zucht der Heerde.« Thor, wie vermag er's,
Wenn du im Feuer die Nieren so vieler Kalben zerschmelzest *e*)?
Und doch setzest du stets durch Lebern dem Gott und durch fette
Kuchen ihm zu. »Schon mehrt sich mein Feld, schon wachsen die Lämmer.
Itzt, itzt werd' ich erhört.« So träumst du, bis endlich der letzte 50.
Hülflose Pfennig umsonst in der Tiefe des Kastens erseufzet *f*).

d) Worte des Opferers.

e) Wenn du selbst deinen Viehstand durch zwecklose Opfer verringerst.

f) Bis du gänzlich verarmt bist.

Schenk' ich dir Becher von Silber und ein mit funkelndem Golde
Ausgelegtes Gefäß, so glühst du vor Freude, so pochet
Hoch in der linken Brust dir das Herz und treibet dir Schweiß aus.
Stracks beginnst du: »Warum bekleid' ich der Himmlischen Antlitz 55.
Nicht mit dem köstlichsten Gold *g*)? Die unter den ehernen Brüdern,
Die uns gütig im Schlaf mit dunstfreyen Träumen beglücken *h*),
Sind es vor andern werth. Sie schmück' ich mit goldenen Bärten.«

g) Warum beweise ich mich gegen die Götter, die mir diese Geschenke zugewandt haben, nicht auf die nemliche Art dankbar? Der Thor beurtheilt sie also nach sich, d. h. er behandelt sie nach menschlicher Sitte.

h) Die Alten legten sich oft in den Tempeln schlafen, um über wichtige Angelegenheiten von den Göttern im Traum belehrt zu werden. Dieser Aberglaube ist es, den Persius hier vor Augen hat. Die fratres aëni gehen wahrscheinlich weder auf Aegyptus funfzig Söhne, noch auf das Brüderpaar Kastor und Pollux, sondern stehen, als scherzhafter Ausdruck, für das gesammte ansehnliche Götter-Collegium, so weit es sich in Erz dem sterblichen Auge darstellt. „Wer unter den Göttern, läßt der Dichter den Frömmling sagen, die bestimmtesten und sichersten Eröffnungen durch Träume sendet, (und dieses Rufes genossen vorzüglich Apoll und Aeskulap,) dessen Bart soll vergoldet werden." Somnia pituita purgatissima für Träume zu nehmen, die uns anzeigen, wie wir uns von der Pituita helfen sollen, erlaubt die Latinität nicht. Es sind somnia animi, vaporibus non turbati, also vera. Man sehe die Ausleger zu Moschus 2, 5. und 4, 120.

Längst hat Gold die Gefäße des Numa, das Erz des Saturnus,
Und den thuscischen Thon und Vesta's Urnen verdränget. 60.
O ihr verkehrten und ganz für das Himmlische fühllosen Seelen!
Ziemt sichs die Sitte der Welt in der Götter Tempel zu bringen,
Und nach dem Glück des verruchten Geschlechts *i*) das ihre zu messen?
Dieser verfälscht das Oel mit den fremden Düften der Narde,
Und durchkocht die Vließe Tarents mit dem Safte des Purpurs; 65.
Jener gebeut aus der Muschel die Perle zu brechen und sondert
Durch des Feuers Gewalt von den rohen Schlacken die Erze.
Jeder irrt, doch gewinnt durch den Irrthum Jeder *k*). Ihr aber,
Sagt mir, Priester, was nützen dem Heiligthume die Schätze?

i) Der Menschen, nach den Worten des lasterhaften Fleischklumpens.

k) Indem er der Eitelkeit schmeichelt und die Habsucht befriedigt.

Traun so viel, als Cytheren der Jungfrauen Gaben, die Puppen *l*) 70.

Laßt uns den Himmlischen weihn, was des edeln Messala verderbter
Sohn *m*), auf den stattlichsten Schüsseln umsonst zu geben, sich mühet,
Reine Achtung für Recht und Gesetz, in den Tiefen der Seele
Pflichtgefühl und ein Herz, von Tugendeifer durchdrungen.
Reiche du dieß für die Tempel mir dar, und ich opfre mit Mehle *n*). 75.

l) Die griechischen und römischen Mädchen widmeten diese der Göttinn, wenn sie in das Alter der Mannbarkeit traten.

m) Wörtlich, der triefäugige Sohn des großen Messala. Aber der ganze Zusammenhang lehrt, daß der Dichter lippus hier im moralischen Sinn, also für ausgeartet oder lasterhaft, nimmt.

n) Und die Götter werden sich mit einer Spende aus Mehl, dem gewöhnlichen Opfer der Armen, abfinden lassen.

Pierre = Carlet de Marivaux

geboren zu Paris 1688; ward in die Akademie aufgenommen d. 14. Febr. 1743. und starb den 12 Febr. 1763. a).

Wenn man im Ernste sagen könnte, daß sich die Natur bisweilen vergreife, so könnte man bey diesem Dichter ahnden, daß sie aus Irthum oder Laune einen weiblichen Geist in einen männlichen Körper gelegt habe. Eine außerordentliche Beweglichkeit, ein lebhafter und reger Witz, ein scharfer, vorzüglich auf Kleinigkeiten gerichteter Beobachtungsgeist, und gerade so viel Einbildungskraft als erforderlich ist, um einen Gedanken zu schminken und ein Bild auszuführen, aber nicht genug, um lebendige Gestalten aus dem Innern herauszuschaffen — dieß sind im Allgemeinen die Grundzüge eines Geistes, wie ihn Marivaux von der Natur erhalten hatte. Sterbliche dieser Art sind für die Gesellschaft

a) Die wenigen Umstände seines Lebens, unter denen die Aufnahme in die französische Akademie der merkwürdigste ist, s. in D'Alembert Histoire des membres de l'Académie françoise. Tom. VI. S. 53. ff.

gemacht *b*). Um das Spiel der gesellschaftlichen Unterhaltung in Bewegung zu setzen, bedarf es gerade nicht mehr, als dieser Verbindung des Witzes mit einer Reizbarkeit und Lebhaftigkeit, die mit dem Scheine der Empfindung täuscht. Wer aber die engen Gränzen des Zimmers verläßt, um auf einer größern Bühne aufzutreten, dem schenkt die Welt ihren Beyfall so wohlfeil nicht. Die feinern Züge, die leisern Tinten des gesellschaftlichen Witzes und der gesellschaftlichen Liebenswürdigkeit verschwinden in einem grössern Gesichtskreise; oder wenn sie sichtbar werden, scheinen sie den Ton und die Haltung des Ganzen zu stören. Hier nimmt das Genie, das sich in dem gesellschaftlichen Verkehr hinter dem Witze und der Anmuth verbirgt, den ihm gebührenden Platz wieder ein, und die Aeußerungen desselben, welche dort hart und schneidend scheinen, zeigen hier eine vollkommene Harmonie.

b) Marivaux Witz machte seinen Umgang, wenn man ihn selten genoß, sehr anziehend, aber das Uebermaß desselben, oder vielmehr der falsche und gesuchte Witz, mit dem er seine Unterhaltung beständig zu schmücken suchte, machte einen langdauernden Umgang mit ihm ermüdend. Sa conversation, sagt Dalembert, semblable à ses ouvrages, paraissait, dans les prémiers momens, amusante par sa singularité, mais bientôt elle devenait fatigante par sa monotonie métaphysique, et par ses expressions peu naturelles; et si l'on aimait à le voir quelquefois, on ne désirait pas de le voir longtems, quoique la douceur de son commerce et l'aménité de ses moeurs fissent aimer et estimer sa personne.

Wäre die Schauspielkunst, wie man so oft sich einbildet, nichts weiter als die Kunst das menschliche Leben zu kopiren, so würde das Gemälde einer geistreichen und fröhlichen Gesellschaft auf der Bühne, wie auf dem Zimmer gefallen. Nichts aber ist irriger, obgleich kein Irrthum gewöhnlicher ist. Ihm zu gefallen hat man nicht nur die Schauspieler von den öffentlichen Plätzen, die in Rom und Athen ihre Scene waren, verbannt, und in die Zimmer verwiesen, sondern, was noch weit schlimmer ist, sie hier mit der ganzen Dürftigkeit des gemeinen Lebens beschäftigt. Hierdurch aber sank die Kunst, die in dem Dienste der Aristofanes und Moliere eine göttliche Schöpferin war, zum Range einer Kopistin der Natur herab; sie hat der Würde einer Gebieterin entsagt, um als eine treue und dienstfertige Magd gepriesen zu werden. Hierdurch hat die Tragödie ihre Würde, das Lustspiel seine komische Kraft verloren; Worte sind an die Stelle der Handlungen, Einfälle an die Stelle der Situationen getreten; das Genie hat dem Witze und oft dem Überwitze Platz gemacht und der Zauber der Poesie hat die Bühne einer trivialen Wahrheit überlassen.

Marivaux war nicht der erste Dichter, der, durch die Art seines Talentes irre geführt, den Unterschied zwischen dem, was in der Gesellschaft vergnügt, und dem was der Bühne zugehört, verkannte; aber noch kein dramatischer Dichter seiner

Zeit

Zeit hatte den Irrthum so weit getrieben. Das ganze Streben seines Geistes ging darauf, den conventionellen Ton der Gesellschaft, als Natur, auf die Bühne zu bringen; und durch eine sonderbare Fatalität nahm er seinen eignen Ton für den des gesellschaftlichen Lebens überhaupt. In der Welt, die ihn umgab, sah er überall nur sich, und die Farbe, die er selbst andern lieh, sah er für die wahre Farbe der Gegenstände an c). Unfähig den Zauberkreis zu überspringen, den seine Eitelkeit um ihn gezogen hatte, oder außer seiner beschränkten Welt eine andere zu ahnden, untersuchte er mit mikroskopischen Augen die Gegenstände, die er auf dieser kleinen Fläche bemerkte. Alle seine Werke sind daher nichts anders, als eine Sammlung solcher mikroskopischen Beobachtungen. Sie haben den Werth von Bekenntnissen und Beyträgen zur Geschichte des menschlichen Herzens und seiner Schwachheiten. Doch ist

c) Dalembert S. 94. Il semblait prêter à ceux qui lui parlaient, une espece d'attention; mais en paraissant attentif, il écoutait peu ce qu'on lui disait; il épiait seulement ce qu'on voulait dire, et y trouvait souvent une finesse dont ceux même qui lui avaient parlé ne se doutaient pas. Aussi toutes les Sociétés lui étaient à peu près égales, parcequ'il savait en tirer le même avantage pour son amusement; les gens d'esprit le mettaient en action, et lui faisaient prendre librement tout son essor. Se trouvait-il avec des sots? Il faisait effort pour les faire accoucher (comme le disait Socrate) et ne s'appercevant pas qu'il leur prêtait son esprit, il leur savait gré de ses pensées, comme si elles eussent été les leurs.

auch dieser Werth bey der Flachheit und dem Mangel an Mannichfaltigkeit der Gefühle, die Marivaux in seinem Herzen fand, außerordentlich beschränkt. Eine erstarrende Eitelkeit herrschte in dem Innersten seiner Brust. Sie ist daher fast das einzige Geheimniß des menschlichen Herzens, das er enthüllt und studirt hat; die einzige Empfindung, die er in allen übrigen findet, welche alles durchdringt und färbt.

Bey dieser Beschränktheit seiner Gefühle und seines Gesichtskreißes, ist es eben kein Wunder, daß er in den Werken der Kunst nur die Eigenschaften schätzte, die er selbst besaß, Witz, Lebhaftigkeit und Feinheit. Das Große und Göttliche machte keinen Eindruck auf ihn. Ein witziger Kopf, der dem Homer seine Göttlichkeit zu einem Spottnahmen machte *d*), mochte immerhin auch das Genie Moliere's verkennen, und sich, mit belustigender Naivetät, mit diesem großen Meister zu messen wagen *e*). Man muß es der kurzsichtigen Spinne verzeihen, daß sie ihr kleines dünnes Gewebe für schö-

d) Er pflegte ihn immer spottweise den göttlichen zu nennen. Er unternahm es ihn zu travestiren, in der Absicht, die Achtung, die man diesem wahrhaft göttlichen Barden, seiner Meinung nach, ohne Grund und aus bloßer Pedanterey bewieß, zu vernichten. Das Unternehmen mislang vollkommen und die Parodie des Homer wurde vergessen, als sie kaum bekannt geworden war.

e) Dalembert S. 88.

ner und vollkommener hält, als den Pallast, in dessen Winkel sie ihre Wohnung aufgeschlagen hat.

Die Leichtigkeit, mit welcher sich in den Werken Molieres das Gebäude seiner Dichtungen erhebt, die reiche Fülle von Einbildungskraft, die das Ganze durchströmet, die ungeschminkte Natur und Wahrheit seines Ausdruckes; alle diese Eigenschaften, welche eben so viele Kennzeichen eines wahren dramatischen Genies sind, konnten vielleicht Marivaux Augen entgehn, die auf die kleinen und buhlerischen Grazien des gesellschaftlichen Umgangs geheftet und von ihnen bezaubert waren. Er mochte sich leicht für einen größern Kenner des menschlichen Herzens halten, weil er einige leise Bewegungen desselben beobachtet und dargestellt hatte; Bewegungen, welche Moliere, in seiner kühnern und großen Manier, vielleicht absichtlich verschmähte. So verachtet der Anatom die Unwissenheit des Bildhauers, der an dem Körper eines vergötterten Herkules oder eines Apoll Adern und Muskeln verbirgt oder ihr Daseyn nur durch ein zartes Spiel auf der Oberfläche ahnden läßt.

Man darf aber nur die Werke beyder Dichter vergleichen, um den Mann von Genie und den witzigen Kopf durch scharfe Grenzlinien unterschieden zu finden. Moliere ist in jedem seiner zahlreichen

Stücke neu. Jedes ist eine Welt für sich. Ueberall finden wir andere Menschen, andere Charaktere und nirgends den Dichter. Denn dieser Proteus verwandelt sich in alle Gestalten. Wir wissen wohl, daß wir durch einen Zauber getäuscht werden; aber dieser Zauber hat so ganz das Gepräge der Wahrheit, daß wir an den Urheber desselben gar nicht einmal denken können. Mit Kraft und Anmuth und in einer fruchtbaren Mannigfaltigkeit scheint hier alles von selbst mit göttlicher Leichtigkeit aus dem Schooße des Genies hervorzusprießen. Alles ist Dichtung und doch scheint alles Wahrheit zu seyn; alles ist Kunst und doch glauben wir nichts als Natur zu sehn.

Wie verschieden hiervon ist der Anblick, den uns Marivaux Schauspiele darbieten! Wir glauben ein Marionetten-Theater zu sehn, auf welchem immer die nemlichen Puppen nur in veränderter Kleidung spielen. Ueberall dieselben Manieren, dieselben Ausdrücke und beynahe die nemlichen Begebenheiten *f*). Der strahlende Flitterputz bedeckt den

f) Dalembert macht S. 70 ff. einige Bemerkungen über diese Einförmigkeit, wo er sehr richtig sagt, der Unterschied in den Schauspielen dieses Schriftstellers beruhe in den kleinen Verschiedenheiten, die der Verfasser in seinem Stoffe zu fassen und anzudeuten gewußt habe. Aber, fährt er fort, die große Menge, welche das Theater besucht, geht nicht hin um die Fibern des menschlichen Herzens durch das Vergrößerungsglas zu beobachten, sondern um die Bewegungen desselben enthüllt zu sehen, und findet, in den subtilen Operationen des Verfassers

unbeseelten Stoff doch nur schlecht, und alle Lebhaftigkeit und Gewandheit, mit welcher diese Puppen bewegt werden, läßt uns doch die Hand nicht vergessen, die sie regiert. Wenn Moliere das Genie eines großen Mahlers besaß, so hatte Marivaux dagegen das Talent einer Putzmacherin, die denselben Stoff in mannichfaltige Formen zu drücken und ihm immer einen Schein von Neuheit zu geben weiß.

Diese Unfruchtbarkeit des Geistes, mit einem heftigen Streben nach Originalität verbunden, vollendete die Unnatur seiner Produkte, ohne daß er selbst etwas von dieser Erscheinung ahndete. Er pflegte, in seiner Manier, zu sagen: »Ich will unter der kleinen Anzahl originaler Köpfe lieber auf der hintersten Bank sitzen, als unter der zahlreichen Heerde gelehrter Affen den ersten Platz behaupten.« Aber leider war die Originalität, in deren Besitze er sich glaubte, nichts weiter als eine fehlerhafte Manier, eine Verirrung von dem Wege der Schönheit in das Gebiet der Affectation.

nichts als eintönige und ermüdende Wiederholungen. Dieses war eine der Hauptursachen, warum Marivaux Stücke bey der ersten Aufführung selten gefielen. Nur allmählig und bey öfterer Wiederholung wurden die Zuschauer in den Stand gesetzt, die Feinheit des Ganzen und der einzelnen Theile wahrzunehmen.

In diesem Gebiete war Marivaux gleichsam einheimisch. Hier war seine Natur. Sein Ausdruck, seine Charaktere, die Anlage und der Gang der Handlung, alles trägt in den Werken dieses Schriftstellers das Gepräge einer ihm eigenthümlichen Sonderbarkeit.

Marivaux war nicht wenig eitel auf das Verdienst, in seinen Lustspielen die Liebe auf eine ganz andere Weise als seine Vorgänger behandelt zu haben. Diese Leidenschaft, die seit dem Zeitalter Menander's die Grundlage der Komödie und gleichsam der Faden gewesen ist, an welchen sich die mannichfaltigen Mittel der Belustigung anspinnen, pflegt bey dem Anfange der Handlung vollkommen gebildet zu seyn, und das Geschäfte des Dichters besteht in der Kunst, das liebende Paar über alle Schwierigkeiten hinweg zu dem gewünschten Ziele zu führen. Marivaux verließ diesen Weg, weil er ihm allzu betreten schien, und machte die Liebe, die nur eine Gelegenheit der Belustigung seyn kann, zum Gegenstande derselben. »Bey meinen Collegen, pflegte er zu sagen, liegt die Liebe im Streite mit dem, was sie umgiebt, und wird endlich, allem Widerstande zum Trotze, glücklich. Bey mir streitet sie nur mit sich selbst und wird glücklich, ohne es gewollt zu haben.« Ueberall ist es die Liebe und nichts als die Liebe, was den

ganzen Rahmen seiner dramatischen Gemälde füllt. „In meinen Stücken, sagte er, wenn er sich gegen den Vorwurf der Einförmigkeit vertheidigen wollte, — in meinen Stücken herrscht bald eine Liebe, die beyden Liebenden unbekannt ist; bald eine Liebe, die sie fühlen, und sich gegenseitig verbergen, bald eine furchtsame Liebe, die sich nicht zu erklären wagt, bald endlich eine ungewisse und unschlüssige Liebe, eine Liebe, die, so zu sagen, erst halb gebohren ist, die sie ahnden, ohne ihrer gewiß zu seyn, und die sie in ihrem Innern belauschen, ehe sie ihr einen freyen Ausflug verstatten *g*).“

Uebrigens täuschte sich Marivaux, wenn er die Geheimnisse der Liebe und ihrer Ränke in dem menschlichen Herzen darzustellen glaubte *h*). Was er mit dem Nahmen der Liebe beehrt, ist nichts weiter als ein Schatten derselben; ein leerer Schein ohne Körper und Wärme. Man hat gesagt, Marivaux Personen liebten sich so spät, und heiratheten sich so schnell als möglich; aber man hätte eigentlich sagen sollen, daß sie sich meistentheils auf

g) Dalembert. S. 71.

h) Marivaux pflegte in seiner gesuchten Manier zu sagen: J'ai guetté dans le coeur humain toutes les niches différentes où peut se cacher l'amour lorsqu'il craint se montrer, et chacune de mes Comédies a pour objet de le faire sortir d'une de ces niches.

den ersten Anblick einen gewissen Geschmack abgewinnen, viele Umstände machen, ihre Schwachheit zu bekennen, und, wenn endlich, nach langer Affectation, das erwünschte Geständniß ausgesprochen ist, sich auf der Stelle heirathen. Man könnte in dieser Rücksicht die Komödien dieses Schriftstellers einen praktischen Unterricht nennen, Liebeserklärungen zu machen und Liebeserklärungen auszuweichen.

Der flüchtige Geschmack zweyer Personen an einander, der in Marivaux Komödien mit dem Nahmen der Liebe ziemlich willkührlich belegt wird, bekömmt meistentheils durch eine zufällig oder absichtlich erregte Eifersucht den Firniß der Leidenschaft. Denn als tiefes und herrschendes Gefühl zeigt sie sich hier nie; sondern als flache Eitelkeit, als Koketterie und Heucheley gegen sich und andere.

In diesem Charakter zeigt und entwickelt sie sich meistentheils in einigen peinlichen Situationen, die dieser Schriftsteller nicht ohne Mühe hervorbringt. Er scheint es für den Gipfel der dramatischen Kunst gehalten zu haben, seine Personen in einem engen Kreiße um einander herum zu treiben, sie mit falschen Angriffen, falschen Vertheidigungen zu ermüden, um sie nach unendlich vielen vergeblichen Schritten auf einen Punkt zu führen, den sie meistentheils auf den ersten oder zweyten Schritt hät-

ten erreichen können. Denn oft wäre die peinlichste Situation mit Einem Worte zu endigen oder zu vermeiden gewesen; aber dieses Eine Wort bleibt aus, bis der Dichter durch Entzweyungen und Aussöhnungen die erforderliche Anzahl von Scenen fortgesponnen hat *i*). Immer sieht man in seiner Hand den dünnen Faden schweben, den eine herzhafte Bewegung der handelnden Personen, wenn sie sich selbst überlassen wären, zerreißen würde.

Einige Beyspiele werden den Geist, in welchem diese Schauspiele gedacht und ausgeführt sind, kenntlicher machen. Damis und Luzilie *k*) sind von ihren Eltern für einander bestimmt. Sie kennen sich nicht, als aus den günstigen Zeugnissen andrer, deren ungeachtet ihnen der Dichter eine entschiedene Abneigung gegen eine Verbindung mit einander einflößt. Da sie es aber nicht wagen, sich dem Willen ihrer Eltern geradezu entgegen zu setzen, so hofft

i) Wenn Erast in der Erzählung, die er (in La méprise. Tom. IV. S. 21.) Hortensien von der Bekanntschaft macht, die er mit ihr errichtet zu haben glaubt, nicht den einzigen Umstand von dem gefundenen Handschuh ausließe, so wäre das Misverständniß sogleich gelöst und Hortensie würde wissen, daß er sie für ihre Schwester hält. Wenn weiter hin Frontin nicht vergessen hätte, daß die Geliebte seines Herrn eine Schwester hat, die ihr vollkommen gleicht, so würde das Misverständniß keine weitere Dauer gehabt haben.

k) Les Sermens indiscrets.

jedes von ihnen, durch ein freyes Geständniß seiner Abneigung das andere zu bewegen, mit gemeinschaftlichen Kräften die beabsichtigte Heirath rückgängig zu machen. Damis kömmt, voll von diesen Gesinnungen, an. Er findet Lisetten, die ihm, im Auftrage ihrer Gebieterin, seine Erklärung abnimmt, und ihn ermahnt, einem Vorsatze treu zu bleiben, dessen Ausführung durch Luziliens Reize erschwert werden dürfte. Die Zuversichtlichkeit, mit der er diese Erinnerung beantwortet, reizt die Eitelkeit Luziliens, die in einem Nebenzimmer Zeugin der ganzen Unterredung gewesen ist. Sie tritt heraus, mit dem Vorgeben, sich mit ihm über die Harmonie ihrer beyderseitigen Gesinnungen zu freuen; eigentlich aber mit der geheinem Absicht, seine Dreistigkeit zu bestrafen und seines Vorsatzes vergessen zu machen. Dieses Unternehmen wird ihr selbst gefährlich. Sie findet den Mann, dem sie entsagen will, liebenswürdig; auch er fühlt sich durch ihren Anblick besiegt; aber gleichwohl begehen sie die Thorheit, sich eine völlige Gleichgültigkeit auf das heiligste zuzusagen. An diesem, mühsam und widerwärtig gedrehten Faden spinnt sich die Handlung weiter fort. Die beyden Liebenden sind übereingekommen, daß Damis Neigung für Luziliens Schwester vorgeben und dadurch die Veranlassung eines Bruches herbeyführen soll. Dieser Umstand wird ein Mittel Luziliens Eifersucht zu erregen und die Katastrophe zu

bewirken, die natürlicher Weise in der Aufhebung des gegenseitigen Versprechens besteht. Die kleinen unmerklichen Schritte aber, die der Dichter bis zu diesem Punkte thut, ermüden den Leser. Damis wagt es nicht, der getroffenen Uebereinkunft zuwider, deutlich von Liebe zu reden; und Luzilie, die nichts mehr wünscht, als daß er sein Versprechen vergessen möchte, ist zu stolz, die Veränderung ihrer Gesinnungen deutlich genug merken zu lassen. Dieses gespannte Verhältniß, das viel zu lange dauert, um belustigend zu seyn, wäre, wenn es doch einmal entstehen sollte, mit ein wenig mehr wahrer Liebe von beyden Seiten, und etwas mehr Freymüthigkeit von Seiten des Liebhabers, sehr schnell geendigt gewesen. Aber man möchte sagen, daß dieser Schriftsteller seine Personen auf ein Seil nöthige, um mühsam einen kleinen Weg zurückzulegen, und ihnen schlechterdings nicht erlaube, sich durch einen herzhaften Sprung auf ebenen Boden aus dieser beschwerlichen Lage zu retten.

In einem andern Stücke *l*) hat der letzte Wille eines Verwandten, Hortensien einem Marquis bestimmt, dem er den größten Theil seiner Güter hinterläßt, aber es ihm freystellt, sich dieser Verpflichtung gegen Hortensien durch ein ansehnliches Legat zu entledigen. Der Marquis, ein Mann von

l) Les Legs.

gesetztem Alter, liebt eine Gräfin; Hortense einen Chevalier; beyde haben also nicht die mindeste Lust, die erste Bedingung des Testamentes zu erfüllen, eben so wenig, als auf der andern Seite das Legat aufzuopfern. Jedes erräth die Gesinnungen des andern, und beyde hoffen das Legat zu gewinnen, wenn sie sich bereit stellen, eine Verbindung mit einander einzugehn. Der Marquis wünscht indeß vor allen Dingen der Gesinnungen der Gräfin gewiß zu seyn, mit der er in der freundschaftlichsten Verbindung lebt, ohne doch der Liebe noch jemals Erwähnung gethan zu haben. Er zieht sie also wegen seiner Angelegenheiten mit Hortensien zu rathe, und die Gräfin benutzt diese Gelegenheit, ihm eine Erklärung so nah zu legen, als es nur immer mit Anstand geschehn kann. Eine Stelle aus dieser Scene, die in Marivaux Komödien so viele ihres gleichen hat, wird hier nicht am unrechten Platze stehn. Es ist die Rede von Hortensien, und man kann leicht glauben, daß sich die Gräfin nicht eben sehr eingenommen für sie zeigt.

Marquis. Da treffen Sie den rechten Punkt. Sie denkt zu viel an ihre Reize. Um ihr zu gefallen, müßte man sie immer mit Komplimenten unterhalten, und ich gestehe, daß dieses meine Stärke nicht ist. Die Koketterie genirt mich und macht mich stumm.

Gräfin. Ha, ha! Etwas kokett ist sie freylich. Aber fast alle Weiber sind so. Sie werden überall das nämliche finden.

Marquis. Nur bey Ihnen nicht, Gräfin. Mein Gott, was ist das für ein Unterschied! Sie gefallen, ohne daran zu denken, ohne daß es Ihre Schuld ist. Sie wissen nicht einmal, daß Sie liebenswürdig sind; aber andere wissen es für Sie.

Gräfin. Für mich, Marquis? Ich meyne, daß auf diesen Punkt andere eben so wenig an mich denken, als ich selbst.

Marquis. Verzeihen Sie. Ich kenne Leute, die Ihnen nicht alles sagen was sie denken.

Gräfin. Und wer wären denn die? Einige gute Freunde wie Sie, ohne Zweifel.

Marquis. Freunde? Von denen ist die Rede nicht. Und, warlich, Sie haben noch lange hin, ehe Sie F r e u n d e haben können.

Gräfin. Ich danke Ihnen für das kleine Kompliment en passant.

Marquis. Nicht en passant — ich sage es absichtlich.

Gräfin (lächelnd). Wie? Sie behaupten im Ernste, ich könnte keine Freunde haben? Sind Sie denn nicht mein Freund?

Marquis. Verzeihen Sie. Aber es wäre so erstaunlich nicht, wenn ich etwas anders wäre.

Gräfin. Und doch, die Wahrheit zu sagen, würde ich darüber erstaunen.

Marquis. Und noch mehr darüber zürnen!

Gräfin. Erstaunen, sage ich Ihnen. — Ich will indessen gern glauben, daß ich liebenswürdig bin, weil Sie es sagen.

Marquis. O! entzückend. Ich würde mich sehr glücklich preisen, wenn Hortensie Ihnen gliche. Mit Freuden würde ich sie heirathen. Aber jetzt habe ich alle mögliche Mühe, mich dazu zu entschließen.

Gräfin. Das glaube ich Ihnen; aber Ihr Fall wäre noch schlimmer, wenn Sie schon für eine andere Person eingenommen wären.

Marquis. Nun gerade dieser schlimmere Fall ist der meinige.

Gräfin. Wie? Sie lieben eine andere?

Marquis. Von ganzer Seele!

Gräfin (lächelnd). Das habe ich geahndet!

Marquis. Und haben Sie auch die Person geahndet?

Gräfin. Nein. Aber ich hoffe, daß Sie mir sie nennen werden.

Marquis. Sie würden mir ein großes Vergnügen machen, wenn Sie sie errathen wollten.

Gräfin. O warum soll ich mir diese Mühe geben, da Sie hier sind?

Marquis. Sie kennen sie auf das genaueste. Es ist die liebenswürdigste, freymüthigste Frau — sie hat ihres Gleichen nicht — und je mehr ich sie sehe, desto mehr muß ich sie bewundern.

Gräfin. O so heirathen Sie diese Frau und entsagen Hortensien! Sie dürfen sich hier gar nicht besinnen u. s. w.

Ganz unerwarteter Weise verfehlen alle diese Aufforderungen ihren Zweck und das mit so vieler Mühe vorbereitete Geständniß bleibt aus, oder es wird vielmehr so zur unrechten Zeit und auf eine so ungeschickte Art vorgebracht, daß der Marquis keine entscheidende Antwort erhalten kann. Man sieht wohl, daß der Dichter noch einiger Mißverständnisse bedurfte und die Personen daher nach seiner Willkühr regiert. Der Marquis muß glauben, daß sein Antrag verschmäht werde. Als er eben im Begriff ist, sich zu entfernen, tritt Hortensie herein, erklärt ihm ihr Verhältniß mit dem Chevalier und verlangt zu wissen, ob der Marquis geneigt sey, die Bedingung des Testaments zu erfüllen. Dieser stellt sich bereit hierzu, um sie zu täuschen, und Hortensie, die seine Absicht erräth, dringt in ihn, sein Versprechen noch den nämlichen Tag zu erfüllen. Die Situationen, welche hieraus entstehen, bringen fast gar keine Wirkung hervor. Hortensie ist vom Anfange an überzeugt, daß der Marquis sein Wort nicht halten

wird; und dem Marquis steht es jeden Augenblick frey, zurückzutreten, wenn er sich zur Auszahlung des Legats entschließen will. Niemand ist also in Verlegenheit, als die Gräfin, deren Aeußerungen lächerlich seyn würden, wenn sie eine Thörin wäre; aber da uns der Dichter Achtung für sie einflößen wollte, so verzeihen wir es ihm nicht, daß er ihr eine so klägliche Rolle zu spielen gibt. Wir wollen sehen wie sie genöthigt wird die Sache zu endigen:

Marquis. Hier ist der Brief an den Notarius. Aber ich weiß nicht, ob er abgehn wird. Ich bin mit mir selbst nicht eins. Man sagt, daß sie mich zu sprechen verlangen, Gräfin?

Gräfin. Ja, um ein gutes Wort für Lepinen einzulegen. Er hat geglaubt, Ihnen einen Dienst zu erzeigen, und er fürchtet seinen Abschied zu bekommen. Sie werden mich verpflichten, wenn Sie ihn behalten; und ich hoffe, daß Sie mir diese Gefälligkeit nicht abschlagen werden, da Sie sagen, daß Sie mich lieben.

Marquis. Allerdings liebe ich Sie und werde Sie nur noch allzu lange lieben.

Gräfin. Ich hindere Sie nicht daran.

Marquis. Ey, ich möchte auch sehn, wie Sie das anfangen wollten, da ich mich selbst nicht daran hindern kann.

Gräfin.

Gräfin. Ha, ha, ha! dieser brüske Ton macht mich lachen.

Marquis. O, die Sache ist auch sehr lustig!

Gräfin. Lustiger als Sie denken.

Marquis. Nun, auf Ehre, ich denke, daß ich Sie in meinem Leben nicht gesehn haben möchte!

Gräfin. Ihre Neigung drückt sich mit unendlicher Anmuth aus.

Marquis. Was Anmuth! Wozu könnte mir die helfen? Ist es Ihrem Herzen nicht gefällig gewesen, mich hassenswürdig zu finden?

Gräfin. Sie machen mich ungedultig mit Ihrer Schimäre von Haß! Was haben Sie nur in aller Welt für Beweise von meinem Haße gegen Sie? Von meiner Geduld zwar habe ich Ihnen Beweise genug gegeben, da ich Ihre sonderbaren Unterhaltungen so oft angehört habe. Habe ich Ihnen nur je ein Wort von dem gesagt, was Sie mich sagen lassen: daß Sie mich unwillig machten, daß ich Sie haßte, daß ich Ihrer spottete? Lauter Schimären, die Sie aus Ihrem eigenen Kopfe nehmen, und die Gefälligkeit haben mir zuzuschreiben; Schimären, die Sie vergrößern und vermehren, so oft Sie mir antworten, oder mir zu antworten glauben. Denn in der That, lieber Marquis, Sie sind unglaublich linkisch. Ihre Antworten passen eben nicht mehr auf mich, als auf jemanden, der Sie in seinem Leben nicht

gesprochen hätte; und doch beklagen sich der Herr Marquis.

Marquis. Ohne Zweifel, weil der Herr Marquis extravagirt!

Gräfin. Wenigstens ist er der unerträglichste Mensch, den ich kenne. Ja, ja, Sie können es nur glauben, es gibt nichts originaleres, nichts unerhörteres, als ihre Unterredungen mit mir.

Marquis. Ich wundre mich nicht, daß es Ihnen bey der Abneigung, die Sie einmal gegen mich gefaßt haben, so vorkömmt.

Gräfin. Nun, Sie sollen gleich sehn. Sie sagen, daß Sie mich lieben; nicht? Und ich glaube Ihnen. Aber lassen Sie uns sehn! Was möchten Sie wohl, daß ich Ihnen zur Antwort gäbe.

Marquis. Was ich möchte? Nun das ist wahrlich sehr schwer zu rathen! Sie wissen das mehr als zu gut.

Gräfin. Nun, hab' ich's nicht gesagt? Heißt das auf meine Frage antworten? Gehn Sie, ich werde Sie niemals lieben, nein, niemals.

Marquis. Desto schlimmer, Gräfin, desto schlimmer! ich hoffe, daß Sie es mir verzeihn werden, wenn mich das eben nicht in die beste Laune gegen Sie setzt.

Gräfin. Lernen Sie doch, daß, wenn man den Leuten sagt, daß man sie liebt, man sie wenigstens fragen muß, was sie davon denken.

Marquis. Wie Sie mich schikaniren!

Gräfin. Es ist nicht mit Ihnen auszuhalten! Leben Sie wohl.

Marquis. Nun wohl denn, Gräfin, ich liebe Sie; was denken Sie davon? und abermals, was denken Sie davon?

Gräfin. Was ich davon denke? Daß ich es sehr gerne sehe, und abermahls, daß ich es gerne sehe. Denn, wenn ich es nicht so mache, kommen wir niemals zu Ende.

Marquis. Ah Sie sehen es gern? Ich komme wieder zu Athem! Gräfin, erlauben Sie mir, Ihnen die Hand zu küssen u. s. w.

Den Mangel an komischer Kraft *m*), der in allen Komödien dieses Schriftstellers sehr fühlbar ist, und theils aus dem Mangel an Handlung, theils aus seiner gleichsam analysirenden Art Empfindun-

m) Man kann auf Marivaux anwenden, was Johnson von Congreve sagt (The Lives of the english poets T. III. S. 57) „Seine Charaktere sind Geschöpfe der Kunst, mit wenig Natur und sehr wenig Leben. Er machte sich eine eigene Idee von komischer Vortreflichkeit, die seiner Meinung nach, in witzigen Bemerkungen und unerwarteten Antworten bestand: aber was er sich zum Zwecke machte, verfehlte er nicht leicht. Seine Scenen enthalten nicht viel Laune, Einbildungskraft oder Leidenschaft: seine Personen sind eine Art von intellectuellen Gladiatoren: der Gedanke ist ein Streich, der versetzt werden, oder eine Parade, die den Streich abwenden soll. Nie hört der Wettstreit des Witzes auf, und sein Witz ist ein Meteor, das mit abwechselnden blitzen hin und her streicht.“

gen darzustellen, entspringt, hat er durch einen großen Aufwand von Witz zu ersetzen gesucht. Aber das Komische, das nur in den Worten liegt, ist mit dem, was aus der Situation entspringt, in keine Vergleichung zu setzen. Man hat mit Recht gesagt, daß alles, was bey Marivaux belustigend ist, nur ein Lächeln erregt, das auf der Oberfläche schwimmt und nicht in das Innere dringt. Und in der That hat dieser Schriftsteller die Kraft dieses Mittels durch den übermäßigen Gebrauch desselben geschwächt. Alle seine Personen, bis zu dem untersten Bedienten herab, sind witzig, geistreich und fein. Dieses beständige Wetterleuchten des Witzes aber bringt nicht selten die nemliche Empfindung hervor, die in der physischen Welt ein häufiges schnell hervorblitzendes und schnell verlöschendes Licht erzeugt: eine Empfindung, die dem Ekel sehr nahe verwandt ist n).

n) Marivaux hatte hiervon selbst einige Ahndung. Er verlangte, daß die Schauspieler in seinen Stücken den Schein annehmen müßten, den Werth dessen, was sie sagen, nicht zu fühlen. Indessen hat dieß bey der Aufführung große Schwierigkeiten; denn da in diesen Komödien schlechterdings nichts interessant ist als die Reden, so ist zu fürchten, daß sie, bey einem solchen Vortrage, wie Marivaux verlangte, fast ganz leer scheinen würden. Daher fanden auch seine Vorstellungen bey den Schauspielern wenigen Eingang. Einer derselben erwiederte ihm: Je jouerai mon rôle d'Amant aussi bêtement qu'il vous conviendra; mais me répondez-vous que le Parterre, et peutêtre la moitié des Loges, m'entendent? Gardez-vous, et nous aussi, de supposer à vos spectateurs une intelligence qu'ils

Die Sonderbarkeit des Ausdrucks in den Werken dieses Schriftstellers ist berühmt. Gewöhnliche Gedanken immer auf eine ungewöhnliche Weise zu sagen; immer die natürliche Wendung zu vermeiden, um durch Neuheit zu überraschen o); kleine

n'ont pas; nous leur ferions un honneur dangereux pour nous et peu flatteur pour eux, qui n'en sauraient rien.

o) Das Gesucht=kostbare auf der einen, und das Gesucht=familiäre auf der andern Seite war diesem Schriftsteller so geläufig geworden, daß er sich selbst immer auf diese Weise ausdrückte und diese Art des Ausdrucks für Natur hielt. Er sagt in der Vorrede zu einem seiner Stükke: A l'égard du genre de style et de conversation, je conviens qu'il est le même que celui de la Surprise de l'Amour, et de quelques autres pièces; mais je n'ai pas cru pour cela me répèter en l'employant encore ici: ce n'est pas moi que j'ai voulu copier, c'est la nature, c'est le ton de la conversation en général, que j'ai tâché de prendre, ce ton-là a plu extrêmement et plaît encore dans les autres pièces, comme singulier, je crois; mais mon dessein était qu'il plût comme naturel, et c'est peut-être parce-qu'il est effectivement, qu'on le croit singulier, et que, régardé comme tel, on me reproche d'en user toujours. Dieser sonderbare Irrthum und die große Leichtigkeit, mit der sich Marivaux seines seltsamen Styls bediente, ist die einzige Entschuldigung, die ihm zu statten kömmt, und die den Fehler in der That bisweilen vergessen läßt. Dalembert bemerkt mit Recht (S. 153.) daß Marivaux bey dem geschraubten, kostbaren und unnatürlichen Jargon, den er seine Personen sprechen läßt, das seltene Verdienst besitzt, seinem Dialoge eine große Wahrheit zu geben. „Man halte ihnen, setzt er hinzu, ihren seltsamen Jargon einen Augenblick zu Gute, man nehme an, daß sie keine andere Sprache sprechen könnten, und man wird sehn, daß sie sich immer das sagen und antworten, was sie sich in der Lage, in die sie gesetzt sind, sagen und antworten müssen.“

Gedanken von allen Seiten zu zeigen; immer fein und überfein seyn zu wollen; das ist es, was man mit Einem Worte Marivaudage nennt *p*).

Was konnte Marivaux auch viel anders thun? Situationen, dergleichen er zu schaffen pflegt, erlauben kaum eine andere Sprache, und die Flachheit der Charaktere und Empfindungen zu verbergen, gab es kein Mittel, als eine Art des Ausdrucks, welche Tiefe heuchelt. Was sind die Menschen in Marivaux Schauspielen? Die besten sind leer, die leidenschaftlichsten kalt. Aechter Adel der Seele, reine Schönheit der Natur, Kraft des Charakters, dieß und alles was daraus entspringt und damit verwandt ist, war diesem Schriftsteller ziemlich fremd.

p) Eine treffende Vergleichung der Manier Fontenelle's, die in ihrer Art ebenfalls sonderbar genug ist, und der Manier unsers Schriftstellers aus Dalemberts Eloge S. 98 wird hier nicht an der unrechten Stelle stehn: Fontenelle affecte quelque fois la familiarité dans l'expression des idées les plus nobles; Marivaux, la singularité dans celles des idées les plus communes: le premier rend la finesse même avec simplicité, le second, la naïveté même avec affectation: Fontenelle ne dit souvent que la moitié de sa pensée, en ayant soin de faire entendie le reste; M. de Marivaux dit toute la sienne, en détaille même jusqu'aux moindres faces; et l'on pourrait dire avec quelquesuns de ses Censeurs, qu'il ne quitte pas une phrase qu'il ne l'ait gâtée, si la prémière façon de la dire n'était pas pour l'ordinaire, aussi peu naturelle que les autres: le prémier peint la nature humaine en philosophe; le second les individus en observateur.

Wollen wir sehen, wie er die unverderbte, naive Natur faßt, so dürfen wir unsre Blicke nue auf jene Kinder werfen q) die, in einer vollkommenen Abgeschiedenheit von der Welt erzogen, nur einige schwarze Erzieher haben können lernen, die sie in einer gänzlichen Unwissenheit über die Welt außer ihnen gelassen haben. Zum erstenmal haben sie nun Geschöpfe ihres gleichen gesehn. Die junge Aegle hat die Bekanntschaft des liebenswürdigen Azor gemacht, der ihr Herz gewinnt, indem er ihrer Eitelkeit schmeichelt. Man sagt ihnen, daß sie sich bisweilen trennen müssen, um sich immer mit derselben Lebhaftigkeit lieben zu können. Azor hat sich entfernt, und Aegle ist mit ihrem Spiegel, den sie so eben erst zum Geschenk erhalten hat, allein geblieben. »Ich habe Unrecht gehabt ihn wegzuschicken, sagt sie, indem sie sich in ihrem Spiegel betrachtet; Carise und Mesrou wissen nicht, was sie wollen. Um den Gegenstand, den ich hier vor mir sehe, ewig zu lieben, hätte er sich nicht zu entfernen gebraucht. — Ich will mich doch hier an den Bach setzen, so habe ich noch einen Spiegel mehr. — Aber was seh' ich? noch eine Person!

Adine. Ha! was ist denn das für ein neuer Gegenstand?

q) In dem Schauspiele La Dispute.

Aegle. Sie betrachtet mich mit Aufmerksamkeit, aber sie bewundert mich nicht. Das ist kein Azor (sie betrachtet sich im Spiegel); noch viel weniger eine Aegle; und doch, glaube ich, vergleicht sie sich mit mir.

Adine. Ich weiß nicht, was ich aus dieser Gestalt machen soll; ich weiß selbst nicht, was ihr fehlt, aber sie hat etwas außerordentlich uninteressantes.

Aegle. Sie ist von einer Art, die mir gar nicht ansteht.

Adine. Ob sie wohl sprechen kann? — Wir wollen doch sehen! — Bist Du eine Person?

Aegle. Schöne Frage! Ich denke, allerdings.

Adine. Nun! Und du hast mir nichts zu sagen?

Aegle. Nein! gewöhnlich kömmt man mir zuvor; mich redet man an.

Adine. Aber bist du nicht entzückt, mich zu sehn?

Aegle. Dich? Ich entzücke andere.

Adine. Wie? Du bist nicht vergnügt über meinen Anblick?

Aegle. Weder vergnügt, noch traurig. Ganz gleichgültig.

Adine. Das ist doch sonderbar. Du betrachtest mich, ich zeige mich dir, und du fühlst nichts. Das macht, weil du wo anders hin siehst. Be-

trachte mich doch mit Aufmerksamkeit! Nun! wie findest du mich? u. s. w.

In diesem Geiste hat Marivaux überall die menschliche Natur behandelt. Was er uns für Naivetät bietet, ist nur die Enthüllung einer ungemessenen kleinlichen Eitelkeit, nicht des reinen Naturgefühls, das bisweilen unerwarteterweise seine gesunden und frischen Blüthen zwischen den Ranken der Verkünstlung hervortreibt. Wenn uns dieses entzückt und rührt, lockt uns jenes kaum mehr als ein spöttisches Lächeln ab.

Es bleibt uns noch übrig einige Worte über Marivaux Romane zu sagen r). Derselbe Geist, der die Schauspiele dieses Schriftstellers beseelt, herrscht auch in jenen; denn seine Komödien sind Romane in dialogischer Form. Aber das Analysiren jeder Empfindung steht in dem Romane doch mehr an seiner Stelle als auf der Bühne; und die Feinheit der psychologischen Untersuchungen würde hier oft belehrend und bisweilen selbst unterhaltend seyn, wenn Marivaux nicht jeden Augenblick den Fa-

r) Marivaux erster Roman war Pharsamon ou les nouvelles folies romanesques, in welchem er den Don Quichotte nachahmen wollte. Das Unternehmen mißlang. Mehr Glück machte Marianne und der Paysan parvenu.

den der Erzählung abbräche, um gleichsam ihre Wahrheit durch philosophische Beweise zu beurkunden.

In den beyden Romanen, von denen hier die Rede ist, in der Marianne und dem Paysan parvenu, aber ganz vorzüglich in dem letztern, herrscht eine gemeine und oft sogar eine geistlose Natur. Die Darstellung der edlern Charaktere ist schwach und meistentheils nur als Schilderung erträglich; besser gelingt ihm die Darstellung gemeiner Seelen. Diese sind in beyden Romanen überall anzutreffen, und wo man sie antrift, kömmt man sobald nicht von ihnen weg. Der Charakter einer Dalain im Paysan parvenu, einer Dutour in der Marianne ist Natur; aber eine Natur, die in die äußersten Winkel eines Gemäldes verwiesen, nicht, wie hier, auf dem Mittelgrunde selbst einen so großen Raum einnehmen sollte.

Die Kunst, einen kleinen Raum in unendlich viele Theile zu spalten, sich immer zu bewegen, ohne doch sonderlich vorwärts zu kommen, — diese Kunst, in welcher Marivaux größtes Talent bestand — ist in diesen Romanen noch sichtbarer als in den Schauspielen. Das Detail seiner Erzählungen ist unendlich und artet oft in eine weibische Weitschweifigkeit in der Aufzählung geringfügiger Um-

stände aus, die zu keinem Zwecke führen und den Geist unbeschäftigt lassen.

Der beste Theil dieser Romane besteht in den Schilderungen von Charakteren, in denen man bisweilen La Bruyeres Feinheit, aber nicht leicht die Energie seines markigen Pinsels findet s).

Tiefgreifende Züge, die nicht blos ein beobachtendes Auge, sondern Innigkeit und Allgemeinheit des Gefühls voraussetzen, sind auch in den belebtesten Situationen nur selten und die Fülle der Worte deckt die Armuth der Empfindung nicht. Nur selten trift man auf einen empfundenen Zug, wie jener

s) Oft sind sie mit einer spitzfündigen Feinheit ausgemahlt, welche die Stelle treffender Kraft ersetzen soll. Ich will hier nur Eine Probe aus der Marianne anführen (IV. Part. S. 306. ed. d. Frcf.) die in Rücksicht auf Spitzfündigkeit, geschraubten Ausdruck und ermüdende Wiederholungen charakteristisch, aber in diesen Romanen keineswegs einzig ist: Madame Dorsin était belle; encore n'est ce pas-là dire ce qu'elle était. Ce n'aurait pas été la prémière idée qu'on eût eu d'elle en la voyant; on avait quelque chose de plus pressé à sentir, et voici un moyen de me faire entendre. Personnifions la beauté, et supposons qu'elle s'ennuye d'être si sérieusement belle, qu'elle veuille essayer du seul plaisir de plaire, qu'elle tempère sa beauté sans la perdre, et qu'elle se déguise en grace: c'est à Madame Dorsin à qui elle voudra ressembler; et voilà le portrait que vous devez vous faire de cette Dame — Ajoutez à présent une âme qui passe à tout moment sur cette physionomie, qui va y peindre tout ce qu'elle sent, qui y répand l'air de tout ce qu'elle est, qui la rend aussi spirituelle, aussi délicate, aussi vive qu'elle l'est tour à tour elle-même; et jugez par là les accidens de force, de grace, de finesse, et de l'infinité des expressions rapides qu'on voyait sur ce visage etc.

in der Geschichte Mariannens, die, ohne ihre Schuld von der ganzen Welt verlassen, auf den geräuschvollen Straßen der Hauptstadt umherirrt, sich mitten in dem Gewühle der Menschen so einsam fühlt, mit dumpfen Staunen die bewohnten Häuser betrachtet und dann bey sich denkt: »Alles, was ich hier sehe, hat nicht die geringste Beziehung auf mich.« Und dann: »Wie glücklich sind diese Menschen! Jeder von ihnen hat seinen Platz und seine Freystätte. Die Nacht wird kommen und sie werden alle von hier verschwunden seyn; jedes hat sich dann nach Hause begeben. Aber ich weiß nicht, wo ich hingehen soll. Mich erwartet niemand; niemand wird bemerken, daß ich fehle!«

Martin Opitz[a])
und
einige seiner Nachfolger.

Wenn das einmüthige Lob der Zeitgenossen und der, Jahrhunderte lang fortdauernde, Nachhall

a) Er wurde den 23. Sept. 1597 zu Bunzlau in Schlesien geboren, studirte hier und auf dem Magdalenäum in Breslau die alten Sprachen, ging 1618 auf die Universität Frankfurt an der Oder, und besuchte nachher noch Heidelberg, Straßburg und Tübingen. Im Jahr 1620 begleitete er einen jungen Dänen nach Holland und erhielt 1622 von dem Fürsten Gabriel Bethlem in Siebenbürgen einen Ruf an das neugestiftete Gymnasium zu Weißenburg, wo er als Professor mehrere alte Schriftsteller erklärte und den Plan zu einer Dacia antiqua entwarf, einem Werke, das die Alterthümer der genannten Provinz erörtern sollte, aber nie im Drucke erschienen ist. Aus Siebenbürgen, wo ihm weder Luft noch Lebensart zusagten, kehrte er schon im Jahre 1625 nach Schlesien zurück, erhielt von dem Herzoge in Liegnitz den Titel als Rath, begleitete, nachdem er verschiedene Reisen in und außer seinem Vaterlande gemacht hatte, den liegnitzischen Hofrath Kirchner nach Wien, und wurde daselbst von dem Kayser Ferdinand dem zweyten zum Poeten gekrönt. Im Jahr 1626 nahm er die Stelle eines Secretairs bey dem Burggrafen von Dohna an, ward gegen 1628 vom Kaiser, unter dem Nahmen Opitz von Boberfeld, in den Adelstand erhoben, reiste 1630

desselben über den Werth der Schriftsteller entscheiden könnten, so wäre keines Dichters Ruhm fester gegründet, als Opitzens seiner. Wir mögen zurückgehen in die Zeiten, in denen er lebte, oder die Aeußerungen späterer Kritiker über ihn sammeln, — immer und überall scheint man sich das Wort gegeben zu haben, ihn zu erheben und als den Schöpfer der deutschen Dichtkunst zu preisen. Durch ihn, glaubte Flemming, habe die deutsche Sprache das Ziel errungen, das sie zu erringen geschickt sey *b*);

---

auf Kosten des Burggrafen nach Paris und trat, als dieser 1633 starb, in die Dienste der Herzoge zu Liegnitz und Brieg. Im Jahr 1635 ließ er sich mit Genehmigung seines Gönners, des Herzogs Johann Christian in Danzig nieder, ward das Jahr darauf königlich polnischer Historiograph und Sekretair, und starb den 20 August 1639 an der Pest (Man sehe Umständliche Nachricht von des Schlesiers Martin Opitz von Boberfeld Leben, Tod und Schriften, herausgegeben von Kaspar Gottlieb Lindner. Hirschberg 1740 Zwey Theile.) Die erste Ausgabe von Opitzens Gedichten erschien durch die Besorgung seines Freundes Zincgref 1624 zu Straßburg in 4. die zweyte, von ihm selbst verbesserte und vermehrte, 1625 zu Breslau in 4. Eine kritische Ausgabe, von der aber nur der erste Theil herausgekommen ist, unternahm Bodmer zu Zürich 1745 in 8. eine vollständige, aber nichts weniger als kritische, lieferte Triller in vier Bänden in 8. 1746 zu Frankfurt am Main. Einen ansehnlichen, zum Theil aus noch ungedruckten Stücken bestehenden, Apparat zu einer neuen Ausgabe, den der Rector Arletius zu Breslau gesammelt hat, verwahrt die elisabethanische Bibliothek daselbst. (Man vergleiche hierüber den Neuen Büchersaal. Th. VII, S. 25.)

b) Wie übermäßig hoch Flemming Opitzens Werth und Ruhm anschlug, kann folgende Stelle aus einem Ge-

in ihm glaubten die Schweitzer, als Haller bereits gesungen hatte, noch immer das Muster der Nachahmung für sich und andere zu finden c); von ihm reden Kenner heute noch, wenn auch nicht mit Begeisterung, doch mit seltner Achtung und ungewöhnlicher Zurückhaltung. Eine so allgemeine und alte Bewunderung, gegen die kaum hier und da ein leiser und gleichsam wie verloren hingeworfener Zweifel hervortritt, als ungegründet zu verwerfen, oder

---

dichte an den deutschen Oberdollmetscher Nienborg in Rußland lehren,

> Was war er, (heißt es unter andern,) als nicht zahm,
> Der ungelehrte Rhein. Als nur mein Opitz kam,
> Und ließ den schönen Ton erst um den Bober schallen,
> So sagt man, hab' es ihm so überwohl gefallen,
> Daß er sein schilficht Haupt hat dreymahl hoch empört,
> Und dreymahl laut gejauchzt. Die nahe Neiße hört'
> Und schrie es weiter aus. Der alte Neckar lachte,
> Die niederdeutsche Maas entsatzte sich, und dachte:
> Was ist dieß für ein Lied, das höher wird geführt,
> Als meine Künstler thun? Drum ist er auch geziert,
> Als keiner noch vor ihm. Der Tajo kann ihn nennen,
> Die Seine lobet ihn, die Themse wird ihn kennen.
> So seh' ich selbsten itzt, daß eurer Wolga auch
> Er nicht ist unbekannt. Das ist der Tugend Brauch,
> Sie dringt durch alle Welt. Nun glaub' ich, daß dem Tiger
> Er unbewußt nicht sey, ingleichen auch dem Niger,
> Und wo Maragnon braust, u. s. w.

c) Man sehe in der Sammlung zürcherischer Streitschriften. Stück 2. S. 83. und St. 9. S. 3.

als übertrieben in ihre Gränzen zurückweisen zu wollen, scheint allerdings etwas kühn, oder wenigstens nicht von aller Anmaßung frey. Indeß, warum sollte man nicht prüfen, was einer genauern Prüfung werth ist, und eine Untersuchung erneuern, die man nicht für geschlossen erkennt? Hören wir zuvörderst die Stimme eines einsichtsvollen und geschätzten Kunstrichters unserer Tage über ihn!

„Opitz, sagt er *d*), fand unsere Poesie und Sprache in einer Entkräftung und Niedrigkeit, die den fähigsten und entschlossensten Kopf abschrecken konnten, ihr aufzuhelfen. Aber sein vielumfassendes Genie, seine Kenntniß der Natur, der Philosophie, der Welt und des menschlichen Herzens, sein angeborner fester Geschmack und die glückliche Zusammentreffung äußerer Umstände machten ihn vor vielen andern geschickt, durch vortrefliche Muster in Prosa und Versen, der Schöpfer einer neuen Epoche zu werden. Er reinigte die Sprache von allerley wilden Auswüchsen, er bereicherte sie mit Wendungen, Ausdrücken und Wörtern, die er aus den ungetrübten Quellen ihres Ursprungs, aus den ältesten Urkunden ihrer rohen, nervigen Jugend hervorsuchte. Er gab ihr Mannheit, Geschmeidigkeit und Anmuth; er eroberte viel von den Griechen,

viel

d) Charaktere deutscher Dichter und Prosaisten. Th. I. S. 126.

viel von unsern geistreichen Nachbarn; er versuchte neue Einkleidungen und Versarten, und führte, an die Stelle der zu seiner Zeit allgemein üblichen kurzen Jamben, den vollern Alexandriner ein. Fast alle Gattungen der Poesie, vom philosophischen Lehrgedichte bis zum kleinen Epigramm, umfaßte sein glückliches Genie; doch schien ihm die malerische und didaktische Dichtkunst von der Natur angewiesen zu seyn. Sein Vesuv ist das erste Lehrgedicht der Deutschen, voll kräftiger Malerey, tiefsinniger Beobachtungen und großer Gedanken. Mit gleicher Würde und bezauberndem Colorit singt er die poetische Ruhe des Landlebens, zu der sein fühlbares Herz so ganz hinhängt, den unerschöpflichen Reichthum der schönen Natur, die stille Zufriedenheit des Weisen, und das Lob der Götter und Helden. Naive Leichtigkeit und muntere Laune sind seinen Sinngedichten eigen; und seine prosaische Uebersetzung der Argenis des Barklay ist ein Muster guter Verdeutschung. Sie verräth den Meister seiner Sprache, den Schriftsteller von feinem Gehör und kritischem Verstande, der auf Wohlklang und Correktheit ausgeht. — Das Originalgepräge und die klassische Vollkommenheit, die Opitz allen seinen Werken zu geben wußte, wird keine Zeit unkenntlich machen. Er verdient mit großem Rechte den Nahmen eines Vaters und Wiederherstellers unserer Poesie,

und die Aufmerksamkeit und Bewunderung der dankbaren Nachwelt.«

Es wäre in der That, wenn dieses Urtheil in allen Theilen unbedingt wahr wäre, ein Wunder, wie ein solcher Dichter in eine solche Vergessenheit unter uns hätte gerathen und seine Leser verlieren können. Gleichwohl enthält es, bey aller Uebertreibung, so viel Stoff zu weiterm Nachdenken, daß ich keiner Entschuldigung zu bedürfen glaube, wenn ich von ihm ausgehe und es gleichsam als den Text ansehe, an den ich meine Bemerkungen knüpfe.

Bleiben wir einzig bey dem Zeitalter, in welchem, und bey den Umständen, unter denen Opitz dichtete, stehen, oder, mit andern Worten, schränken wir uns auf eine bloße Vergleichung seiner Vorgänger mit ihm ein, so ist, denke ich, sein Verdienst um die deutsche Poesie und sein Vorrang vor allen, die früher auftraten, entschieden. Wie weit hinter seinen poetischen Versuchen stehen, um von der Sprache anzufangen, auch die besten, die jener Zeitraum aufweisen kann, in Absicht auf Ausdruck und Darstellung, zurück! Man lese, nicht etwa die Gedichte, die um ein ganzes oder halbes Jahrhundert vor ihm geschrieben wurden, man lese die Poesien derer, die entweder zu seinen unmittelbaren Vorgängern gehörten, oder zugleich mit ihm blühten,

nahmentlich die eines Denaisius, Melissus und Weckherlin, und zweifle, wenn man kann, an seinem Werthe. Es ist keine allgemeine Redensart, es ist der bestimmte und eigenthümliche Ausdruck, wenn es in der angezogenen Stelle heißt, daß unsre Sprache an einer harten Entkräftung darnieder gelegen habe. Keines von allen poetischen Ueberbleibseln aus jenen Tagen zeichnet sich durch irgend eine geistreiche Anlage oder sinnreiche Erfindung, keins durch eine auch nur erträgliche Einkleidung aus. Wo wir hinsehen, herrscht eine fürchterliche Gedankenleere und eine Niedrigkeit und Plattheit des Ausdrucks, die auch nicht die leiseste Ahndung, daß hier ein Dichter rede, erweckt. Unter einem solchen Heere von Reimern strahlt Opitz allerdings, wie der Mond unter den kleinern Sternen, hervor, oder löscht sie vielmehr durch seinen überstrahlenden Glanz völlig aus. Er zuerst verräth durch die Wahl seines Stoffes, daß die Lesung der Alten einen glücklichern Einfluß auf ihn, als auf alle, vor und mit ihm lebenden, Dichter, gehabt hat: denn statt, wie sie, dem Lächerlichen und Pössierlichen nachzujagen, widmet er seine Muße der Bearbeitung ernsthafter Gegenstände und verweilt am liebsten auf dem Gefilde der didaktischen Poesie. Er zuerst zeigt, wie durch diese Wahl, so durch die Behandlung des Gewählten, daß er die Muster der Vorwelt nicht

bloß um der Sprache willen gelesen, sondern ihren Geist selbst in sich aufgenommen hat: denn während die andern nicht einmahl zu wissen scheinen, daß wahre Poesie ohne Ideenreichthum gar nicht bestehen könne, sucht er unablässig der seinigen diesen Vorzug zu ertheilen. Er endlich, indeß die übrigen die Schönheiten der Griechen und Römer nur griechisch und lateinisch wiederzugeben vermögend sind, ist so glücklich, oder beeifert sich wenigstens, selbige auch in die deutsche Sprache überzutragen und diese, auf Kosten des Auslandes, zu verherrlichen und zu schmücken. In der That, schon diese weise Benuzzung der Alten würde ihm ein entschiedenes Uebergewicht über alle seine Mitbuhler geben, wenn er auch in sich selbst keine weitern Hülfsmittel zur Ausbildung unserer Poesie und Sprache gefunden hätte. Aber wer kann es läugnen, oder wer kann es verkennen, daß überhaupt in Opitz ein reger und thätiger Geist wohnte, und dieser Geist sich durch Reisen, Umgang, Unterricht und Erfahrung genährt und gestärkt hatte. Auf wie viele und mannigfaltige Kenntnisse stoßen wir nicht in seinen Gedichten! Wie gelehrt und nach damahliger Art so gar gründlich spricht er nicht in seinem Vesuv über mehrere Erscheinungen der Natur und deren Ursachen und Wirkungen! Wie richtig urtheilt er in seinem Vielgut und anderwärts über den Werth der menschlichen Güter und deren Einfluß auf wahre

Glückseligkeit! Wie eindringend weiß er die Zurückziehung aus dem Getümmel der Welt in die ruhige und belohnende Stille der Einsamkeit zu empfehlen! Wie innig äußert er sich in mehrern Stellen über die Freundschaft und die Freuden, mit denen sie das Leben beglückt und veredelt! Wie viel ächte Philosophie und wahre Ansichten des Lebens offenbaren sich in seinem Trostgedichte über die Widerwärtigkeiten des Krieges! Wie herzlich spricht er in eben demselben über die Tugend und die Beruhigung, welche sie im Leiden gewährt! Man durchlaufe die Gedichte seiner Vorgänger und Zeitgenossen, und überzeuge sich, wie gehaltlos sie gegen ihn sind. Alle geben uns Worte ohne Ende, und wenig Sinn, oder wenn sie etwas Sinnreiches sagen, so begraben sie es unter gezwungenen Allegorien und wunderlichen Erzählungen, die zu unwitzig sind, um belacht zu werden, und zu nüchtern, um belehrend zu seyn. Opitz, immer reich an Gedanken, und nie verlegen sie auszudrücken, noch in Gefahr, ihnen durch seine Einkleidung zu schaden, weil er nichts weiter beabsichtigt, als, was er denkt und empfindet, ungekünstelt und ungesucht darzulegen, steht daher, wir mögen auf Ideen oder Sprache sehen, allein. Von innerer Kraft unterstützt und seinem eigenen Genius vertrauend, hat er einen Weg eingeschlagen, der noch von keinem vor ihm betreten worden war, und auf ihm den Ruhm sich erworben,

daß er zuerst als Dichter in unserer Sprache männlich gedacht und sich würdig ausgedrückt habe *e*).

Unstreitig würde schon dieß Verdienst hinreichen, ihn über alle seine Mitbewerber um die poetische Krone hinwegzuheben, wenn er sich auch durch kein anderes hervorgethan hätte: allein man braucht nur den Zustand unserer Prosodie vor ihm zu kennen, um zu wissen, daß jenes nicht das einzige ist, durch welches er seinen Vorzug begründete. Ehe Opitz erschien, war unsere Prosodie höchst unvollkommen, oder existirte eigentlich, die Wahrheit zu sagen, noch gar nicht. Alle Dichter, selbst die, welche gegen den Ausgang des sechszehnten Jahrhunderts lebten, und als seine Vorläufer angesehn werden, beobachteten in ihren Versen, wie die Franzosen immer gethan haben und noch thun, nichts weiter, als die richtige Sylbenzahl nebst den Abschnitten und Reimen; an eine bestimmte Quantität hingegen oder an einen gleichförmigen Wechsel der langen und kurzen Sylben war nicht zu denken. Jamben, Trochäen und Daktylen paarten sich daher in einem und

e) Einige der hier und in der Folge geäußerten Ideen finden sich bereits, der Hauptsache nach, im ersten Theile der Nachträge S. 237. u. f. vergl. S. 123. u. f. Ich hoffe sie in diesem Aufsatze näher bestimmt, und oft berichtigt und gründlicher ausgeführt zu haben. Wenn ich übrigens hier zuweilen etwas strenger urtheile, als dort, so rührt dieß nicht von Veränderlichkeit oder Laune, sondern von dem fortgesetzten Studium der Dichter aus der opitzischen Periode her.

demselben Verse mit einander, und es kam Niemanden in den Sinn, diese mannigfaltig gemischten Füße zu sondern und aus ihnen rein-jambische, trochäische und daktylische Sylbenmaße zu bilden. Zwar scheinen einige Dichter vor ihn den Uebelklang, der aus der Vermischung ungleichartiger Sylbenfüße in unsere Sprache kömmt, schon empfunden zu haben, und in den Versuchen eines Denaisius, Melissus und anderer kommen wirklich nicht bloß einzelne Zeilen, sondern ganze Strophen vor, die richtig gemessen sind und den Foderungen des Ohres genug thun. Allein bey einem kleinen Nachdenken überzeugt man sich bald, daß die prosodische Richtigkeit einzelner Versuche nicht der Ueberlegung, sondern dem Ungefähr und der Natur unserer Sprache, die sich von selbst zu ihr hinneigt, angehört *f*), und

f) Folgende von den Zürchern (St. 9. S. 10.) angeführte Alexandriner Weckherlins, welche Cartel des ehrwerbenden deutschen Adels überschrieben sind und, von Seiten der Prosodie, nicht unter die schlechtesten gehören, können von dem Zustande unserer Poesie vor Opitz einen kleinen Begriff geben.

> Wir kommen nicht hieher, uns selbsten viel zu rühmen,
> Oder durch fremde Sprach die Wahrheit zu verblümen,
> Als ob wir kämen itzt aus einem End der Welt,
> Oder wieder belebt vom Elisischen Feld.
> Nein. Teufel sind wir nicht, noch Riesen, noch Halbgötter,
> Noch Helden, noch Wildleut, noch unsers Lands Verspötter,

Opitz wirklich der erste ist, der die theils falsche theils unsichere Quantität unserer Sylben bestimmte und unserer Prosodie ihr Daseyn gab. Seine Gedichte sind ohne Widerrede die ersten, in denen durchgehends ein wahrer und vollkommener prosodischer Rhythmus herrscht und der volltönendere, vor ihm selten gebrauchte, Alexandriner eine größere Allgemeinheit und durch die Verlegung der Einschnitte und Ruhepunkte und das Verschlingen der Zeilen in einander mehr Mannigfaltigkeit und Abwechselung gewonnen

---

Das deutsche Reich bekannt ist unser Vaterland,
Deutsch sind wir von Geburt, vom Stamme, Herz und Hand.
Was dient es, fremden Preiß und Nahmen zu entlehnen?
Deutschland bedarf sich nicht mit Ausländern beschämen.
Wie dann die Welt wohl weiß, daß es zu aller Zeit
Trefliche Leut genug hatte zum Fried und Streit.
Darum, ob wir wohl jung, nicht sonders viel erfahren,
Begehren wir doch nicht unsere Fäust zu sparen,
Sondern erscheinen nur in unsrer deutschen Tracht,
Mit deutsch-redlichem Muth, um unsre erste Macht
An diesen Rittern hier (die so hoch triumphiren)
Ihrer Begierd gemäß, gewaffnet zu probiren,
Verhoffend zweifelsfrey, daß diese erste Prob,
Vollendend ihren Ruhm, anfangen soll das Lob,
So man von nun an wird durch die Streich unsrer Wehren
Unter dem Firmament täglich erschallen hören.

Mehrere Gedichte von Weckherlin hat Eschenburg dem dritten Theile der auserlesenen Stücke deutscher Dichter S. 169. einverleibt.

hat. Weder diejenigen, welche die Verdrängung des regellosen Rhythmus für eine Einbuße, noch die, welche eine Einführung des gesetzlichen und strengen für eine Kleinigkeit halten, verdienen eine ernsthafte Widerlegung. Jene kennen den Genius unserer Sprache nicht, und vergessen noch überdem, daß sie durch die prosodischen Gesetze, an die sie Opitz gewöhnte, die erste Empfänglichkeit für die Nachbildung der alten Sylbenmaße, über deren Vortreflichkeit die Stimmen unter uns hoffentlich nicht mehr getheilt sind, erhielt, und diese bedenken nicht, oder wollen nicht bedenken, daß die Größe und Wichtigkeit einer Erfindung richtiger nach den Wirkungen, die sie hervorbrachte, als nach der Mühe, die sie kostete, gewürdiget wird.

So, denke ich, fällt das Urtheil über Opitzens Werth und Verdienst aus, wenn man ihn neben seine Zeitgenossen stellt. Er ragt in der That so weit über alle hervor, daß keiner über ihn gesetzt, wenige mit ihm verglichen werden können. Aber eine ganz andere Ansicht gewinnt die Untersuchung, wenn man fragt, nicht, was er, an die Dichter unserer Tage gehalten, ist, — diesen Vergleichungspunkt kann kein billiger Kunstrichter auffassen, — sondern, wie viel er überhaupt, unabhängig von aller Vergleichung, werth war, ob ein wahrhaft dichterischer Geist ihn beseelte, und er, wie man von höhern Genien erwartet, unserer Sprache wirklich ei-

nen Umschwung gegeben und ihr einen poetischen Charakter aufgedrückt hat. Ich glaube bey der Beantwortung dieser Frage nicht unpartheyischer verfahren zu können, als wenn ich einige längere, auch von andern für vorzüglich erkannte, Stellen aus Opitz vorausschicke und meine Leser selbst zu Zeugen und Richtern seines Verdienstes mache.

Die erste, eine didaktische Stelle, die aus dem Vesuv genommen ist, und diesem Gedichte zur Einleitung dienet, lautet also:

Der Mensch, der kluge Mensch pflegt zwar mit vielen Dingen
Die Zeit, das kurze Pfand des Lebens, zu vollbringen,
Und leget allen Witz bey schönen Künsten an:
Doch bessers weiß er nichts, damit er zeigen kann,
Daß er, die kleine Welt, zum Herren sey gesetzet
Der großen, die ihn nährt, als wenn er sich ergetzet
Mit seiner Sinnen Kraft, beschaut dieß weite Haus,
Vom höchsten Giebel an zu allen Seiten aus
Mit Augen der Vernunft, verschicket das Gemüthe
In seines Schöpfers Werk, da alles reich an Güte

Und voller Weisheit ist, und macht ihm auf den
Grund
Die Sitten der Natur, sammt ihrem Wesen, kund.
Er steiget bevoraus dahin, woher er kommen,
Auf seinen Himmel zu, aus welchem er genommen
Das Theil der Göttlichkeit; da sieht er und erkiest,
Wie dieses Hauses Zeug ganz schlecht und einfach
ist,
Von Ansehn und Gestalt gewölbet aufgeführet,
Daran kein Winkelmaß, noch Größe wird gespü-
ret,
Rein von Beschaffenheit, ganz, nimmer wandelbar,
Vollkommen, zirkelrund, erleuchtet, hell und
klar,
Beweglich, schneller Art, an Wirkung reich und
mächtig,
An Kreisen, wo der Thron des Höchsten stehet,
prächtig,
Und wo die Sterne gehn, der Nächte Trost und
Zier.
Auf diesen Himmelsleib erlernt er mit Begier
Die Körper unter ihm, Luft, Feuer, Wasser,
Erde,
Ein jedes, wie es ist, und was aus ihnen werde,
Wann warm, kalt, trocken, naß, zusammen sind
gebracht,
Durch welche Mischung dann die Farbe wird ge-
macht

Der Dinge, denen ist verliehen und gegeben
Schmack, Kochung und Geruch, imgleichen Seel und Leben.
Darunter dann der Mensch nichts edlers finden kann,
Als sich, den Menschen selbst, der billig geht voran
Vor wilder Thiere Schaar, vor Pflanzen und Metallen,
Vor diesem, was wir sehn hier auf der Erde wallen,
Und was die Luft gebiehrt, vor allem, was die Welt
Von dem, was weltlich ist, in ihren Armen hält:
Die Welt, das große Buch, aus deren Thun und Wesen
Er von demselben kann auf allen Blättern lesen,
Der sie erschaffen hat, und seines Segens Kraft
So reichlich in sie geußt. Sollt uns die Wissenschaft
Nicht frey und offen stehn, was wollten wir viel leben?
Ist's darum, daß wir nur nach Gold und Gelde streben,
Auf Pracht und Ehre gehn, uns füllen Nacht und Tag,
Und etwas anders thun, das ich nicht sagen mag?
Alsdann kann erst ein Mensch sich einen Menschen nennen,
Wann seine Lust ihn trägt, was über uns, zu kennen,

Steigt Eifers voll empor, und dringt sich in den Schooß
Und Gründe der Natur: da geht sein Herze los,
Lacht von den Sternen her der Zimmer, die wir bauen,
Des Goldes, welches wir tief aus der Erden hauen,
Wie auch der Erden selbst. Und wann er oben her
Den engen Klumpen sieht, der theiles durch das Meer
Bedecket, theiles bloß und unbewohnet lieget,
Ist Sand und Wüsteney, wird nirgends ganz gepflüget,
Und klagt hier Schnee, da Brand, so fängt er bey sich an:
Ist dieses da der Punkt, der nimmer ruhen kann,
Er werde dann durchs Schwert und Feuer abgetheilet?
Ist dieses, wo der Mensch nach nichts so emsig eilet?
Wir Thoren! jenes soll der Deutschen Gränze seyn:
Darüber greife man nicht dem Franzosen ein;
So weit geht Spanien? Ein Sinn der Weisheit liebet,
Sieht, was man heute nimmt, und morgen wieder giebet,
Mit sichern Augen an, und ist gar wohl vergnügt,
Wann er den Tod und Neid durch Wissenschaft besiegt,

Und kennt, wie möglich ist die Ursach aller Dinge.
O wer verleiht auch mir, daß ich mich nunmehr schwinge
Auf meinen Vorsatz zu! mein Sinn der steiget schon
Geflügelt in die Luft, und reißet mich davon.

Die zweyte Stelle aus dem Gedichte, Ruhe des Gemüths, gehört zu den mahlerischen und schildert das Glück des Landlebens in folgenden Zeilen:

O wohl demselben, wohl, der so kann einsam leben,
Und seine ganze Zeit den Feldern hat gegeben,
Liebt nicht der Städte Lust und ihren falschen Schein,
Da oft zwar pflegt mehr Geld, doch auch mehr Schuld zu seyn!
Er darf sein Hütlein nicht stets in der Hand behalten,
Wann er nach Hofe kömmt, und vor der Thür erkalten,
Eh, als er Audienz (Verhör ist viel zu schlecht)
Zu Wege bringen kann, und ungerechtes Recht.
Da prahlet einer her mit großen weiten Schritten,
Der, wann ein guter Mann ihn hat um was zu bitten,

Der besser ist als er, und viel mehr weiß und kann,
So siehet er ihn kaum halb über Achsel an,
Und fertigt ihn kahl ab. Bald trifft sich eine Stunde,
Wann niemand drauf gedenkt, so geht er selbst zu Grunde
Und seine Pracht mit ihm, es pflegt nun so zu gehn,
Man muß hier, wie es kömmt, bald liegen, und bald stehn.
Noch blähen sie sich auf, und dürfen sich erheben,
Als jeder, gebe Gott, müßt' ihrer Gnade leben,
Verbringen mit Bankct und Spielen ihre Zeit,
Und mangelt ihnen nichts als bloß die Frömmigkeit.
Das weiß ein Feldmann nicht, und was die Städte haben,
Da der ein Weibchen freyt, ein andrer läßt begraben;
Der läuft, der weint, der lacht, die meisten suchen Geld,
Und wann es funden ist: so muß es in die Welt.
Da sieht man eine Frau, die ihren Mann zu schonen,
Der ohne dieß schwach ist, den Knechten pflegt zu lohnen.
Und giebt umsonst hinweg das, was ihr dennoch bleibt,
Und was man weiter noch in solchen Oertern treibt,

Da List, da Hurerey, da schwören, schelten, flu-
chen,
Gemeine Sachen sind, da nichts ist, als besuchen,
Als tiefe Reverenz, die nicht von Herzen kümmt;
Da einer dem sein Gut, und der dem andern nimmt.
Das weiß ein Feldmann nicht. Die grausame Trom-
pete,
Noch auch der Trommelschall jagt ihn nicht aus dem
Bette,
Wie er noch halb voll Schlaf muß auf die Wälle
gehn,
Aus seines Weibes Schooß, und in der Rüstung
stehn.
Er schwebt nicht auf der See, da Himmel, Wind
und Wellen
Ein armes schwaches Schiff fast stürzen zu der Höllen,
Und stoßen an den Grund; er ehrt den Herren nicht,
Der oftmahls wenig hält und dennoch viel verspricht.
Sein Thun ist schlecht und recht, man sieht ihn nie-
mand neiden,
Noch an des Nächsten Noth die falschen Augen wei-
den;
Nicht wünschen, was ihm fehlt, ist seine größte
Lust,
Lebt außer Furcht und Trost, und ist ihm wohl be-
wust.
Er liebt das grüne Feld vor allen andern Sachen,
Kann in der freyen Luft sich etwas größer machen,

Und

Und faßt ihm frischen Muth. Da gehen seine Küh,
Mit Lämmern untermengt, ins Gras bis an die
Knie.
Der schwarze Schäfer steht bey einer hohen Linden,
Gelehnet auf den Stab, und schneidet in die Rinden
Der Liebsten Nahmen ein, bald schwingt er in die
Höh
Ein treues Hirtenlied von seiner Galathee.
Nicht allzuweit davon da sieht er seine Stuten
Vor Geilheit lustig seyn, und nagen an den Ruthen.
Dann geht er ferner auch zu seinen Bienen hin,
Schaut wie zwey grimme Heer oft an einander ziehn,
Und um des Nachbars Klee sich bey den Stöcken
zanken,
Die voller Honig sind, führt nachmahls seine Ranken
Und junge Reben auf. Indessen kömmt sein Weib,
Die nicht nach Bisen riecht, und ihren schnöden Leib,
Wie falscher Waar geschieht, vollauf an allen Enden
Hat prächtig ausgerützt; sie trägt in ihren Händen,
Die grob durch Arbeit sind, von grünem Majoran
Und Rosen einen Kranz, und krönet ihren Mann.
Bald sezt sie sich mit ihm bey einem Walde nieder,
An dem ein schönes Quell mit Rauschen hin und
wieder
Fleußt heller noch, als Glas. Der leichten Vögel
Schaar
Springt auf den Aesten um, der grüne Specht, der
Staar

So ofte reden lernt. Die Nachtigall, vor allen
Singt dem, der sie ernährt, und ihnen zu gefallen:
Die Lerche schreyt auch: dir, dir lieber Gott allein
Singt alle Welt, dir, dir, dir will ich dankbar seyn.
Indessen schleicht der Schlaf, u. s. w.

Was kann der unbefangene Kunstrichter über diese beyden Stellen, die, wie gedacht, zu den vorzüglichsten gehören, die aus Opitzens Feder geflossen sind, urtheilen? was von ihnen rühmen? Mich dünkt, er wird sich etwa folgender Gestalt über sie erklären.

Der Dichter dieser Stellen ist ein Mann, dem man eine genaue Bekanntschaft mit den Alten bald anmerkt. In allem, was er sagt, offenbart sich ein schlichter gesunder Verstand, und in seinem Ausdrucke eine Einfalt und Treuherzigkeit, die durch den Rost des Alterthums, der auf seinen Worten und Wendungen ruht, erhöht wird und uns vielleicht noch angenehmer vorkömmt, als seinen Zeitgenossen. Seine Reime fließen, ohne daß sie ihm Mühe zu kosten scheinen, dahin, und sein Periodenbau ist leicht und gefällig; er belehrt zuweilen durch seine Schilderungen, und führt einige Details in seiner Art nicht unglücklich aus. Aber wer mehr

von ihm rühmt, oder ihm Originalität und klassische Vollkommenheit zuschreibt, der irrt und läßt sich durch eine ungebührliche Vorliebe für das Alte oder für einen oft genannten Nahmen täuschen. Opitzens Manier und Darstellung übersteigt in keiner Hinsicht das Gewöhnliche und verräth nirgends einen Geist, der einer ungebornen Wissenschaft oder Kunst das Daseyn geben, oder eine schon bestehende auf eine höhere Stufe der Ausbildung erheben könnte. Seine Gedanken sind richtig, aber weder stark noch neu, sein Kolorit oft munter, aber weder kräftig noch warm, sein Ausdruck natürlich, aber von der Prosa fast durch nichts, als Reim und Sylbenfall, unterschieden, seine Beobachtungen nützlich, aber weder reichhaltig noch tiefgeschöpft, seine Schönheiten einzeln und auch diese einzelnen nicht hervortretend. Wer die Ursache, warum Opitz kein größerer Dichter ward, auf die Sprache schiebt, und ihn durch die Unvollkommenheiten derselben zu entschuldigen glaubt, der versteht sich selbst nicht und übersieht, daß er seinen Schützling anklagt, indem er ihn zu vertheidigen meint. Eben darin offenbart sich der große Dichter, daß er auch ein ungeschmeidiges Organ überwältigt, es seinem Zwecke unterwirft, ihm Gewandtheit, Stärke und Fülle giebt, es veredelt und bildet. Man entsinne sich, was, gleichzeitig mit Opitz, Edmund Spenser in England und, hundert Jahre später, Haller in Deutschland,

beyde unter nicht viel günstigern Umständen, und der letztere wenigstens ohne alle achtungswerthe Vorgänger, leistete und entscheide, ob Opitz, den man den Vater der deutschen Poesie nennen will, Feuer, Einbildungskraft und wahrhaftes Talent besaß, oder ob seine Muse nicht vielmehr einzig die Tochter einer gesunden Vernunft und einer wohl genutzten Belesenheit war. Zwey Erscheinungen, welche, so wie sie selbst sich aus dem Gesagten erklären, eben so ihm wieder zur Bestätigung dienen, mögen mein Urtheil bey denen, die es zu hart oder zu gewagt finden, unterstützen.

Die erste, auf die ich sie aufmerksam machen möchte, ist diese: Wie kömmt es doch, daß, so oft von Opitzens Verdiensten die Rede ist, immer nur seiner didaktischen Gedichte erwähnt, seine Uebersetzungen aus den Alten hingegen und seine lyrischen Stücke entweder mit Stillschweigen übergangen, oder für mittelmäßige und an jene nicht hinanreichende Versuche erklärt werden? Eine scheinbare Antwort auf diese Frage wäre freylich, weil ein Dichter, der in einer Gattung groß ist, es darum nicht in jeder andern seyn muß. Aber gesetzt, Opitz glänzte nicht als Uebersetzer und Lyriker, so würde er doch, als solcher, hätte er großes poetisches Talent gehabt, immer noch die Aufmerksamkeit fesseln und wenigstens von seinen Verehrern nicht ohne Ruhm genannt werden. Die wahre Ursache liegt, denke

lich, tiefer. Was Opitz von der Natur erhalten, oder durch Fleiß erworben hatte, — seine Beobachtungsgabe, seine Kenntnisse, seine Sprache, — langte aus, um im Gebiet der didaktischen Poesie nicht ohne Glück aufzutreten; aber um einen Sophokles zu erreichen, oder den Flug in die Regionen der lyrischen Muse zu wagen, dazu fehlte es ihm an innerer Kraft und Erhebung des Geistes. In diesen beyden Hinsichten gilt von ihm selbst, was er den Reimern seiner Zeit, in einem Gedichte an seinen Freund Zincgref, zuruft:

> Es ist hier nicht genug, die arme Rede zwingen,
> Die Sinnen über Hals und Kopf in Reime bringen,
> Der Wörter Henker seyn; wer nicht den Himmel fühlt,
> Nicht scharf und geistig ist, — wer die gemeine Bahn
> Nicht zu verlassen weiß, ist zwar ein guter Mann
> Doch nicht auch ein Poet.

In der That, Niemand ist dieß weniger als Opitz in seiner Antigone, und in seinen poetischen Wäldern. Wer in folgenden Versen einen Chorgesang des Sophokles g), ich will nicht sagen, wieder erkennt, nein, nur aus dunkler Ferne ahndet:

g) V. 1115 — 1154.

O der Cadmi Nymphen Zier
Des Donnergottes Jovis Art
Die ganz Italien bewahrt,
Der du Eleusis stehest für
Und sie in Ceres Schooß hast innen
O Bacche! Schutzgott der Bacchinnen,
Der du bewohnst die Theber Stadt,
Wo des Ismenus Quellen fließen,
Und wo man Zähne, wie wir wissen,
Vom Drachen ausgesäet hat.

Dich hat und hält der Berg mit zweyen Spiz-
zen,
Der helle Rauch hat dich da sehen sitzen,
Wo man Corycus Höle findt,
Wo deine Bacchus Nymphen sind,
Wo Castalis sein Quell springet,
Wo Nissa Eppich bringet,
Das sich an deine Klippen windt,
Daselbst, wo du, von schönen grünen Strande,
Der Weinwachs hat in seinem guten Sande,
Mit Singen wirst und Klingen hergebracht,
Du, dessen Gunst für Thebe treulich wacht.
Die du für den Städten allen
Deiner Liebe hast gewährt,
Die der Mutter auch gefallen,
So vom Donner ward verzehrt.

Komm auch jetzt, die Stadt erlieget,
Weil sie große Krankheit krieget;
Setze deinen Helfer-Fuß
Auf Parnassus hohe Stellen,
Oder auf des Meeres Wellen,
Daß das Uebel weichen muß.
O du Sternen Einfurirer,
O du Nachtgesänge Führer,
Komm, Sohn Jupiters, und bringe
Naxo's Weibern auch dazu,
Dieses Volk das ohne Ruh
Und mit Rasen dir stets singe,
Das, Jäche, durch die Nacht
Dich erhebt, sich lustig macht.

oder wer aus dem unendlichen Heere der opitzischen Liebes- und Gelegenheits-Gedichte auch nur drey, die ächten lyrischen Geist verrathen, herauszuklauben weiß, der darf ohne Widerrede Anspruch auf eine eigene poetische Spürkraft machen.

Eine zweyte merkwürdige Erscheinung ist der, bald nach Opitz eintretende, Verfall der deutschen Poesie und die fast allgemein werdende Herrschaft eines verkehrten Geschmacks unter den deutschen Dichtern jener Zeit. Ist es nicht sonderbar, hat man öfters gefragt, daß nach einem Vorgänger, wie Opitz war, unsre Sprache und Dichtkunst sich in diesem Grade wieder verschlimmern, und Abwege, wie auf der einen Seite Hofmannswaldau und

Lohenstein, und auf der andern Neukirch und seine Nachfolger einschlugen, für die geraden Wege zur Unsterblichkeit gelten konnten? Wie war es möglich, sich von dem Pfade der Natur und Schönheit von neuem so weit zu entfernen, und bald Schwulst, Unsinn und Spitzfindigkeit, bald süße Geschwätzigkeit und glatte aber gedankenleere Reimerey lieb zu gewinnen? Allerdings würde dieß Räthsel unauflöslich seyn, wenn Opitz wirklich das wäre, wozu ihn seine Verehrer erheben. Allein umsonst wollen uns diese bereden, unsre Poesie sey nur darum so schnell und unaufhaltsam rückwärts gegangen, weil er nur wenige Gattungen derselben bearbeitet und für so viele andre kein Muster der Nachahmung hinterlassen habe. Er kann, die Wahrheit zu gestehn, in keiner Gattung als Muster auftreten, und seine Manier nirgends eine Regel oder einen Maßstab der Vollkommenheit abgeben. Hätte er sich mit der Kraft eines höhern Genius über sein Zeitalter emporgeschwungen und unsrer Sprache einen wirklich poetischen Charakter aufgedrückt, so würde unsre Poesie sicher schon durch ihn geworden seyn, was sie erst durch Hallern ward, und, wenn auch unter Kämpfen und Stürmen, dennoch immer bestanden und sich nie so ganz verloren haben, daß sie, wie alle wissen, von neuem wiedergeboren und aus dem Nichts zum Leben gebracht werden mußte: denn wahre Poesie hat, wenn sie einmahl einem Volke

zu Theil geworden war, sich immer unter diesem Volke erhalten, und immer wieder wahre Dichter erzeugt. Aber nichts beweißt vielleicht die Richtigkeit meines über ihn ausgesprochenen Urtheils so sehr, als der geringe Erfolg und die auf eine so kurze Zeit eingeschränkte Wirkung seiner Bemühungen. Eine flüchtige Vergleichung dessen, was er für Poesie ausgab, mit dem, was die Italiäner und Franzosen dafür erkannten, mußte die, welche nach ihm kamen, belehren, daß seine Darstellung der Anfang, nicht der Gipfel der Kunst sey. Sie mußten es fühlen, und fühlten es, wie aus ihren Versuchen hervorgeht, wirklich sehr lebhaft, daß unsre Sprache noch ganz anders bearbeitet werden könne, und von Seiten der Lebhaftigkeit und der Stärke, wie von Seiten der Zierlichkeit und des Wohlklangs, einer ungleich höhern Ausbildung fähig sey. Diese Ausbildung war es, welche sie sich ihr zu geben bemühten und auf mehrern, aber immer verkehrten und unglücklichen Wegen versuchten. Ist es wahrscheinlich, daß sie den von Opitz betretenen würden verlassen haben, oder konnten sie einen Augenblick über ihre Wahl zweifelhaft seyn, wenn er sich ihnen mit mehr Bestimmtheit als den einzig richtigen ankündigte? Sie hätten dann gethan, was später diejenigen thaten, denen Haller und Klopstock vorleuchteten, — sie hätten ihn verfolgt, geebnet, erweitert, und sich so dem Ziele, das sie auf Neben-

pfaden umgingen, frühzeitiger und ohne Irrthum genähert.

Unter den bessern Nachfolgern Opitzens gewährt keiner Stoff genug zu einer ausführlichen und zugleich lehrreichen Schilderung. Aber einige derselben verdienen allerdings eine kurze Erwähnung. Vielleicht ist hier der schicklichste Ort von ihnen zu reden.

Friedrich von Logau *b*), ist vor etwa vierzig Jahren, durch Lessings und Ramlers Bemühungen, aus der Dunkelheit, in der er begraben lag, wieder hervorgezogen und seine Sinngedichte durch eine neue Ausgabe der unverdienten Vergessenheit entrissen worden. »Es ist unwidersprechlich, sagten die Herausgeber, daß wir in ihm allein einen Martial, einen Catull und einen Dionysius Cato besitzen,« und sprachen somit ein Urtheil aus, das vielleicht damahls nothwendig, wenigstens sehr geschickt war, dem vergessenen Dichter die Aufmerksamkeit der Leser zuzuwenden, das aber auch zu-

b) Er wurde im Junius 1604 geboren und starb den 5. Julius 1655. (nicht 1654. wie im ersten Theile der Nachträge S. 239 steht.)

gleich jeden Maßstab zur Bestimmung der Verdienste Lessings und anderer Epigrammatisten unmöglich macht. Genauer entwickelt möchte dieß Urtheil wohl dahin berichtiget werden dürfen, daß Logau, abgesehn von den Unvollkommenheiten seiner Sprache, es schon an nachdrücklichen Gedanken und lehrreicher Kürze mit Cato aufnehmen, an Witz und Schärfe sich zuweilen dem Martial an die Seite stellen, an Zartheit, Feinheit und Lieblichkeit hingegen sich nur selten mit Catull messen könne. Diese Einschränkung seines Werthes, in Vergleichung mit andern, benimmt indeß seinem eigenthümlichen nichts. Wenn er gegen die Alten verliert, so steht er darum doch, als Sentenzen- und Epigrammen-Dichter, um mehrere Stufen höher, als Opitz und eine Menge nach ihm, und hat überdem noch den Vorzug vor jenem voraus, daß er mehr Original ist und seine dreytausend fünfhundert und drey und funfzig Sinngedichte, nebst verschiedenen eingeschobenen größern Poesien, ihm, bis auf einige wenige, als Eigenthum angehören. In der That ist Logau für sein Zeitalter in jeder Rücksicht ein ausgezeichneter Dichter. Er kennt den ganzen Umfang seiner Sprache und nutzt ihn. Mit schlauer Gewandtheit zügelt er ihre Ungeschmeidigkeit, und weiß sie jedem Tone, den er anstimmt, dem ernsthaften, wie dem muntern, dem naiven, wie dem satyrischen, anzupassen, seine Kernsprüche, wie seine launigen Ein-

fälle und scherzhaften Tändeleyen, in ihr auszudrücken. Wenn er, was nicht zu läugnen ist, zuweilen ins Kindische und Spielende, zuweilen ins Platte und Niedrige, zuweilen selbst ins Ungesittete und Schmutzige fällt, so muß man bedenken, daß einen Theil dieser Schuld nicht er, sondern die Zeit trägt, und die Zahl seiner Sinngedichte sich über dreytausend beläuft. Doch bedarf es eines andern Beweises für seine Vorzüglichkeit, als den, daß ein Kunstrichter, wie Lessing, nicht erröthen durfte, ihn neben den Alten zu nennen, und wir, nach beynahe zweyhundert Jahren, was er aus ihm gegeben hat, noch immer mit Vergnügen und Zufriedenheit lesen?

So wie man Opitz für den ersten didaktischen und Logau für den ersten epigrammatischen Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts erklärt, so pflegt man Paul Flemming i) die oberste Stelle unter den Lyrikern einzuräumen, und man kann ihm diese Ehre schon gönnen, wenn man nur zugleich anerkennt, daß er in seiner Gattung noch nicht ist, was jene in der ihrigen sind. Wenn irgend ein Dichter Gelegenheit hatte, Welt und Menschen kennen zu lernen, und von großen Naturscenen udd ungewöhn-

i) Seine Gedichte wurden, nach seinem Tode, durch seinen Schwiegervater, den Kaufmann Nilhausen zu Reval, zuerst im Jahre 1641 zum Druck befördert und nachher, unter andern 1685 in Kelbens Verlage zu Naumburg, wiederholt.

lichen Erscheinungen ergriffen und begeistert zu werden, so war ers, der zu Wasser und zu Lande herumgeworfen wurde, Rußland und Persien durchstrich, Abenteuer in eigener Person bestand und den seltsamsten Auftritten als Zeuge beywohnte. In der That scheinen auch die eigenthümlichen Lagen, in denen er sich so oft befand, und die sonderbaren Ereignisse, die ihm begegneten, nicht ohne Einfluß auf seine Stimmung gewesen zu seyn. Man glaubt wirklich zuweilen in seinen poetischen Wäldern eine höhere Begeisterung wehen zu hören und die Töne eines fremden Genius aus ihnen zu vernehmen. Allein jene ist von keinem Bestande, und diese lösen sich bald wieder in gemeine Accorde auf. Ich wüßte unter seinen längern alexandrinischen Stücken keines, das sich ungeschwächt vom Anfang bis zu Ende erhielte und von einem gleichen Feuer durchdrungen wäre: aber es giebt mehrere, die einzelne starke Verse und glückliche Stellen enthalten. Desto seltner sind diese dagegen in seinen eigentlich lyrischen Stükken, vielleicht weil ihm dort der längere Vers freyern Spielraum ließ und hier der kürzere beschwerliche Fesseln anlegte, oder weil er in jenen gewöhnlich seine eigenen Empfindungen ausdrückt, und in diesen, (denn die meisten seiner Oden und Lieder sind Gelegenheitsgedichte,) der Dollmetscher fremder Freuden und Leiden werden mußte. Am meisten befriedigen noch seine Sonnette, eine Dichtungsart,

in der er sich, ihrer Schwierigkeit ungeachtet, oft genug versucht hat. Mehrere erinnern wirklich an den schwärmerischen Petrarka, und sind so zart und lieblich gedacht und so fein und glücklich gewendet, daß man sie gern für die Erzeugnisse einer spätern Zeit halten würde, wenn die Unebenheiten der Sprache und die Härte der Wortfügungen es erlaubten. Folgende zwey mögen zur Probe dienen.

Auf ihr Bildniß.

Und darf ein frecher Kiel sich dieses unterfangen,
Daß er die ganze Zier, die an der Liebsten scheint,
In ein so enges Thun zu zeichnen ab vermeint?
Wahr ist es, dieses Haar, die Stirne, diese Wangen
Sind denen ähnlich ganz, die an derselben prangen.
Die Augen seh ich da, um die ich oft geweint,
Und dieß hier ist der Mund, der meinen nennet Freund.
Ganz dieß, das ist ganz das, nach dem ich muß verlangen,
Die Zucht, dieß freundlich seyn, die Sitten, diese Tracht
Und alles steht vor mir, was sie so treflich macht.
Nur, daß es sich nicht regt, und nicht will Antwort geben.

Sey drum nicht halb so stolz, Du kühner Pinsel, du.
Das schönste, das man wünscht, gehöret noch hierzu.
Entwirfst du ihren Leib, so mahl' auch drein sein Leben.

An den Westwind.

Fleug, feuchter Zephyr, aus, fleug, wie nach deiner Floren
Du itzt noch pflegst zu thun. Such meinen Aufenthalt,
Ob er bey deinem ist, durch diesen Tannenwald.
Such! wie du deine hast, so hab ich sie verloren.
Such sie, und sag ihr das in ihre leise Ohren:
Dort ist er, der dich wünscht, du göttliche Gestalt:
Dort ist er, der dich hofft. Erfreust du ihn nicht bald,
So hat er seinen Ort zum Grabe schon erkohren.
Nimm sie, so bald sie will, in deinen Blumenschooß,
Daß keine trübe Luft auf meine Schönheit stoß'
Und hülle sie in dich, und laß' es niemand wissen.

Hier wart' ich meine Post, ich warte mit Begier,
Dich bald zu nehmen an mit tausend Göttern hier;
Sie, meiner Augen Trost, mit hundert tausend Küssen

Eine Reihe späterer Dichter übergeht man am besten mit Stillschweigen. Es ist genug ihre Tendenz im Allgemeinen geschildert zu haben *k*). Den Geist jedes Einzelnen darzustellen ist oft unmöglich, weil sie dessen gänzlich ermangeln, oder ein in hohem Grade undankbares Geschäfte, weil man überall auf Verkehrtheiten stößt und immer auf die nähmlichen zurückkommen muß. Erst an der Schwelle des siebenzehnten Jahrhunderts begegnen uns noch zwey Dichter aus der opitzischen Schule, die Achtung verdienen, Wernicke und Drollinger; doch gehört der letztere schon mehr dem achtzehnten Jahrhundert an.

Christian Wernicke, von dessen Lebensumständen nicht viel mehr bekannt ist, als daß er im Jahre 1685 zu Kiel studierte, dann durch Holland, England und Frankreich reiste, und zu Hamburg, wo er seinen Wohnort aufgeschlagen zu haben scheint, mit dem damahligen Operndichter, dem hoch-

k) Man vergleiche, was über diese im ersten Theile des Nachträge S. 240. u. f. gesagt worden ist.

hochtrabenden Postel, in Streitigkeiten gerieth, weil er ihn und den verkehrten Geschmack jener Zeit angriff, lag, wie Logau, vergessen und unbeachtet, als zuerst Bodmer sein Andenken weckte, und später Ramler es wieder erneuerte *l*). Er schrieb, außer einigen unbedeutenden Eklogen und einem kleinen komischen Heldengedichte auf den eben genannten Postel, zehn Bücher Ueberschriften, (oder Sinngedichte,) welche aus Sittensprüchen und Epigrammen bestehn und von ihm selbst mit oft witzigen, oft scharfsinnigen Anmerkungen erläutert werden. Wenn Wernicke lehrt, so lehrt er stets mit Nachdruck und Ernst, und wenn er die Thoren angreift, so geht er mehr darauf aus, sie zu züchtigen und zu strafen, als dem Spotte und Gelächter preis zu geben. Man kann ihm mit Recht nachrühmen, daß er ein gelehrter, an Erfindungen reicher und in Wendungen glücklicher Dichter ist, aber man darf ihm mit eben so viel Recht vorwerfen, daß er den Gedanken nicht immer den Worten zu unterwerfen weiß, daß er oft undeutlich wird, und es noch öfter seyn würde, wenn seine Anmerkungen den Leser nicht zurecht wiesen, endlich daß er seinen Vorgänger Logau zwar an Würde, Scharfsinn und Beobachtungsgeist übertrifft, aber ihm in der Geschmeidigkeit der Sprache und leichten Handhabung des Reims nachsteht.

l) Man sehe die genauern Angaben am angez. O. S. 250.

In Karl Friedrich Drollingers Gedichten m) erscheint unsre Sprache in aller der Reinheit, Zierlichkeit, Klarheit und Harmonie, die sie, seit Neukirch den Ton angab, unter den Händen, obgleich meistens gedankenleerer und wässeriger, doch sorgfältiger und geglätteter Dichter erlangt hatte. Wäre dieß jedoch Drollingers einziges Verdienst, (und leider können mehrere seiner Versuche auf kein höheres Anspruch machen;) so wäre keine Ursache abzusehn, warum man ihn gerade aus der Menge herausheben und allein oder vorzüglich nennen sollte. Sein eigentlicher Ruhm gründet sich auf nicht mehr, als auf drey Oden, überschrieben Lob der Gottheit, Unsterblichkeit der Seele und göttliche Fürsehung; aber auf drey wahre Oden. Man kann dreist behaupten, daß der starke, männliche, volle, sich immer gleiche Ton, wie er in diesen Oden herrscht, unserer Sprache vor Hallern völlig fremd war, und daß Strophen in ihnen vorkommen, deren sich Uz nicht geschämt, sondern die er als seiner vollkommen würdig erkannt haben würde.

m) Spreng, Professor zu Basel, hat sie gesammelt, und zu Frankfurt am Main 1745 herausgegeben. Der vorangeschickten Gedächtnißrede zu folge, ward Drollinger den 26. December 1688 zu Durlach geboren und starb als Badendurlachischer Hofrath und Archivarius den 1. Jun. 1742.

Apollonius, der Rhodier.

(Er war aus Alexandrien gebürtig und lehrte eine Zeitlang zu Rhodus, wo er das Bürgerrecht erhielt, die Rhetorik, kehrte aber von dannen in seine Vaterstadt zurück, und ward, nach Eratosthenes Tode, Vorsteher der berühmten alexandrinischen Bibliothek *a*). Seine Blüthe fällt in die Regierung des Ptolemäus Evergetes, nach Saxius Ol. 146. 1.)

„Denken wir uns, sagt der scharfsinnige Longin *b*), einen durchaus reinen und fehlerfreyen Schriftsteller. Wird es dann nicht der Mühe werth seyn, zu untersuchen, ob in Gedichten und Reden Größe, mit einigen Flecken gepaart, oder eine richtige Mittelmäßigkeit, die nie gegen die gesunde Vernunft und den guten Geschmack verstößt, den Vorzug verdiene? nicht minder, ob in den redenden

M 2

a) Man vergl. Fabricii Bibl. Gr. Tom. IV, p. 262. Ed. Harles.

b) De Sublimitate, c. 33.

Künsten die Menge oder die Größe der Schönheiten über den Vorrang entscheiden solle? Ich weiß, Schriftsteller von ausgezeichneten Talenten sind selten ganz fehlerlos, — denn die größte Genauigkeit in allem verräth etwas Kleinliches, und vortrefliche Köpfe dürfen sich schon, wie reiche Leute, einige Sorglosigkeiten erlauben, — aber daraus folgt keinesweges, daß schwache und mittelmäßige Naturen, weil sie sich keiner Gefahr aussetzen und keinen hohen Flug wagen, gemeiniglich vor Verirrungen und Fehltritten sicher sind, vorzügliche hingegen, eben wegen ihrer Sorglosigkeit, fallen müssen. Eben so wenig ist es mir unbekannt, daß in menschlichen Werken das Schlechte immer am ersten bemerkt wird, und das Andenken an das Fehlerhafte unauslöschlich dauert, die Erinnerung an das Schöne aber geschwind vorübergeht. Ich selbst habe im Homer und in andern Schriftstellern, die größten nicht ausgenommen, mannigfaltige Fehler bemerkt, und freue mich ihrer gar nicht: allein ich halte diese Fehler nicht sowohl für willkührlich, als für Versehen, deren sie sich aus Sorglosigkeit und Unachtsamkeit, wie das großen Naturen zu begegnen pflegt, schuldig machten, und bin darum immer der Meinung, daß ihre überwiegenden Schönheiten, wenn selbige gleich nicht überall hervortreten, ihnen doch jederzeit den obersten Rang zusichern, und wäre es auch allein wegen der Geistesgröße, die sie verrathen. Apol-

lonius, der Sänger der Argonauten, strauchelt nirgends. Allein wer wollte darum lieber Apollonius seyn, als Homer?« — Apollonius ein Dichter, der niemahls strauchelt, und gleichwohl mit dem oft strauchelnden Homer nicht zu vergleichen! Was vermochte den griechischen Kunstrichter zu diesem Urtheile, und wie und wodurch wird es gerechtfertigt? Das Gedicht, die Argonautika, das er vor Augen hatte, ist glücklicher Weise erhalten worden, und verdient eine desto umständlichere Würdigung, da es sich nicht allein durch seinen Umfang vor vielen andern auszeichnet, sondern auch der Verfasser desselben gewisser Maßen als der Repräsentant seines Zeitalters angesehn werden darf. Was es darstellt, lehrt zwar die Aufschrift; und der Inhalt jedes einzelnen Buches läßt sich ebenfalls in wenige Worte zusammenfassen. Die beyden ersten enthalten die Hinreise und Ankunft der Argonauten in Kolchis, das dritte schildert die Eroberung des goldnen Bließes, des Gegenstandes der Unternehmung, und das vierte erzählt die Abenteuer, die ihnen auf der Heimkehr begegneten. Aber diese kurze und allgemeine Andeutung dürfte für die Wenigsten, (denn noch gehört Apollonius zu den selten gelesenen Dichtern,) hinreichend seyn. Eine ausführliche und ins Einzelne gehende Anzeige des Inhalts der Argonautiken scheint der Betrachtung derselben vorausgeschickt werden zu müssen. Ich werde hierbey vorzüglich

dem neuesten und verdienten Herausgeber des Gedichts folgen.

Erstes Buch. Ein Orakel, so beginnt, nach einer kurzen Anrufung an die Musen, der Dichter, hatte den König Pelias gewarnt, sich vor dem Manne zu hüten, der, nur mit einem Schuhe angethan, vor ihn treten würde. Einst, als er ein Opfer brachte, erschien Jason, der der Feyerlichkeit beywohnen wollte und beym Durchwaden des Flusses Anaurus um einen Schuh gekommen war, ohne seinen Verlust zu ersetzen, vor ihm, und Pelias, des Göttersprüches eingedenk, befahl ihm sogleich, einen Zug über die See zu unternehmen, um sich seiner auf diese Art zu entledigen. (1—17.) »Da schon mehrere Dichter, sagt Apollonius, den Bau der Argo geschildert haben, so gehe ich, ohne weitern Verzug, zur Geschichte selbst über, und nenne zuvörderst die Helden, die sich zu der Seereise verbanden.« (—23.) Es sind derer, den Jason ungerechnet, drey und funfzig, die sämmtlich nach Geschlecht und Schicksalen bezeichnet werden. (—233.) Alle versammeln sich unter einem großen Zulaufe des Volkes und unter den lauten Klagen der Alcimede, der Mutter Jasons, in dem Hafen Pagasä, und erwählen daselbst den genannten Helden, weil Herkules die Ehre ausschlägt, zu ihrem Führer. (—348.) Auf Befehl desselben, wird das Schiff

vom Stapel gelassen, mit allem Zubehör versehen, dem Tiphys das Steuerruder anvertraut und dem Apoll ein Opfer gebracht, aus dessen Flammen Idmon seinen Gefährten eine glückliche Heimkunft weissagt. (— 447.) Gegen Abend schmausen die Jünglinge und freuen sich. Jason allein ist ernst und stille, und wird hierüber von Idas in Anspruch genommen. Idmon setzt sich der Prahlerey des Idas entgegen, und beyde gerathen in einen Wortwechsel, den Jason beyzulegen sucht. (—494.) Orpheus singt in seine Cither die Entwickelung des Chaos und die Thaten der Götter; und die Argonauten, nachdem sie sich durch Gastmahl und Gesang ergetzt haben, legen sich an dem Ufer schlafen. (— 518.) Mit dem Anbruche des Morgens begiebt sich jeder an seine Stelle, und bewegt nach Orpheus Gesang das Ruder. (— 546.) Alle Götter und Göttinnen staunen das Werk Minervens und die es lenken an; (— 552.) Chiron eilt an das Ufer, ihnen eine glückliche Schifffahrt zu wünschen, und die Helden, die Orpheus durch ein Loblied auf Dianen unterhält, erreichen das Vorgebirge Tisäum. (—579.) Nach einer Reise von etlichen Tagen gelangen sie zu der Insel Lemnus, (—608.) woselbst die Weiber, ein Jahr zuvor, alle Männer getödtet und nur Hypsipyle sich ihres Vaters Thoas erbarmt hatte. (— 632.) Als daher die Lemnierinnen die Argo erblicken, so glauben sie, daß Thracier, zur Bestrafung des be-

gangenen Mordes, heranrücken, und waffnen sich: allein ein Herold, von den Argonauten gesandt, beruhiget sie, (— 652.) und man beschließt die Fremdlinge nicht nur zu beschenken, sondern sogar in die Stadt aufzunehmen, und läßt sie durch Iphinoe einladen. (— 716.) Hierauf schmückt sich Jason mit einem schön gestickten Gewande, der Arbeit Minervens, (— 768.) und besucht Hypsipylen, welche ihn, den an den Männern begangenen Mord verschweigend, durch eine schlau-ersonnene Erzählung täuscht, und ihn auffordert, sich mit seinen Gefährten auf dem Eylande niederzulassen. (— 833.) Der Erfolg dieser Unterredung ist, daß Jason und seine Begleiter, mit Ausschluß des Herkules, der freywillig zur Bewachung des Schiffes zurückbleibt, in die Stadt einkehren und sich hier der Freude und Liebe so ganz überlassen, (— 856.) daß sie, nur nach einer ernsten Ermahnung des Herkules, sich losreißen, (— 909.) und nach der Insel der Atlantide Elektra abfahren, wo sie, um sicherer der Gefahr des Meeres zu trotzen, sich, auf Orpheus Rath, in heilige Geheimnisse einweihen lassen. (— 921.) Von der genannten Insel verfolgen sie ihren Weg durch den Hellespont, nach einer andern, im Propontis gelegenen und von den Dolionen bewohnten, Nahmens Cyzikus, (— 960.) deren Volk und König sie gastfreundlich aufnehmen, und über die Städte und Busen des zu befahrenden Meeres

unterrichten. (— 984.) Aber als sie absegeln wollen, werden sie zuerst von den Giganten, die die Berge der Insel bewohnen, angegriffen, (— 1011.) und, als sie, nach Erlegung derselben, wirklich absegeln, durch einen Sturm an das Ufer zurückgeworfen, und in der Dunkelheit und, ohne daß sie das geringste ahnden, mit den Dolionen und ihrem Könige selbst, der seine Feinde, die Makrienser, zu bekriegen glaubt, in eine Schlacht verwickelt, die ihm und einem großen Theile seines Volkes das Leben kostet (— 1052.) und, da der Morgen den Irrthum enthüllt, ein allgemeines Trauern verursacht. (— 1077.) Auch die folgenden Tage dauern die Stürme fort und halten die Argonauten zurück. (— 1080.) Erst am dreyzehnten früh vergönnt ihnen, nachdem sie vorher der Cybele ein Opfer gebracht haben, ein günstiger Wind die Segel aufzuspannen und führt sie nach Cius in das Gebiet der Mysier. Hier steigen sie aus und thun sich gütlich, und Herkules, der unterwegs sein Ruder zerbrochen hat, geht in einen Wald, um eine Tanne zu diesem Behufe auszureißen. (— 1206.) Mittlerweile sucht Hylas, der Gefährte des Herkules, eine Quelle auf, um Wasser zu schöpfen, (— 1220.) und wird von der Nymphe der Quelle, die sich in ihn verliebt, hinabgezogen. (— 1239.) Der Argonaute Polyphem hört ihn schreyen, sucht ihn vergebens, und hinterbringt den Verlust dem zurückkehrenden Herku-

les, (— 1260.) der wüthend nach dem Knaben umherläuft. (— 1272.) Mit Tages Anbruch segeln die Helden weiter, ohne zu bemerken, daß Herkules und Polyphem ihnen nicht folgen. Telamon dringt darauf, daß man umkehren solle. Die Söhne des Boreas widersetzen sich, und es entsteht ein heftiger Wortwechsel. (— 1309.) Endlich erscheint der Seegott Glaukus und belehrt sie, es sey einmahl in dem Schicksale beschlossen, daß Herkules zu Argos wirken, Polyphem in Mysien umkommen und Hylas bey der Nymphe leben solle. (— 1325.) Telamon bittet den Jason um Verzeihung, (— 1343.) die Cianer versprechen dem Herkules, den Hylas unaufhörlich zu suchen, (— 1356.) und die Argonauten landen an dem Ufer der Bebryker. (— 1362.)

Zweytes Buch. Hier stellt sich ihnen Amykus, der König des Volkes, der alle Fremden zum Faustkampfe zu zwingen pflegte, entgegen, und fodert sie auf sich mit ihm zu messen. (1 — 18.) Pollux nimmt die Ausfoderung an und ist so glücklich ihn zu erlegen. (— 97.) Auch die Bebryker, die ihres Königes Mord zu rächen suchen, werden geschlagen und zerstreut, (— 154.) und die Argonauten segeln, nachdem sie die Nacht in Schmaus und Gesang zugebracht haben, (— 163.) den andern Tag durch den thracischen Bosporus und landen an der, Bithynien gegen über liegenden, Küste. (— 177.)

An dieser wohnt Phineus, den Jupiter, wegen des Mißbrauchs der ihm beywohnenden Weissagungsgabe, des Gesichts beraubt und der Verfolgung der Harpyien preis gegeben hat. (— 193.) Kaum erfährt er also die Ankunft der Argonauten, so beschwört er sie, den ihm ertheilten Orakelspruch zu erfüllen, und ihn von den Ungeheuern zu befreyen. (— 240.) Die geflügelten Söhne des Boreas erheben sich hierauf und verfolgen die Harpyien bis zu den strophadischen Inseln, (— 300.) indeß Phineus die übrigen Argonauten bewirthet und ihnen manche nützliche Reisenachrichten ertheilt. (— 425.) Nach der Rückkehr der Boreaden wird dem Apoll ein Opfer gebracht; (— 497.) das Schiff selbst aber muß, weil die Etesien, deren Ursprung bey der Gelegenheit (500 — 528.) eingeschaltet wird, zu wehen anfangen, noch vierzig Tage verweilen. (— 536.) Endlich, nachdem der Wind sich geändert hat, stoßen die Argonauten vom Lande und gelangen zu den cyanischen Klippen, denen sie, unter dem Beystande Minervens, und nicht ohne große Gefahr entrinnen. (— 606.) Tiphys, der Steuermann, sowohl, als die übrigen Reisegenossen, schöpfen, nach diesem glücklich überstandenen Abenteuer, neuen Muth und beleben, durch die Beweise ihres Zutrauens, auch den Jason mit stärkerer Zuversicht. (— 649.) Von itzt an segeln die Argonauten immer längs der Südküste des euxinischen Meeres morgenwärts. Zuerst

erreichen sie die wüste Insel Thynias, wo sie dem ihnen erscheinenden Apoll, ein von Tanz und Gesang begleitetes, Opfer bringen, und von neuem den Bund der Eintracht und wechselseitigen Hülfe beschwören. (— 719.) Sodann wenden sie sich in das Land der Maryandiner. (— 751.) Lykus, der König desselben, der lange Zeit mit dem Amykus in Feindschaft gelebt und dessen Erlegung durch Pollux bereits gehört hatte, nimmt sie willfährig auf, (— 761.) erfährt von Jason ihre bisherigen Schicksale, (— 771.) schildert ihm selbst die Verdienste des Herkules um seinen Vater und giebt ihnen Geschenke und seinen Sohn Dascylus zum Begleiter. (— 814.) Während des Aufenthalts an dieser Küste, sterben Idmon, der Wahrsager, (— 850.) und Tiphys, der Steuermann, (— 860.) dessen Amt Ancäus übernimmt. (— 898.) Von dem Gebiethe der Maryandiner aus segeln die Argonauten, nach einer Ruhe von zwölf Tagen, vor mehrern merkwürdigen Oertern vorüber, (— 961.) und erreichen die Mündung des Thermodon in dem Lande der kriegerischen Amazonen, (— 984.) die sich zu einem Angriffe zusammenziehen, aber, weil während der Zeit ein günstiger Wind das Schiff davon führt, zu spät kommen. (— 1000.) Weiterhin berühren sie die Küsten mehrerer wilden Völker, deren Sitten kürzlich geschildert werden (— 1030.) und landen, nach Phineus Rath, an der Mars-Insel, dem

Wohnorte streitbarer Vögel, (— 1046.) deren Angriff sie durch ihr Geschrey und das Zusammenschlagen ihrer Schilde und Speere abwenden. (— 1090.) Auf der Insel selbst findet Jason seine Verwandten, die Söhne des Phrixus, die, als sie auf einem kolchischen Fahrzeuge abgesegelt waren, um ihr väterliches Vermögen aus Orchomenus zu holen, sich aus einem Schiffbruche hieher geflüchtet hatten, (— 1167.) und beredet sie an seinem Zuge Theil zu nehmen. (— 1225.) Von der Mars-Insel, wo sie nur einen Tag bleiben, kommen sie zu der Insel Philyräis, berühmt durch die Liebe und Verwandlung der Philyra, der Mutter Chirons, (— 1241.) steuern an den Ufern mehrerer Völkerschaften vorbey, (— 1245.) sehen die Gipfel des Kaukasus und vernehmen die Seufzer des dort angeschmiedeten Prometheus, (— 1259.) und laufen endlich in den kolchischen Fluß Phasis, den Ort ihrer Bestimmung, ein. (— 1285.)

Drittes Buch. Nach der Ankunft Jasons in Kolchis, überlegen Juno und Minerva, wie sie ihren Lieblingen thätigen Beystand leisten wollen, (1 — 24.) und vereinigen sich, die Venus anzusprechen und durch die Mutter den Sohn zu überreden, Medeen, der Tochter des kolchischen Königs, Aeetes, Liebe für Jason einzuflößen. (— 35.) Nach einigen Bedenklichkeiten, unterzieht sich Ve-

nus des Geschäftes, und Amor tritt seine Reise, mit Köcher und Bogen bewaffnet, an. (— 166.) Mittlerweile berathschlagen sich auch die Helden über die Ausführung ihres Unternehmens und kommen überein, den Jason selbst, nebst den Söhnen des Phrixus und zwey andern Gefährten, an den Aeetes zu senden und die Auslieferung des goldnen Vließes zu fodern. (— 198.) Diese machen sich sogleich auf den Weg, und erreichen, von Juno in eine Wolke gehüllt, ungesehn, die Burg des Aeetes, (— 246.) wo sie zuerst von Medeen und ihrer Schwester Chalciope, (— 268.) und sodann von Aeetes und seiner Gemahlin Idyia empfangen werden, (— 274.) und Amor der Gelegenheit wahrnimmt und Medeen für Jason entzündet. (— 298.) Nach der Mahlzeit befragt Aeetes seine Enkel, (die Söhne des Phrixus und der Chalciope,) über die Ursache ihrer Rückkehr und die Absicht der fremden Ankömmlinge, (— 316.) und wird nicht wenig aufgebracht, als ihm Argus die letztere entdeckt, und nur mit Mühe durch Jasons Erklärung besänftigt. (— 395.) Endlich, nachdem er lange mit sich zu Rathe gegangen ist, eröffnet er dem Helden, daß er, um das goldene Vließ zu besitzen, mit feuerspeyenden Stieren ein Feld pflügen, Drachenzähne hineinsäen, und die daraus emporkeimenden Männer erlegen müsse. (— 421.) Jason erschrickt, nimmt aber die Bedingungen an (— 438.) und

kehrt, während Medea im Stillen sein Schicksal bejammert, mit dem Argus, dem einen Sohne des Phrixus und seinen beyden Gefährten, zu dem Schiffe zurück. (— 471.) Als er daselbst anlangt, legt er seinen Begleitern die Bedingungen des Aeetes vor und findet mehrere sogleich entschlossen, die Gefahr mit ihm zu theilen: (— 520.) allein Argus schlägt ihm vor, zuvörderst, durch seine Mutter Chalciope, die der Zauberey kundige Medea auszuforschen, ob sie vielleicht hülfreiche Hand leisten wolle, (— 539.) und da sowohl die Augurien, als auch die Ermahnung des Phineus, sich mit der Venus zu vereinigen, dem gegebenen Rathe entsprechen, (— 555.) und Niemand, als Idas, dagegen eifert, (565.) so wird Argus unverzüglich in die Stadt zurück gesandt und das Schiff an das Land gezogen. (— 575.) Aeetes ist so eben beschäftigt, seinen Kolchern Gehorsam gegen sich und Aufmerksamkeit auf die Fremden zu empfehlen, (— 608.) als Argus eintrifft und seine Mutter ermuntert, Medeen für Jason zu gewinnen. Aber, bey dieser hat die Liebe bereits jeder Auffoderung vorgearbeitet. Träume von Jason haben sie die Nacht durch beunruhigt, (— 630.) und nur die Schaam hält sie zurück, sich ihrer Schwester zu entdecken. (— 664.) Eine Sklavinn, die ihre Thränen bemerkt, thut es an ihrer Stelle, (— 673.) und Chalciope säumt nicht, herbeyzueilen und Medeen um die Ur-

sache ihrer Betrübniß und Unruhe zu befragen. Da Medea einzig für die Söhne ihrer Schwester bekümmert zu seyn vorgiebt, (— 654.) so empfiehlt ihr Chalciope zuerst diese (— 717.) und dann den griechischen Helden selbst, und erhält leicht eine zusagende Antwort. (— 738.) Die Nacht darauf erneuert sich der Kampf in Medeens Brust heftiger, als zuvor. Die widerstrebendsten Leidenschaften zerreißen sie abwechselnd und foltern sie so gewaltig, daß sie sogar Gift zu nehmen beschließt. Endlich erscheint die erwünschte Morgenröthe und beruhiget sie durch die Thätigkeit, zu welcher sie auffodert. (— 823.) Schön geschmückt und mit einer unverwundbar machenden Salbe versehen, fährt sie sogleich in den Tempel der Hekate, (— 889.) entdeckt den Sklavinnen, die ihr folgen, daß sie entschlossen sey, dem Jason beyzustehen, und befiehlt ihnen, wenn er erscheine, sich zu entfernen. (— 911.) Nicht lange, so geleiten Argus und Mopsus den Jason zu dem Tempel der Göttin, (— 925.) und lassen ihn daselbst, auf Befehl einer von der Juno gesandten Krähe, mit Medeen allein. (— 965.) Hier bietet der junge Held zuvörderst seine ganze Beredtsamkeit auf, um die beschämte und furchtsame Schöne zu brruhigen, und spricht sie sodann dringend um Beystand an, (— 1007.) und sie, die kaum weiß, was sie antworten soll, giebt ihm die Salbe, belehrt ihn, wie er sie anwenden

und

und überhaupt das ganze Geschäft betreiben solle, (— 1061.) klagt, daß er sie verlassen werde, ermahnt ihn, ihrer nie zu vergessen, und befragt ihn um Vaterland, Aeltern und Freunde. (— 1075.) Jason ertheilt ihr hierauf Nachricht von seinem Geschlechte (— 1101.) und gelobt ihr, sie mit sich nach Griechenland zu führen und als Gattin zu lieben. (— 1130.) Beyde scheiden vergnügt, und Jason hinterbringt den Seinigen die Rathschläge der Schönen. (— 1170.) Den folgenden Tag erhalten die Argonauten von Aeetes die zu säenden Drachenzähne. (— 1190.) Jason reiniget sich und opfert, wie ihm Medea befohlen hat, (— 1223.) stählt und stärkt sich mit der erhaltenen Salbe und schifft mit seinen Gefährten dem Kampfplatze zu, wo die Kolcher und ihr König bereits angelangt sind. (— 1278.) Itzt beginnt die gefahrvolle Arbeit. Aus einem unterirdischen Stalle holt er stößige feuerspeyende Stiere, spannt sie, ohne daß sie ihn mit ihren Hörnern verwunden, oder durch ihre Flammenströme schaden, ans Joch, (— 1305.) pflügt mit ihnen die Erde und säet die Zähne, (— 1339.) und begiebt sich, nachdem er die Stiere wieder abgespannt hat, zu seinem Schiffe, um sich ein wenig zu erholen. (— 1354.) Mittlerweile keimen gewaffnete Männer im Felde empor. (— 1363.) Aber Jason, Medeens Rath eingedenk, wirft einen ungeheuren Feldstein unter sie, der die Wirkung hervor-

bringt, daß sie auf einander losgehn, sich größtentheils selbst umbringen und die übrig bleibenden, eine leichte Beute, unter dem Schwerte des Helden fallen. (— 1403.) Aeetes kehrt trostlos in die Stadt zurück. (— 1407.)

Viertes Buch. Nach dem glücklichen Erfolge der Unternehmung Jasons fängt Medea, durch die Einwirkung der Juno, zu fürchten an, daß ihr Vater ihren Antheil an dem Ausgange des Kampfes argwohnen und sie zur Rechenschaft fodern möge, (1.— 19.) und flüchtet ungesäumt aus dem väterlichen Hause zu dem Schiffe der Griechen. (— 75.) Hier verspricht sie, den Drachen, der das goldne Vließ bewahre, einzuschläfern, (— 91.) erhält von Jason die eidliche Versicherung, daß er sie mit sich nach Griechenland nehmen wolle, und segelt, nachdem sie, noch vor Anbruch des Tages, ihre Zusage erfüllt, und ihn zum Besitzer des goldnen Vließes gemacht hat, davon. (— 211.) Am dritten Tage erreichen sie, verfolgt von den Kolchern, Paphlagonien (— 252.) und wenden sich, eingedenk der Warnung des Phineus, der ihnen auf einem andern Wege nach Griechenland zurückzukehren geboth, nördlich nach der Mündung des Isters, (— 302.) während ein Theil der Kolcher durch die cyanischen Klippen, südlich, steuert, und der andere, unter der Anführung des Absyrtus, des Bruders Medeens,

durch eine zweyte Mündung des Isters segelt und, als die Argonauten durch den südlichen Arm des Stroms in das adriatische Meer einlaufen, sie daselbst erwartet und anzufallen droht. (— 337.) Nach einer vorhergegangenen hinterlistigen Verabredung zwischen Jason und Medeen, wird die Sache dahin vermittelt, daß jener das goldene Vließ behalten, und diese auf die Dianen-Insel ausgesetzt werden soll. (— 451.) Aber kaum ist sie daselbst angelangt, so ermordet Jason den Absyrtus, der ihr mit einigen von seinen Gefährten nachgefolgt ist, (— 492.) und steuert sofort, nachdem er Medeen wieder eingenommen hat, nach der Insel Elektris, am Ausflusse des Eridanus, und von hier aus tiefer hinab nach Corcyra, während die übrigen Kolcher, durch Blitze und die Furcht vor Aeetes geschreckt, sich auf den Inseln des adriatischen Meeres, in der Nähe Illyriens, niederlassen. (— 575.) Mittlerweile macht Juno die Entdeckung, Jupiter habe, durch Absyrtus Ermordung aufgebracht, den Entschluß gefaßt, daß die Argonauten, um sich von ihrer Blutschuld reinigen zu lassen, an der Insel der Circe landen, vorher aber noch viele Leiden bestehen sollten, und erregt zu dem Ende einen Sturm, der die Helden an die Insel Elektris zurückwirft. (— 580.) Hier vernehmen sie von dem Schiffskiele, dem Minerva die Gabe der Rede verliehen hat, das ihnen bestimmte Schicksal und treten eine neue und

gefahrvolle Reise an: (— 591.) denn, nachdem sie in den Busen des Eridanus eingelaufen sind, kommen sie in den Rhodan, den jener aufnimmt, aus dem Rhodan in die Sümpfe des Celtenlandes, (— 642.) aus diesen, nachdem sie eine Menge unbekannter Völker vorbeygesegelt sind, an die stöchadischen Eylande c), und endlich an die Insel der Circe, (— 661.) welche die Sühne vollzieht (— 717.) und Medeen, nachdem sie ihre Geschichte gehört hat, sie sogleich zu verlassen auffordert. (— 752.) Von der Circe-Insel wenden sich die Argonauten weiter nach Süden, entrinnen, mit Hülfe der Thetis und des Aeolus, die Juno gewonnen hat, (— 879.) den Sirenen (— 919.) und den übrigen Gefahren des sicilischen Gewässers, (— 979.) und landen endlich in Phäacien, bey dem Könige Alcinous. (— 1000.) Aber hier stößt Medea auf diejenigen Kolcher, die ihren Weg durch die cyanischen Inseln genommen hatten, und vereitelt, nur durch die Freundschaft Aretens, der Gemahlin des Alcinous, und durch ihre in Eile vollzogene eheliche Verbindung mit Jason, die Ansprüche, die ihre Verfolger, wegen ihrer Auslieferung, an diesen machen. (— 1216.) Am siebenten Tage verlas-

c) Man vergl. über diesen sonderbaren Weg, den übrigens nicht Apollonius zuerst, sondern frühere Dichter schon die Argonauten nehmen lassen, Mannerts Geographie. B. IV. S. 44.

sen die Abenteurer Phäacien und sehen bereits die peloponnesische Küste vor sich, als sie plötzlich durch einen Sturm in die libyschen Syrten geschleudert werden, von wannen den Schiffenden keine Rückkehr gestattet ist. (— 1243.) Aus diesem durchaus hülflosen Zustande rettet sie der dunkle, aber durch Peleus richtig enträthselte Ausspruch der Schutzgöttinnen Libyens, die dem Jason erscheinen. (— 1380.) Ihm folgsam, tragen sie die Argo, zwölf Tage lang, auf ihren Schultern durch die Wüste und erreichen zuletzt den tritonischen See, (— 1392.) wo sie, von dem heftigsten Durste übermannt, durch eine der Hesperiden, denen Herkules, den Tag vorher, die goldenen Aepfel entrissen hat, zu einer Quelle gewiesen werden, (— 1456.) auch den Herkules von weitem erblicken, ohne ihn jedoch erreichen zu können, (— 1484.) und zwey von ihren Gefährten, den Kanthus durch Gewalt, und den Mopsus durch einen Schlangenbiß verlieren. (— 1537.) Aus dem genannten See, dessen Bewohner Triton, durch Geschenke und Opfer versöhnt, ihnen den Weg anzeigt, und dem Euphemus eine Erdscholle als Gastgeschenk anbiethet, (— 1619.) schiffen sie in das offne Meer, und erreichen in wenigen Tagen Kreta, wo sie, nachdem Medea den nur an einem Orte verwundbaren Talus, den Hüter der Insel, der ihnen die Landung verwehret, durch ihren Zauber gebändiget hat, eine Nacht zubringen und Miner-

ven am andern Morgen einen Tempel errichten. (— 1691.) Von Kreta aus segeln sie durch eine pechschwarze Finsterniß, die Phoebus endlich auf Jasons Bitte zerstreut, zu der sporadischen Insel Anaphe, (— 1730.) von dieser Insel, ohnfern welcher Euphemus, auf Veranlassung eines Traums, die vom Triton erhaltene Erdscholle in das Meer wirft, und das Eyland Kalliste, den Wohnsitz seiner Nachkommen, hervorsteigen sieht, nach Aegina, (— 1764.) und von hier aus, ohne weitere Unfälle, in den thessalischen Hafen Pagasä. (— 1781.)

Ich hoffe, dieser Auszug wird auslangen, um die Argonautika nicht bloß im Allgemeinen, sondern auch nach ihren einzelnen Bestandtheilen kennen zu lernen. Gehen wir von ihnen zur Anordnung des Gedichtes und deren Beurtheilung über, so eröffnet sich ein doppelter Gesichtspunkt. Man kann fragen, was ist Apollonius Plan an sich, und was ist er, in Vergleichung mit dem Plane einer Ilias und Odyssee, werth. Ich will von der letztern Frage, als der näher liegenden und leichter zu erörternden, ausgehn. Gesetzt auch, daß ursprünglich weder die Ilias noch die Odyssee ein zusammenhängendes Ganzes ausmachten, so kann doch dieser Umstand die gedachte Rücksicht nicht aufheben oder ihre Beachtung unnöthig machen. Seit dem Aristoteles war man gewohnt, in beyden Gedichten das Gesetz

der Einheit ausgedrückt und beobachtet zu finden, und nach einem andern Grundsatze urtheilten sicher auch Apollonius und Longin nicht.

Wenn der eben genannte Kunstrichter, bey seinem oben erwähnten Ausspruche über die Argonautika, auch die Zusammensetzung derselben vor Augen hatte, und sie von der Seite mit dem homerischen Gedichte verglich, so ist sein Urtheil unstreitig so gegründet, wie irgend eines. Der Plan der Ilias und Odyssee mag der Kritik noch so viel Blößen geben, — so wie wir beyde Werke itzt lesen, verräth ihre Ordnung einen Geist, der sich auszeichnet und auf Größe und Erhabenheit Anspruch macht. Homer erscheint schon in seinen Entwürfen als ein von seinem Gegenstande begeisterter und durchdrungener Dichter, Apollonius dagegen ist nirgends mehr, als ein Erzähler, der sich begnügt, seine Leser ans Ziel zu bringen, gleich viel, ob auf einem leichten oder beschwerlichen, auf einem unterhaltenden oder langweiligen Wege. Wie ganz anders verhalten sich die Herumirrungen des Ulysses, (denn die Odyssee ist es eigentlich, die bey dieser Zusammenstellung in Betrachtung kommt,) gegen die Irrsale der Argonauten! Jene nehmen zwar ebenfalls einen großen Theil des homerischen Gedichts ein: aber sie sind ihm, als Episoden, einverleibt und der eigentlichen Handlung ganz und glücklich untergeord-

net; diese hingegen lassen es zweifelhaft, ob ihre Erzählung oder die Eroberung des goldnen Vließes der wahre Zweck des Gedichts sey: so sehr verliert sich die Unternehmung in die Abenteuer der Helden und ihrer Reise. Ulyß, nachdem wir alle seine Wanderungen und ausgestandenen Leiden kennen, hat unsere Wißbegierde so wenig gesättigt, daß wir vielmehr itzt erst anfangen, recht lebhaft für ihn zu empfinden und zu wünschen; die Argonauten, nachdem sie ihren Schatz erbeutet haben, müssen freylich mit ihm nach Hause kehren. Aber die Absicht ihrer Reise ist erfüllt und die Handlung folglich geendigt. Kein Leser erwartet, nachdem er schon zwey Bücher Sturm und Gefahr bestanden hat, eine neue Reihe von Abenteuern, oder vermag dem Dichter, wenn dieser den abgerissenen Faden wieder aufnimmt, mit Antheil zu folgen, weil er mit Bestimmtheit voraussieht, daß das endliche Ziel, wohin er gelangt, kein anderes ist und seyn kann, als der thessalische Hafen Pagasä, von welchem er mit ihm aussegelte. Bey allem Bestreben, das poetische Interesse von dem Interesse der Neugierde zu trennen, wird er sich nie des Gefühls entschlagen können, daß diese Einfassung der Begebenheiten zur Rechten und Linken, diese doppelte Umgebung der Haupthandlung, von Seiten des Umfangs, wie von Seiten des Einflusses, in einem zu großen Mißverhältnisse gegen die letzte stehe, um für das Erzeugniß einer frey schaffenden

Einbildungskraft und für eine, dem Gesetze der Schönheit entsprechende, Dichtung erkannt zu werden.

Nicht minder groß ist der Abstand zwischen beyden Dichtern, wenn man auf den Gebrauch sieht, den beyde von den, an der Handlung theilnehmenden, höhern Wesen und deren Kräften und Diensten machen. Die beyden Gottheiten, welche den Zug der Argonauten unterstützen, sind Pallas und Juno: aber keine von beyden beweist sich thätig, weil sie durch eine besondere Zuneigung für den Jason geleitet wird, oder, weil ihr Interesse mit dem seinigen und dem Gelingen der Unternehmung verflochten ist. Die Gründe, welche sie zur Theilnahme bewegen, sind eben so zufällig, als unbedeutend. Pallas begünstigt die Argonauten, weil sie die Erbauerin des Schiffes ist, auf dem sie die Reise antreten, und Juno nimmt sich des Führers an, weil Pelias, der ihn sendet, sie bey einem Opfer, das er dem Neptun und andern Göttern brachte, ob aus Vorsatz oder aus Uebereilung, erfährt man nicht einmahl, vergessen oder vernachlässiget hat. Es ist wahr und bekannt genug, daß die Triebfedern, durch welche die homerischen Götter zum Handeln bewogen werden, ebenfalls weder die edelsten noch die wichtigsten sind. Indeß fehlt es ihnen doch nie an einem persönlichen oder an einem leidenschaftlichen Interesse, das ihre Einmischung begreiflich macht,

oder ihre Wirksamkeit begründet. Apollonius dagegen weiß von dem einen so wenig, als von dem andern, und hat es nicht einmal der Mühe werth gefunden, uns über die Bewegungsgründe, von denen geleitet die beyden Göttinnen sich für Jason verwenden, gehörig zu unterrichten: denn daß Pallas die Werkmeisterinn der Argo sey, setzt er, sonderbar genug, als aus andern Dichtern bekannt, voraus, und die Ursache der zwischen dem Pelias und der Juno obwaltenden Feindschaft erwähnt er nur beyläufig und in einem gleichsam wie verloren hingeworfenen Verse *d*). Welchen Gebrauch macht Apollonius überdem von dem Beystande seiner Gottheiten? Beym Homer sind die Götter die Seele seiner Dichtungen, die Kraft, die alles bindet und ordnet. Nichts von Wichtigkeit geschieht ohne sie, und nicht selten überträgt er ihnen, selbst zur Unzeit und bey unbedeutenden Verrichtungen, eine Rolle. Den letztern Fehler hat sich Apollonius vielleicht nicht zu Schulden kommen lassen: aber darum kann er doch keinen Anspruch auf Lob machen. Wenn beym Homer die Götter alles und oft zu viel sind, so sind sie dagegen bey ihm zu wenig. Da sie nicht innig und leidenschaftlich genug in die Handlung verflochten sind, sondern nur zuweilen zu Hülfe gerufen werden, so scheinen sie gewöhnlich auch da, wo sie

d) I. 14.

eintreten, entbehrlich und weniger um des epischen Bedürfnisses, als um des poetischen Herkommens willen herzugerufen. Wenn Pallas vom Himmel heruntersteigt, und mit eigener Hand der Argo durch die cyanischen Klippen hilft, wenn sie und Juno sich gemeinsam an Venus wenden, um Medeen durch Amorn eine unbezwingliche Leidenschaft für Jason einzuflößen, wenn bald nachher Juno einen Vogel abschickt, um dem Argus und Mopsus anzudeuten, daß sie die Unterhaltung der Liebenden durch ihre Gegenwart nicht stören oder erschweren sollen, wenn eben diese Göttin, nachdem Jason die kolchischen Ungeheuer besiegt hat, Medeen eine plötzliche Furcht einjagt, um den Entschluß zur Flucht in ihr zur Reife zu bringen, so kann man, in Hinsicht dieser Fälle, weder behaupten, daß die Dazwischenkunft der Göttinnen zwecklos oder lächerlich sey, noch läugnen, daß Homer seine Götter um weit unbedeutender Angelegenheiten willen bemühe. Gleichwohl machen die Maschinerien der beyden Dichter einen ganz verschiedenen Eindruck. Homer kann, wie gesagt, wegen der zu häufigen und bisweilen unschicklichen Einmischung seiner Götter, Tadel verdienen, allein überhaupt genommen, greifen sie in die Handlung ein und befördern sie. Man ist auf ihre Erscheinung vorbereitet und erwartet selbige, der Anlage des Ganzen gemäß, mit Gewißheit. Apollonius bedient sich der höhern Wesen sparsamer, allein,

wie es scheint, hat er auch da, wo er sich ihrer bedient, keine hinlängliche Veranlassung sie einzuführen. Man ist geneigt zu glauben, daß auch ohne den Zutritt der himmlischen Mächte, die Argo entkommen, Jason Medeen sprechen und diese sich in den jungen Helden verlieben und ihm ihr Vaterland aufopfern könne. Apollonius hat den Antheil der Götter an dem Zuge der Argonauten, von allem Anfange an, zu wenig begründet, um uns in der Folge zu überreden, daß ihre Gegenwart und Einwirkung mehr, als bloße Verzierung, — daß sie nothwendig und wesentlich sey.

Nicht viel besser verhält es sich mit der Rolle, die er dem Führer der Unternehmung zugetheilt hat. Auch Jason ist der Mann nicht, der unsere Bewunderung erregen und unsere Liebe verdienen kann. Um jene zu erwerben, mußte er selbstständiger und größer handeln, und um diese zu gewinnen, in minder entehrenden Lagen erscheinen. Ein kurzer Ueberblick dessen, was er thut, wird entscheiden, ob ihn der Dichter anziehend und bedeutend genug geschildert hat.

Offenbar erweckt schon die Art, wie Jason den Oberbefehl überkömmt, die Erwartung nicht, die Achtung und Zutrauen einflößt. Es ist weder das Ansehn der Geburt, noch der Ruf großer Thaten, was ihm die erste Stelle erwirbt, es ist eigentlich die

Weigerung des Herkules, sich der Führung der Argo zu unterziehen, und der Wunsch dieses Helden, statt seiner, den Jason mit dieser Würde bekleidet zu sehn. Eben so wenig führt der Dichter auf der ganzen Seereise nach Kolchis eine Gelegenheit für den Jason herbey, sich durch irgend ein glänzendes Verdienst und durch Proben von Entschlossenheit, Muth und Tapferkeit über die andern zu erheben. Das einzige, was ihn empfiehlt, ist die ruhige Mäßigung, mit der er einige Mahle die unter seinen Gefährten entstandenen Fehden beylegt, und eigene Beleidigungen verzeiht, übrigens verhält er sich durchgehends leidend, und vergißt sogar, während seines Aufenthalts in Lemnus, in den Armen der schönen Hipsipyle, sich und den Zweck seiner Reise so sehr, daß Herkules bewogen wird, ihn durch einen harten und schimpflichen Verweis an seine Schuldigkeit zu erinnern und zu seiner Pflicht zurückzuführen. Als er hierauf in Kolchis, dem eigentlichen Schauplatze seines Ruhmes, anlangt, hat er das Glück der Tochter des Aeetes, einer allmächtigen Zauberin, zu gefallen, und statt herrlicher Thaten von ihm, sehen wir nichts, als die Wirkungen des mächtigen Zaubers, den seine Geliebte zu seiner Rettung anwendet, und in diesen Wirkungen allen Ruhm und alle Gelegenheit zum Ruhme für ihn untergehn. Nach der Eroberung des goldnen Vließes, eröfnet sich ihm abermahls eine große Aussicht zur

Bestehung wichtiger und ehrenvoller Abenteuer, eine lange und Gefahr drohende Heimreise, aber ohne daß er glänzendere Vorzüge entfaltet, als auf der Hinreise. Die That, bey deren Vollführung er sich am geschäftigsten erweist, ist gerade eine der schwärzesten und weder durch den Zeitgeist noch durch die Umstände zu entschuldigen, — der Mord, den er, in Gemeinschaft mit Medeen, an deren Bruder, Absyrtus, begeht, und dessen Abscheulichkeit der Dichter nicht einmahl zu verhüllen oder auch nur zu mildern Sorge getragen hat. Den übrigen Theil des Wegs sind die Götter allein, oder doch nicht mehr, als seine Gefährten überhaupt, beschäftigt. Selbst die eine sich ihm nochmahls darbiethende Gelegenheit, als Held zu sprechen und zu handeln, — sein Zusammentreffen mit den Kolchern in Phäacien und die Aufforderung dieser, ihnen Medeen auszuliefern, geht verloren. Statt hervorzutreten und seine Braut zu schützen, feyert er, was freylich leichter war, in aller Eile und Stille seine Hochzeit mit ihr, und verpflichtet dadurch den Alcinous und dessen Gemahlin, die Vermählten in ihren Schutz zu nehmen und die Kolcher zurückzuweisen.

Es ist kaum nöthig zu erinnern, daß auch Medea, ungeachtet sie in die Handlung mehr und öfter eingreift, als Jason, darum doch die einzelnen Theile derselben weder zu einem Ganzen verbindet,

noch von Seiten des Charakters den Leser zufriede-
ner stellt, als er. Eine ungestüme Leidenschaft, die
alle Gränzen der Schamhaftigkeit überschreitet und
alle Bande der Pflicht gewaltsam zerreißt, giebt ihr
freylich eine gewisse Größe: aber diese Größe ist kei-
neswegs edel oder erhaben. Sie ist nicht einmahl
schrecklich, wie sie wohl zuweilen auf der Bühne,
wo ihr die Eifersucht zur Folie dient, erscheint; sie
ist im Gegentheil verächtlich und niedrig. Verge-
bens sagen wir uns, daß sie eine Ungriechin war
und im vorhomerischen Zeitalter lebte, vergebens
erzählt der Dichter, daß Juno die heftige Flamme
der Liebe für Jason in ihr entzündet hatte, — so
lange von der Täuschung des Vaters, von der Un-
terstützung des Fremdlings gegen ihn, von der Ent-
wendung des goldnen Vließes, und von der heim-
lichen Flucht aus dem väterlichen Hause die Rede
ist, treten diese Gründe als rechtfertigend oder ent-
schuldigend, ein; aber sie werden für ungültig be-
funden, wenn Absyrtus und seine Gefährten durch
die Schwester und Landsmännin dem Würgeschwer-
te des Griechen überantwortet werden. Mag sie
dann immerhin den Schleyer über ihr Antlitz ziehen
um die Greuelthat nicht zu sehen, der nähmliche
Schleyer wird mit dem Bruderblute bespritzt und
erregt den Schauder der Menschheit! Um wie viel
weiser und edler handelt Homer, der selbst Helenen
so viel Züge von schöner Weiblichkeit leiht, und

wenn er von Klytemnästren reden muß, sie, als die Unholdin ihres Geschlechts mit gerechtem Abscheu verurtheilt!

Solche und ähnliche Ansichten sind es, unter denen uns die Argonautika des Apollonius erscheinen, wenn wir sie als ein Werk betrachten, das eine dichterische Einbildungskraft aus dem rohen Stoffe des Mythus, der vor ihm lag, freywirkend, bildete, und sie nach den Gedichten Homers, wie wir sie itzt lesen, und den aus ihnen abgezogenen Gesetzen der Epopöe beurtheilen. Aber es läßt sich noch eine zweyte Ansicht auffassen, und sie darf um so weniger vernachlässiget werden, da nach ihr das Urtheil über den Werth der Argonautika ganz anders ausfallen muß, als nach der ersten. Der Argonautenzug war, wie wir mit Sicherheit wissen, schon in frühern Zeiten von mehrern Dichtern bearbeitet worden, und die spätern, bis herunter zu den alexandrinischen, und diese mit eingeschlossen, hatten nicht unterlassen, sich wiederholt an demselben Gegenstande zu versuchen e). Als daher Apollonius die Feder ergriff, um eine neue Ausführung zu wagen, fand er eine, im Ganzen genommen, schon völlig geord-

e) Eine Uebersicht der in den Scholien zum Apollonius erwähnten Schriften, die der Dichter bey der Verfertigung seines Werkes benutzte, hat H. Grodbek in der Bibl. der alten Litteratur und Kunst St. II. S. 61. u. f. gegeben.

geordnete und geründete Erzählung, und Leser, die an den Gang derselben gewöhnt waren, vor sich. Unter diesen Umständen eröffneten sich ihm mehr nicht, als zwey Wege. Entweder er mußte den oder die Mythen vom Argonautenzuge, wie etwa in unsern Tagen mehrere Dichter die Mährchen der Tafelrunde, als bloße Veranlassung, als Materie, aus der erst ein Plan geschaffen und ein Gedicht gebildet werden sollte, behandeln, oder den einmahl gebahnten und geebneten Pfad der Geschichte verfolgen und sich auf die Ausschmückung der einzelnen Sagen, oder überhaupt, auf Darstellung und Verschönerung des einmahl Vorhandenen und schon Geordneten einschränken. Es ist klar, daß alle Erinnerungen, die ich gegen ihn vorgebracht habe, ihn nur unter der ersten Voraussetzung treffen. Aber gesetzt nun, daß Apollonius, was allerdings das Wahrscheinlichere ist, nicht von der Idee ausging, der Schöpfer eines neuen Werkes, oder einer Epopöe, nach dem Vorbilde der homerischen, zu werden, sondern, daß er, sey es aus Achtung für bereits von frühern Dichtern erfundene und begründete Entwürfe, oder aus Ueberzeugung, durch eine veränderte Anlage schon verwöhnten Lesern nicht zu gefallen, in die Fußstapfen seiner Vorgänger trat, wie werden wir ihn dann beurtheilen müssen, oder mit andern Worten, was ist der Plan seines Gedichts, ohne Rücksicht auf Homer und Ideal, werth?

Zuerst, dünkt mich, ist es nicht zu verkennen, daß der Argonautenzug in der Art, wie ihn Apollonius ausgeführt hat, wenn er auch den, nach Einheit, Ründung und Zusammenhang strebenden, Verstand nicht befriedigt, doch die Phantasie nicht leer ausgehen läßt. Die Reise der griechischen Helden von Thessalien aus nach Kolchis und von da zurück in ihr Vaterland hat im Ganzen dasselbe Interesse, welches heute noch die Entdeckungsreisen für jeden Neugierigen haben. Apollonius rollt vor unsern Augen ein großes und reiches Landschaftsgemählde auf. Eine uns oft unbekannte Natur breitet sich vor uns aus; versteckte Küsten und Länder treten aus ihrem Dunkel hervor; wilde Meere und reißende Ströme erfüllen uns mit Schrecken und Grauen, und fremde Nationen und Menschen ziehen uns durch ihre Eigenheiten und Sitten an. Zu diesen an sich schon merkwürdigen und der poetischen Einkleidung nicht unfähigen Gegenständen gesellt sich noch eine lange Reihe von wunderbaren Sagen und seltsamen Abenteuern, denen man ebenfalls das Verdienst, zu unterhalten und Mannigfaltigkeit in die Erzählung zu bringen, nicht absprechen kann. Bald tödtet sich eine zärtliche Gattin aus Liebe für ihren in der Finsterniß der Nacht durch seinen eigenen Gastfreund erschlagenen Gemahl, und bald wird ein schöner Jüngling von den Nymphen entdeckt und entführt; hier verlieren bewegliche Felsen, die jedes sie durch-

segelnde Schiff verschlingen, nachdem die Argo ihnen entronnen ist, die Kraft sich ferner zu öffnen, und wurzeln fest in den Boden ein, und dort geht eine neue Insel aus einer in das Meer geworfenen Erdscholle hervor; das eine Mahl folgen wir den geflügelten Göttern, die einen unglücklichen Sterblichen von seinen ebenfalls geflügelten Peinigern befreyen, und das andere Mahl werden wir über den Ursprung der kühlen Etesien unterrichtet. Man würde sich in der That einer Ungerechtigkeit gegen den Apollonius schuldig machen, wenn man läugnen wollte, daß er alles, was die einmahl bestehende Anlage seines Gedichts erlaubt, geleistet und, durch die Menge der eingewebten Begebenheiten, seiner Erzählung die nöthige Abwechselung gegeben und die Einförmigkeit der langen Seereise seiner Helden so viel als möglich vermindert habe. Wenn sein Werk jenes Interesse entbehrt, das aus der glücklichen Unterordnung der einzelnen Theile zu einem Ganzen, aus der allmählich fortschreitenden Entwickelung einer einzigen wichtigen Handlung und aus der wohl begründeten Theilnahme höherer Wesen entspringt, so hat er ihm doch alles das Große, alles das Wunderbare und alles das Anziehende zu geben gewußt, dessen eine Sage empfänglich war, in deren Bestandtheilen er sich keine wesentlichen Veränderungen gestatten wollte.

In eben dem Maße aber, in welchem die einmahl herkömmliche Behandlung der Argonauten-Fabel dem Plane des Dichters zu gut kommt: in eben dem Maße wird sie auch seinen Charakteren zu gut kommen müssen. Die Charaktere eines Jason, eines Orpheus, einer Medea, hatten unstreitig durch die Länge der Zeit und durch die sich immer gleich bleibenden Schilderungen der Dichter eine eben so große und unwandelbare Bestimmtheit erhalten, wie die Charaktere eines Neptun, einer Juno und einer Circe. Sie nach seinem Bedürfnisse umbilden und ihnen neue Eigenschaften und Richtungen leihen wollen, würde ein eben so gröblicher Verstoß gegen den herkömmlichen Glauben und die Gesetze der Wahrscheinlichkeit gewesen seyn, als wenn ein nachhomerischer Dichter sich unterfangen hätte, einen Nestor stürmisch und aufbrausend und einen Apoll sanft und bedächtig zu schildern. Wenn Jason daher unter den jungen Helden, seinen Gefährten, weniger groß und thätig erscheint, als wir von dem Haupte der Unternehmung erwarten, und Medea eine, ihr Geschlecht entehrende, Treulosigkeit, Grausamkeit und Härte in sich vereinigt, wenn jener durch keine besondern Vorzüge und ausgezeichneten Handlungen fesselt, und diese oft beleidiget und empört, so würde Apollonius seinen Tadlern vielleicht mit Grunde erwiedern, daß schon in den frühesten Gedichten der Argonauten-Sänger auf den Jason kein besonderes

Licht falle, und Medea nie eine andere Rolle, als die einer gefühllosen Zauberin, spiele. Eben diese Antwort würde er, und mit nicht geringerm Rechte, bey mehrern, entweder gar nicht, oder doch nicht hinlänglich begründeten, Dichtungen, gegen seine Kritiker geltend machen. Was ist, um ein einziges Beyspiel aufzustellen, befremdender und zweckloser, als der Entschluß der Argonauten auf ihrer Heimfahrt einen andern Weg, als auf ihrer Hinfahrt nach Kolchis zu wählen, und, statt durch den Hellespont, durch einen Arm des Isters zu segeln und neue Leiden und Gefahren zu suchen. Alles, was wir zur Beschönigung dieses thörichten Einfalls in den Dichtern finden, ist eine leise Andeutung des Phineus, ein unabsichtlich hingeworfenes Wort, dessen sich Jason wieder erinnert *f*). Aber ist dieß genug, um eine neue Unternehmung, die mit solchen Abenteuern und Schwierigkeiten verbunden ist, zu begründen? Würde nicht hier jeder andere Dichter wenigstens die Verfolgung der Kolcher, und die Nothwendigkeit sich vor ihnen zu retten, zu Hülfe genommen haben? und da Apollonius dieses nicht thut, was bleibt uns übrig, als anzunehmen, daß er entweder sehr blödsichtig war, um diesen bessern Weg vorüberzugehn, oder daß er seine Rechtfertigung in der ein-

f) I. 421, vergl. IV. 253.

mahl so geordneten und gebildeten Fabel zu finden glaubte?

Aber was that dann nach dieser Voraussetzung Apollonius für die Anordnung und Anlage seines Gedichtes? Hat er überhaupt einiges Verdienst um diesen Theil seiner Arbeit und welches?

Es leuchtet von selbst ein, daß diese Frage sich auf keine Weise auch nur mit Wahrscheinlichkeit, geschweige denn mit Gewißheit, beantworten läßt, da, außer dem Gedichte des angeblichen Orpheus, das mit dem seinigen sich weder an Gehalt noch Umfang vergleichen darf, kein früheres, ähnlichen Inhalts, auf unsere Zeiten gekommen ist. Daß der alexandrinische Dichter nicht jedes Mährchen über den Argonauten-Zug aufgriff, sondern, unter der Menge derselben, nach Gründen wählte, leidet freylich keinen Zweifel. Abgerechnet, daß wir eine beträchtliche Anzahl von Sagen, von denen er keinen Gebrauch gemacht hat, bey andern Schriftstellern finden, so belehren uns auch die alten und schätzbaren Scholien über sein Werk, daß die Dichter, die vor ihm sangen, nicht den nähmlichen Pfad betreten hatten. Aber ob er einem von ihnen ausschließend folgte, oder, was allerdings glaubwürdiger ist, alle benutzte, und aus allen schöpfte, und welche Gesetze er in diesem Falle beobachtete, liegt im Dunkeln. Was sich aus den vorhandenen Scholien, obgleich eben-

falls nur sehr unvollständig erforschen läßt, ist, welche Sagen ihm mit andern Dichtern gemein und welche diesen eigenthümlich waren. Schwerlich dürfte sich jedoch, selbst aus der sorgfältigsten Sammlung und Zusammenstellung dieser Angaben, irgend ein befriedigendes Resultat über die Oekonomie der Argonautika des Apollonius, und über sein Verdienst um die Oekonomie des Gedichts herleiten lassen. Was er selbst über die Wahl und Anordnung seines Stoffes sagt, ist ein flüchtiges Wort g), das ohne Bedeutung ist, weil es uns nichts lehrt, als was wir ohnehin schon mit Sicherheit erwarten und annehmen durften, — daß er nähmlich vor oft schon bearbeiteten und von andern glücklich ausgeschmückten Sagen vorübergegangen sey. Wenden wir uns daher von dem Ganzen zu den einzelnen Theilen und untersuchen Apollonius Verdienst um die Behandlung und Darstellung seines Stoffes.

Es sind hauptsächlich zwey Vorzüge, die, wie ich glaube, Apollonius Verdienst von der Seite bestimmen, und unter diesen ist der erste und durchgehends anerkannte seine Sprache. Reinheit im Vortrage, Zierlichkeit in den Wortfügungen, und Wohlklang im Versbau sind zwar überhaupt die Tugenden, durch welche die alexandrinischen Dich-

g) I. 18.

ter sich auszeichnen, aber von allen dürfte gleichwohl dem Apollonius der Preis in dieser Rücksicht zuerkannt werden müssen. Man kann in der That sein Werk nicht lesen, ohne sogleich die ungemein große Aehnlichkeit zwischen ihm und Homer, von Seiten des Ausdrucks, zu bemerken. Er scheint gleichsam an dem Munde dieses alten Barden gehangen, und den Strom seiner poetischen Rede in sich übergeleitet zu haben; so sehr findet man nicht bloß die einzelnen Worte und Redensarten, so sehr findet man selbst die Wendungen, die Gleichnisse, die Perioden und alle Eigenthümlichkeiten des Lehrers in der Nachahmung des Lehrlings wieder. Ich weiß, indem ich dieß schreibe, daß ich Apollonius Lob beschränke. Aber es ist längst bekannt, daß das Erstreben der Vollkommenheiten Homers und der ältern Dichter Griechenlands das höchste Ziel war, welches die Alexandriner kannten, und der Ausspruch, daß ihnen dieß Bestreben gelungen sey, ein Urtheil ist, welches sie selbst als ehrenvoll angesehen haben würden. In einem Zeitalter, wie das ptolemäische, wo alle Dichter ängstlich am Boden krochen, und keiner den Muth oder den Beruf in sich fühlte, die frühern Vorbilder zu verlassen und einen eigenen Weg zu versuchen, kann nicht Originalität, sondern eine mehr oder minder gelungene Nachahmung des schon Vorhandenen den Maaßstab zur Würdigung des poetischen Verdienstes abgeben.

Eine zweyte Eigenschaft, die ich dem Apollonius als Tugend anrechne, ist die Mäßigung, die er in der Bearbeitung eines, zu vielen Ausschweifungen verführenden, Gegenstandes beobachtet hat. Wenn er auch, was Niemand verbürgen wird, den Mythus vom Argonauten-Zug nicht darum wählte, weil er ihm Veranlassung gab eine ausgebreitete und glänzende Belesenheit zur Schau zu tragen, so ist doch nicht zu läugnen, daß ihm sein Stoff die mannigfaltigsten Gelegenheiten darboth, eine Menge mythischer, historischer und geographischer Kenntnisse zu entfalten, und ihn der Gefahr aussetzte, den Dichter über dem Alterthumsforscher und Gelehrten zu vergessen, und sich in unzeitige und geschmacklose Erzählungen und Schilderungen zu verlieren. Daß er hier, (ich kann immer nur vergleichungsweise reden,) sich so ganz in den Schranken der Mäßigung halte, wie der reine Geschmack fodert, und, wo er Gegenstände von der eben genannten Art behandelt, so glücklich sey, wie der Sänger der Abenteuer des Ulysses, — wer mag es behaupten *b*)? Die Hälfte seines Werkes sind ja Länder- Völker- und Sitten-Gemählde, und vielleicht entbehren selbst die vorzüglichsten unter ihnen jenes wahrhaft romantische Co-

b) Man vergl. unter andern die ausführliche geographische Angabe des Laufes des Thermodon, II. 972. u. f. und die Schilderung der Sitten der Mossynöken 1015. u. f.

lorit, welches den ähnlichen Gemählden Homers einen so seltnen Zauber ertheilt, und um so schwerer erhalten wird, je mehr die Oerter und Gegenden der Erde bey fortschreitender Länderkunde aus dem Dunkel hervortreten, das für die Phantasie des Dichters und des Lesers gleich wohlthätig ist *i*). Aber abgerechnet, was ihm der Gegenstand auferlegte, und die Zeit, in der er lebte, zu erreichen versagte, so gebührt ihm der Ruhm, daß er sich gegen den verderbten Geist seines Jahrhunderts weit mehr verwahrt, als Kallimachus und andere alexandrinische Dichter. Seine Episoden sind zweckmäßig gewählt und hängen mit der Erzählung zusammen, die Mythen, die er einwebt, sind keine solche, die erst aus dem tiefen Schachte des Alterthums mühsam zu Tage gefördert werden mußten, und keinen andern Werth haben, als den, daß sie befremden, sondern empfehlen sich, als bedeutend, sinnreich und anmuthig; seine Schilderungen fremder Völker und Gegenden bleiben stets innerhalb den Gränzen der Wahrheit und enthalten keine andern Züge, als solche, die man versteht, wenn man auch nicht so belesen ist, wie Apollonius war; seine Gleichnisse

i) Viele Gemählde des Dichters erinnern z. B. auffallend an Stellen im Xenophon. Man halte die Schilderung, die Apollonius von der Küste der Mariandyner und den Sitten der eben angeführten Mossynöken entwirft, mit denen in dem Feldzuge des jungen Cyrus VI. 2. und V. 4. zusammen.

endlich fließen von keiner versteckten Gelehrsamkeit über, sondern sind aus der Natur und von Gegenständen, die in die Sinne fallen, entlehnt. Mit einem Worte, keiner unter den Alexandrinern darf sich, wenn ich den Theokrit ausnehme, rühmen, mitten unter der Verführung des falschen Zeitgeschmacks, der kunstlosen und einfachen Manier Homers treuer geblieben zu seyn, als Apollonius.

Unstreitig waren es diese beyden durch sein ganzes Gedicht bewährten Vorzüge, seine sich nie versteigende und nie sinkende Sprache, und seine kluge Vermeidung alles Uebertriebenen und Ausschweifenden, weshalb Longin, in der gleich anfangs erwähnten Stelle, von ihm sagt, daß er nie gefallen sey, und Quintilian ihn einen unverächtlichen Dichter nennt, der immer auf einer gewissen sich gleichbleibenden Mittelstraße einhergehe *k*). Aber um ganz gerecht zu seyn, hätte der erste billig bemerken müssen, daß Apollonius nicht nur nicht falle, sondern sich auch zuweilen wirklich erhebe, und der zweyte nicht vergessen sollen, daß der Maaßstab, der

k) Non contemnendum edidit opus aequali quadam mediocritate, lauten die Worte Instit. orat. X. 1. p. 893. Ed. Burmann. Mehrere haben die mediocritas, die der Kunstrichter dem Apollonius zuschreibt, für Tadel gehalten. Aber wenn Quintilian die Argonautika für ein unverächtliches Werk erkennt, so kann er es nicht zugleich für ein mittelmäßiges erklären.

für sein Gedicht, wenn man es als ein Ganzes betrachtet, paßt, für einzelne Stellen desselben zu klein ist. Diese einzelne Stellen sind es, die eigentlich Apollonius Beruf zum Dichter bewähren, und einen Geist verrathen, der, in frühern Tagen geboren, mit Homer gewetteifert haben würde. Ich glaube das Andenken des Dichters nicht besser ehren zu können, als wenn ich einige sich auszeichnende Stücke aushebe und sie dieser Abhandlung über ihn beyfüge.

Das erste (B. II. 537 — 606.) schildert die Durchfahrt der Argo durch die cyanischen Klippen, und erinnert an eine ähnliche, die Ulysses durch die Charybdis und Scylla (Od. XII.) wagte. Die Helden segeln so eben von der bithynischen Küste ab, und der Dichter beginnt:

Auch Athene gewahrte die Abfahrt des Schiffes vom Lande.
Und sie setzte sogleich den Fuß auf ein leichtes Gewölke,
Daß es aufs eiligste sie, die Gewichtige, trüge von dannen,
Und erschwebte das Meer, mit Liebe der Ruderer denkend.
Wie wenn irgend ein Mann, in der Fremde wallend, — und vielfach

Schweifen duldend die Menschen umher, — ihm dünket der Länder
Keines entfernt und es liegen ihm alle Wege vor Augen:
Wie den plötzlich zurück nach der Heimath verlangt und er alle
Pfade, die feuchten und trocknen *l*), zugleich durchfliegt und die Blicke,
Sinnig in sich gekehrt, bald da: bald dorthin erhebet;
Eben so rasch und behend stieg auch Athene hernieder *m*),
Und vertraute den Fuß der unwirthlichen thynischen Küste.

Als nun diese dem Sund sich nahten, dem engen gewundenen,
Den zerrissene Klippen von jeder Seite verschlossen,
Und die strudelnde Fluth den Bauch des wandelnden Schiffes
Wild umbrauste, sie nur viel fürchtend weiter sich wagten,

l) Die Wege zu Wasser und zu Lande.

m) Der Vergleichungspunkt ist: So schnell Gedanke auf Gedanke in der Seele des heftig Verlangenden sich folgt, so schnell stieg Minerva vom Himmel. Für die Richtigkeit der Erklärung bürgt die einfacher ausgedrückte Stelle in der Il. XV. 80. die Apollonius sicher vor Augen hatte.

Drauf in das Ohr das Getös der zusammenschlagenden Felsen
Rastlos erscholl, und die Küsten des Meeres brüllend ertönten,
Da erhub sich, beherzt, das Vorderschiff zu besteigen,
Eine Taub' in der Hand, Euphemus. Die Ruderer aber
Rührten alle, von Tiphys den Agniaden ermuntert,
Wacker die Ruder, damit durch die Felsen hindurch sie sich wänden,
Ruhend auf eigener Kraft. Und als sie die Krümmung umfuhren,
Sahn sie, die letzten von allen, die Felsen eben geöffnet:,
Und in jegliche Brust floß Bangigkeit. Aber Euphemus
Ließ die Taube der Hand entflattern. Jene verfolgten,
Alle zugleich die Häupter erhebend, den Flug, und die Taube
Schwebte die Felsen hindurch, die wieder, gegen einander
Beyde zugleich sich neigend, erdröhnten. Wie Wolkengestöber,
Spritzte die kochende Fluth empor; es donnerte furchtbar

Rings der Pontus umher, und überall bebte der Aether.
Tief im Grunde des Meers, das wüthend unter den rauhen
Klippen sich brach, erklangen die Höhlen, und hoch an das Ufer
Schlug der weißliche Schaum der wild aufwallenden Woge.
Wirbelnd drehte der Strom das Schiff, und der flüchtigen Taube
Kürzten die Felsen des Schweifes Gefieder; doch schlüpfte sie selber
Glücklich davon. Laut jauchzten die Schiffer; aber es mahnte
Tiphys, kräftig die Ruder zu bräuchen: denn wiederum theilte
Sich das Geklüft. Noch staunten darob die Helden, als plötzlich,
Wiederkehrend, der Strom das Schiff in die Mitte der Felsen
Ungestüm warf. Da faßte auf einmahl tödtliches Schrecken
Alle: denn über dem Haupt' hing unvermeidlich Verderben.
Was sie erblicken, sie sehen nichts, als den unendlichen Pontus,
Und aus der Tief' empor die Fluth, gleich einem zerrißnen

Felsen, plötzlich zum Berg sich thürmen. Als sie daherrollt
Weichen sie aus und beugen das Haupt: denn über den ganzen
Schiffsraum drohte sie sich zu stürzen und alles zu decken.
Aber Tiphys, geschickt in der Wendung der Ruder, vermeidet
Schnell die Gefahr. Es bricht sich unter dem Kiele die Woge,
Fasset das Schiff von hinten und hebt es über die schroffen
Felsen hinauf und trägt's, hoch schwebend, über der Tiefe.
Itzt lief rastlos Euphemus umher und beschwur die Gefährten,
Nicht der Sehnen des Arms zu schonen. Jene, voll Eifer,
Peitschten die Fluthen. Allein so viel sie des Weges gewannen,
Zweymahl so weit riß wieder der Strom sie zurück. Wie in Bogen,
Krümmten sich unter der Kraft der nervigen Helden die Ruder.
Aber plötzlich getrennt zerfloß die schwebende Woge,
Und wie die Walz' in das Thal, so verläuft auf der Woge das Schiff sich,

Vor:

Vorwärts geneigt, in die Bucht der Wasser. Die wirbelnden Ströme
Hielten es zwischen den Klippen gefangen. Von jeglicher Seite
Brausen sie donnernd heran, und gehemmt ist die Schnelle des Laufes.
Da ereilte und zog mit der Linken Athene die wilden
Klippen zurück und trieb mit der Rechten das Schiff durch die Mündung.
Wie ein gefiederter Pfeil, durchschnitt es die schäumenden Pfade.
Nur die wehende Fahn' auf dem Hintertheile zerstückten,
Als sie zusammenbrausten, die Felsen. Ruhiger kehrte
Nun Athene zurück zum Olymp, der Rettung sich freuend.
Aber fest in den Boden gewurzelt standen die Felsen,
Itzt für immer vereint: denn also wollt' es der Götter
Ewiger Schluß, wenn einmahl ein Schiffer ihnen entränne.

Das zweyte, das ich aushebe, gehört, so viel ich weiß, dem Apollonius als Eigenthum an und zeigt, wie leicht er sich in jeden Ton zu fügen und seine Sprache ihm anzupassen verstand. Die Schutzgöttinnen Jasons legen ihren Besuch bey Venus ab,

(B. III. 79 — 166.) um sie zur Theilnahme an dem Schicksale des Helden aufzufodern. Juno hat ihr Gesuch bereits vorgelegt, und Venus antwortet:

»Würdige Göttin, fürwahr die schlechteste unter den Frauen
Müsse Cythere dir seyn, wofern ich deinem Verlangen
Weigere Wort oder That, so viel ich irgend mit schwachen
Händen vermag, und dafür je eines Dankes begehre.«

Also sprach sie und schwieg und freundlich entgegnete Juno:
»Nicht bedürfen wir Kraft, o Göttin, und mächtiger Arme.
Ruhig wende du dich zu deinem Sohn und gebiethe,
Daß er Medeen das Herz mit Verlangen für Jason erfülle.
Einiget diese sich nur mit dem Aesoniden zum Bunde,
O so kehrt er gewiß, im Besitz des goldenen Vließes,
Leicht nach Jolkos zurück: denn reich an Trug ist das Mädchen.«

Also sprach sie, und beyden zugleich erwiederte Cypris:
»Here und Pallas, fürwahr, weit eher möchte der Knabe
Euch gehorchen, als mir: denn einige Scheu in den Augen
Hägt, so denk' ich, für euch der Schamlose dennoch. Mich aber
Hält er für nichts und erbittert mich täglich durch Hohn und Verachtung.
Zornig wollt' ich ihn jüngst, der mich immer umstrickenden Bosheit
Müde, das freche Geschoß und die furchtbar-rauschenden Pfeile,
Offen, zerbrechen; er aber erbos'te darob sich und drohte:
Wenn ich nicht stracks, bevor er in Wuth sich erhübe, die Hände
Von ihm wendete, werd' ich zu spät den Frevel bereuen.«

Also sprach sie. Es hörten's die Göttinen lächelnd und blickten,
Schweigend, sich an, und jene begann von neuem mit Unmuth:
»Andern dünkt mein Leiden ein Spott, auch will mirs nicht ziemen,

Allen Alles zu klagen. Genug, daß ich es empfinde. —

Doch, weil einerley Wunsch das Herz euch beyden beweget,

Will ichs versuchen und schmeichelnd ihm nahn. Vielleicht ist er milde.«

Also sprach sie. Es drückte darauf ihr Here die zarte

Hand und lächelte freundlich sie an und erwiederte dieses:

»Thue, was du versprachst, und vollbringe, geliebte Cythere,

Eilends uns dieses Geschäft. Nur rede sanft und erbittre,

Zürnend, den Knaben nicht mehr. Er wird schon fürder sich fügen.«

Sprach's und erhub sich vom Sessel und mit ihr Pallas Athene,

Daß sie beyde zurück sich wendeten. Aber Cythere

Eilte durch jegliche Schlucht des Olymps, den Knaben zu finden.

Und sie fand ihn in Zevs einsamen Blumengefilde,

Ihn nicht allein; sie fand auch den Sohn des Tros. Durch der Schönheit

Wunder bethört, hatt' einst ihn Zevs an die Tafel der Götter,

In den Himmel hinauf, versetzt. Mit goldenen Würfeln
Spielten die Knaben, sich gleich an Alter und ähnlich an Sitten.
Amor, der Listige, hielt die hohle Linke mit Würfeln
Vollgefüllet bis oben und drückt sie fest an den Busen,
Aufrecht stehend. Indeß saß, niederkauernd, der andre
Neben ihm traurig und schwieg. Er hatte, einen und wieder
Einen sorglos verspielend, nur zwey noch und zürnte dem Lacher.
Und als diese sich bald zu den schon verlornen gesellten,
Schlich er mit leerer Hand, geplündert, davon und bemerkte
Cypris, die Kommende, nicht. Die aber stellte sich traulich
Neben den siegenden Sohn und begann, in die Wangen ihn kneipend:

»Arger Schalk, was lachst du so heimlich? Hast du den Armen
Dort unredlich besiegt, und die Einfalt tückisch belistet? —
Eile, du mußt ein Geschäft vollbringen, wie ich es wünsche!

Deiner erwartet dafür ein Geschenk, ein niedliches Spielwerk,
Einst erfunden für Zevs von Adrasteen, der Amme,
Als er in Ida's Geklüfte noch kindischer Spiele sich freute,
Ein hochfliegender Ball. Du könntest ein schöneres Kleinod
Selber nicht aus den Händen Hephästos, des Künstlers, empfangen.
Eingelegt in den Ball sind goldene Zirkel. Um jede
Wälzen sich zwey, in sich selbst zurück gewendete, Bögen,
Deren Fugen du immer entdeckst, und über sie alle
Läuft ein azurner Kreis *n*). Mit rüstigem Arme geschwungen,
Zieht er, als wär es ein Stern, ein feuriges Rad durch die Lüfte.
Diesen künstlichen Ball verehr' ich dir, wenn du Aeetes
Tochter mit deinem Geschoß für Jason verwundest. Wohlauf dann,
Säume dich nicht: der Dank geht in der Säumniß verloren.«

n) Der Ball war also zugleich eine Erdkugel. Die goldenen Zirkel sind der Aequator und die Ekliptik, die zwiefachen, auf jeder Seite sie umgebenden, Bögen die nördlich kalte und gemäßigte und die südlich kalte und gemäßigte Zone, und der Kreis, der alle diese Linien durchschneidet, der Meridian. Das Spielzeug paßte, wie man sieht, für Zevs, den Beherrscher des Himmels und der Erde, dem es, nach Venus Aeußerung, ursprünglich bestimmt war, nicht übel.

Also sprach sie, und süß erklang dem Knaben die Rede.
Plötzlich warf er die Würfel hinweg und umfaßte mit beyden
Händen der Mutter Gewand und zog es dahin und dorthin,
Bittend, daß sie sogleich das Geschenk ihm reiche. Sie aber
Wies ihn schmeichelnd zurück, und hielt, auf die Wange ihn klopfend,
Unter Küssen, ihn fest umarmt, und entgegnete also:

„Lieber Knabe, bey dir und bey mir selber bezeug' ichs,
Daß ich die Gabe dir sicher gewähr' und nimmer dich täusche,
Wenn du mit deinem Geschoß Aeetes Tochter bezähmest.“

Also die Göttin, und jener errafft die Würfel und schüttet
Alle, richtig gezählt, in den Schooß der reizenden Mutter.
Drauf ergreift er in Hast den in Sträuchen lehnenden Köcher,
Ihn mit goldenem Band umgürtend, und faßt den gekrümmten

Bogen, und lenket den Schritt durch Zevs frucht-
bares Gefilde,
Und dann, sonder Verzug, stets vorwärts nach
des Olympus
Himmlischen Pforten. Von da senkt steil hinab in
die Tiefe
Sich der ätherische Weg. Zwey Pfeiler erheben da-
selbst sich,
Häupter unendlicher Berge, der Erde Gipfel, von
wannen
Helios röthende Gluth die ersten Strahlen ver-
sendet.
Drunter aber erscheint dem die Luft durchschreiten-
den Götte
Hier die Erde, mit Kräutern und Blumen besät,
und der Menschen
Herrliche Städt', und dort der Flüsse heilige
Quellen;
Und die Höhen umher, und der alles umschlingen-
de Pontus.

Die dritte und, nach meinem Gefühle, vorzüg-
lichste Stelle des ganzen Gedichtes, ist ein Gemähl-
de voll Leidenschaft, der Kampf der Liebe und Ehre
in der Brust Medeens. (III. 744 — 824.) Ihre
Schwester Chalciope ist so eben mit der Versicherung
von ihr gegangen, daß sie sich der Sache derselben
annehmen und dem griechischen Fremdlinge, zur

Ausführung seines Vorhabens, hülfreiche Hand biethen wolle.

Jetzt bedeckte die Nacht das Land mit Dunkel; es blickten
Aus den Schiffen die Schiffer empor nach den Sternen Orions
Und nach Helicens Glanz. Zur Ruhe neigte der Wandrer
Und der Hüter am Thor das Haupt; selbst über der Mutter,
Die, um der Kinder Verlust sich härmte, schwebte der Schlummer.
Weder der Hunde Gebell, noch ein anderes lautes Getöse
Füllte die Stadt; das Schweigen beherrschte der Finsterniß Schatten.
Nur zu Medeen herab stieg nicht der liebliche Schlummer.
Wach erhielt sie die sehnende Lieb' und die Sorge für Jason,
Und die Furcht vor der Kraft der Stiere, der zu erliegen
Ihn das harte Geschick in Mavors Felde bestimmte.
Mächtig erbebte darob das Herz ihr im innersten Busen.

Wie von der Wand des Hauses der Strahl der leuch-
tenden Sonne
Wiederprallet; es wirft ihn zurück das Wasser, so
eben
In ein Gefäß oder Becken gegossen; in flüchtigen
Kreisen
Hüpft er empor und wendet sich unstät dahin: und
dorthin:
Also bewegte sich auch das Herz in dem Busen des
Mädchens.
Thränen des Grams entreißen sich ihren Augen, und
mächtig
Tobet der stechende Schmerz durch den Körper, tobet
durch alle
Zarte Fibern und dringt zu des Hauptes innersten
Nerven,
Wo am heftigsten stets die Empfindung wüthet, wenn
Cypris
Unermüdeter Sohn mit Kummer die Seele belastet.
Bald gedenkt sie bey sich, die Stiere-bezähmenden
Mittel
Ihm zu verleihn, bald nicht. Itzt wählt sie selber
zu enden,
Und drauf weder zu sterben, noch ihm die Mittel
zu reichen,
Sondern, gefaßt, ihr Leiden in stiller Ruhe zu
tragen.

Wiederum sitzet sie sinnig und in sich versenkt und beginnet.

»Ach ich Aermste! Wohin ich mich wende, überall folget
Jammer mir nach und umwindet die Seele. Nirgends ein Mittel
Wider das Uebel. Es brennt und zerreißt und foltert. o hätte
Artemis schnelles Geschoß mich ereilt und niedergeschmettert,
Eh' ich ihn sah und die Söhne Chalciopens zu den Gestaden
Gräciens zogen. — Ein Gott, wo nicht der Furien eine
Hat sie, uns Elend und Qual zu bereiten, rückwärts geleitet.
Mag er fallen im Kampf, wenn ihm das Schicksal in Ares
Flur zu sterben beschied! Wie könnt' ichs den Aeltern verbergen,
Daß ihn mein Zauber erhielt? und wie mich selbst ihm entdecken?
Wie und durch welcherley Rath und Betrug ihm Hülfe verleihn? —
Soll ich allein ihn sehn, und ohne Zeugen umarmen?
Ach ich Bedrängte. Und doch wird, fällt er im Kampfe, mein Jammer

Darum, ich fürcht' es, nicht ruhn. Vermehren wird sich mein Leiden,
Wenn er, der Seele beraubt, dahin sinkt. — Lebe dann, Ehre,
Leb', o Züchtigkeit, wohl! Durch mich gerettet, entrinn' er
Jeder Gefahr und wandle, wohin das Herz ihm gebiethet.
Sterben will ich, ich selbst an dem Tage, der, mit des Sieges
Palme gekrönt, ihn erblickt, sey's in die Schlinge den Nacken
Knüpfend, oder durch Gift des Lebens Flamme verzehrend.
Aber Lästerung harrt auch dann der Erblaßten und folget
Ueber die Erd' ihr nach. Von meinem Schicksal ertönen
Werden die Straßen der Stadt und Kolchierinnen mit frecher
Zunge gewiß, die so und anders jene, das Mädchen
Tadeln, das für den Fremdling, von Liebe durchglüht, in des Todes
Arme sich warf, und, von Wahnsinn besiegt, ihr Haus und die theuren
Aeltern entehrte. Wie viel wird meine Schande nicht mehren?

Weh mir ob solchem Geschick! O warlich es wäre mir besser,
Noch in der heutigen Nacht in dem Schlafgemache des Lebens
Bande behend zu lösen und aller Schmach zu entfliehen,
Eh' ich ein schimpfliches Werk und ein unnennbares beginne.«

Also sagend, ergriff sie ein Kästchen, in dem sie der seltnen
Gifte, der heilsamen viel' und der tödtenden viele, bewahrte,
Hub's auf die Knie hinauf und weinte. Thränen an Thränen
Rollten herab in den Schooß und drängten sich dichter und dichter,
Weil sie den eigenen Tod bejammerte: denn sie gedachte
Aus feindseligen Giften zu wählen, daß sie vollende.
Und schon hatte sie langsam des Kästchens Riegel gelöset,
Und die forschende Hand ihm genahet: aber auf einmahl
Drängte sich ihr vor die Seele das Bild des scheußlichen Todes.

Lange saß sie, erstaunt und der Sprache beraubt, und des Lebens
Wunderselige Sorgen umschwebten sie alle. Mit Sehnsucht
Dachte sie jeglicher Lust, die unter den Sterblichen wallet,
Dacht', ein Mädchen, zurück an der frohen Gespielinnen Kreise,
Und es däucht ihr, sie sehe die Sonne schöner als jemahls
Leuchten, während ihr Sinn auf dem Einzelnen, prüfend, verweilet.
Ruhig hebt sie, (so ganz hat Here den Sinn ihr geändert,)
Von den Knieen das Kästchen herab, und ihre Gedanken
Schweifen nicht länger, getheilt, umher. Ihr einziger Wunsch ist,
Eos, die Holde zu schaun, damit sie die zähmenden Gifte,
Wie sie verhieß, ihm reich' und seinen Augen begegne.
Oefters löset sie nun die Riegel der Thüren und forschet,
Ob nicht in Osten die Wolken sich röthen. Endlich erscheinet
Eos erfreulicher Strahl, und die Straßen füllet die Menge.

Ich glaube nicht nöthig zu haben, auf die einzelnen Schönheiten dieser Stelle hinzuweisen, noch ein Wort zu Apollonius Empfehlung hinzufügen zu müssen. Ein Dichter, der so dichtet, ist, wenn ihm auch die Hauptsache, wie Horaz sagt, mißräth, weil er kein Ganzes zu bilden weiß, doch ein Mann, der die Aufmerksamkeit der Menschen verdient und sich nie in der Menge verlieren kann.

Ende des ersten Stücks.

Anzeige.

Von der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, ist das zweyte Stück des 63sten Bandes unter der Presse. Das erste Stück dieses Bands enthält, unter andern, Rec. von Lichtenbergs Commentar über Hogarth's Kupfer und von Göthe's Propyläen. Es ist mit dem Bildnisse des kürzlich verstorbenen Direktors der Leipziger Maler-Academie, Herrn Prof. Oeser's, verziert, dessen Verdienste in einem angehängten Aufsatze entwickelt werden.

Von N. Schmid's Rechenkunst, die in allen Hannöverischen Schulen eingeführt ist, hat eine neue, mit einer Anweisung zum Kopfrechnen und einer vollständigen Beschreibung des deutschen Münzwesens, zum Gebrauch für Kaufleute, außer vielen andern kleinern Zusätzen, von Hrn. Andreas Wagner, Privatlehrer der Rechenkunst zu Leipzig, versehene Ausgabe so eben die Presse verlassen. Der erste Band kostet 1 Thlr. 8 gr. der zweyte 20 gr. beyde also 2 Thlr. 4 gr.

Nachträge

zu

Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste.

Sechsten Bandes zweytes Stück.



Charaktere
der
vornehmsten Dichter
aller Nationen;

nebst

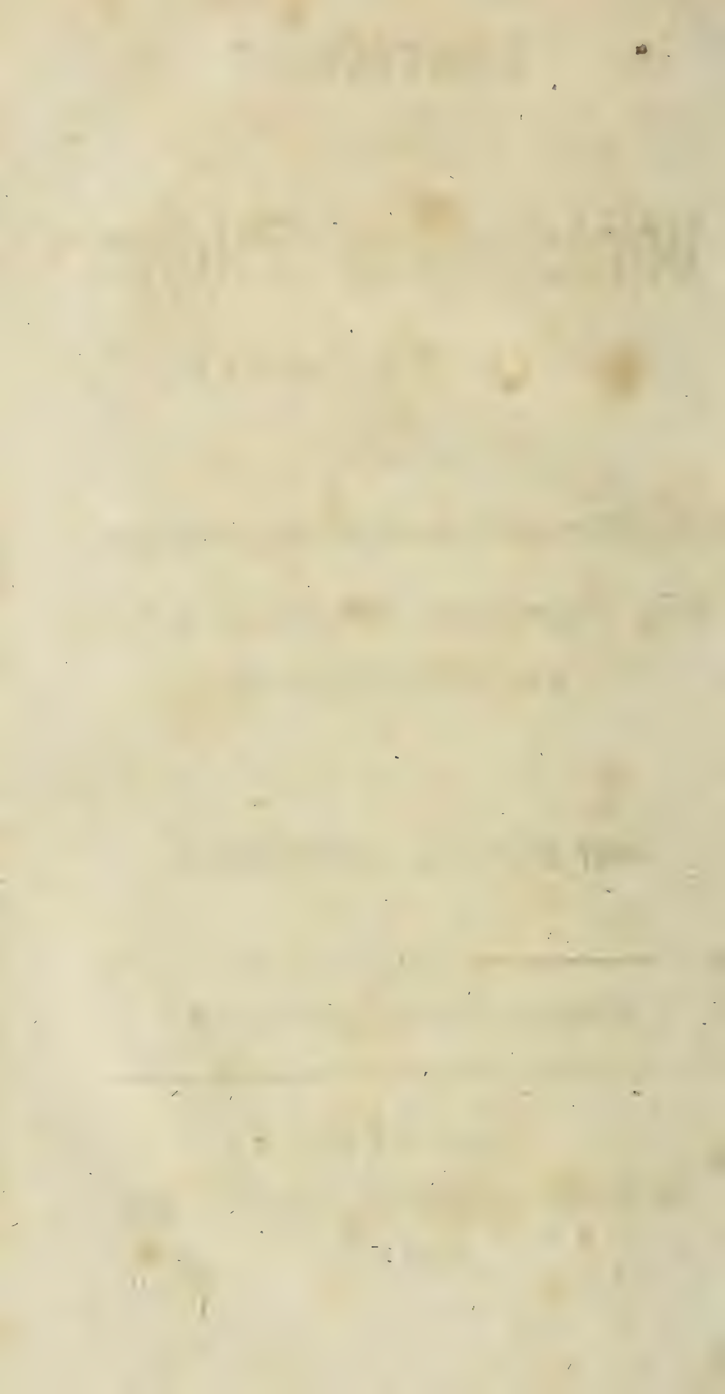
kritischen und historischen Abhandlungen
über Gegenstände der schönen Künste
und Wissenschaften

von

einer Gesellschaft von Gelehrten.

Sechsten Bandes zweytes Stück.

Leipzig,
im Verlage der Dykischen Buchhandlung
1802.



Ueber die Religion der alten Deutschen.

Tentanda est via.

Zu zeigen wie die Religion im alten Deutschland war, und was daraus gebildet ist, beabsichtigte, seit längerer Zeit, der Verfasser der folgenden Bogen. Keinen ganz unnützen Versuch hoft er begonnen zu haben, da die Schilderung der deutschen Glaubenslehren bisher, wie es ihm dünkt, sich von der Wahrheit noch sehr entfernte, zwischen Extremen die öffentliche Meinung schwankte, und bald Leichtgläubigkeit, bald zu weit getriebene Vorliebe, die sorgloseren Wanderer von dem rechten Wege abbrachte. Noch vor zehn Jahren wurden aufs neue, und auf eine Art, die man

hätte als Satyre ansehen mögen, Arnolds sieben Wochen-Götzen abgebildet und beschrieben. Noch kein Jahr ist verflossen, seit diese Idee und das ganze Gewebe, welches in den vorigen Jahrhunderten als deutsche Mythologie verkauft wurde, an Lipowsky Geschichte der Bayern von dem einsichtsvollen Rezensenten in den Göttinger Anzeigen gerügt werden mußte; wie mancher andere hätte wohl nichts dabey zu bemerken gefunden!

Den angegebenen beyden Tendenzen gemäß war auf eine Menge von Meinungen und Vorstellungen Rücksicht genommen, die Geschichte der einzelnen Mythen dadurch bey weitem vollständiger dargestellt, und eine reichere Litteratur gegeben, welches für das am wenigsten schwere gehalten wird; als aber der Abhandlung ein Platz in diesem Werk bestimmt wurde, hielt es der Verfasser für zweckmäßiger den Ton etwas zu ändern, und den größten Theil der weniger wichtigen Bemerkungen, eine Reihe wunderbarer Einfälle auf welche der Forscher stößt, und die vielen beygebrachten Auszüge aus den Arbeiten seiner Vorgänger, für eine andere Gelegenheit aufzusparen. Der Verfasser hat gesucht einen nicht sehr betretenen Weg sich zu öffnen, die Religion der Deutschen (nach den geringen Kenntnissen die er von dem allgemeinen Gange besitzt, welchen die Religionsbegriffe unter allen Völkern nahmen) mit dem Glauben der übrigen Nationen zu verbinden und darnach zu beurtheilen. Vielfacher Verbesserungen wird dieser Versuch fähig seyn; dem Ver-

fasser ist es Belohnung, wenn er den rechten Weg betrat. Wem daran liegt die Wissenschaften vorwärts zu bringen, richtige Ansichten zu befördern, Deutschlands Alterthum aufzuhellen, der prüfe das was der Verfasser gesagt hat, und prüfe es genau. Denn er will alles als seine Meinungen angesehen wissen, wie viel auch schon davon hie und da gesagt ist und gesagt seyn mag; denn wer kann jetzt noch viel Neues in einem Fache sagen, worin so manche vorzügliche Köpfe, mit Vorliebe, gearbeitet haben? Aber in diesem Zusammenhange dieser Darstellung wenigstens ist es noch nicht gesagt worden; und wer auch eine einzelne Lehre als wahr annimmt, oder sie selbst zuerst in Umlauf brachte, der kann dieselbe doch in diesem System nicht an der rechten Stelle glauben. Die Wahrheit sucht er einzig, diese geht siegend hervor, und unterwirft sich ihre Gegner; kraftlos sind gegen sie der Leidenschaften Macht und unwürdige Waffen. Sicher hat der Verfasser oft gestrauchelt, aber der Weg war auch ungebahnt und größtentheils muthwillig verdorben; und wie viele theilen diesen Unfall! Er fürchtet das Urtheil des Publikums nicht, denn dasselbe kann nur in einer erwarteten und gehoften Zurechtweisung bestehen; wenigstens sagt ihm sein eignes Gefühl, daß er gern alles anwandte um zu bessern und richtigern Einsichten zu gelangen, daß er seine Vorgänger dankbar benutzte (wenn auch nicht jeder namentlich aufgeführt ist, dieß machte die Veränderung der Anlage nothwendig) und gern das behielt, was sie richtig zu sehen

schienen, aber alles genau prüfte. Vielleicht stritt er noch zu heftig, vielleicht blieb er, oft unwillkührlich, nicht kalt bey diesen Untersuchungen und streng genug gegen sich selbst; vielleicht glauben einige sich beleidigt: das war nicht seine Absicht: aber er scheuet den Kampf nicht, der für die Wahrheit gefochten wird.

Die Nordische Mythologie, die bisher von reicher Fülle strotzte, steht mit der Deutschen in genauer Verbindung; wie viel wird nicht aus derselben in diese hinübergetragen! Was man von den Mythen der Nordländer zu wissen glaubte, war alles aus den Isländischen Liedern geschöpft, wovon der größte Theil unter den Namen der Edden bekannt ist. Das Alter, der Ursprung, die Glaubwürdigkeit und Brauchbarkeit derselben sind neuerlich von Adelung, in Hinsicht auf das Ganze, in Anspruch genommen worden. Der Verfasser fand dieses Urtheil mit den Resultaten seiner eignen Untersuchungen zu sehr übereinstimmend, um nicht die sich ihm darbietende Gelegenheit zu ergreifen, die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu lenken. Es ist nicht der Ort sich weitläuftig darüber zu verbreiten, so nöthig es auch seyn möchte. Ward doch nicht einmal gefühlt, wie viel der Gegner eingeräumt erhielt, da nur eine Sichtung und genauere Kritik der einzelnen Sagen verlangt wurde; welche Nachgiebigkeit zur Absonderung des offenbar Unrichtigen, Unglaublichen und Erdichteten Niemand verlangen kann. Dieß alles sind Glieder einer Kette, aus allen diesen Theilen muß das System erbauet, nicht, mit

unerlaubter Vorwegnahme des Schlechten, nur blos die wahrscheinlichen, glaublichen Sagen benutzt werden; in allen ihren Lächerlichkeiten dargestellt, würden diese Fabeln leicht in jedes Auge ihre wahre Gestalt behalten, wie Schlözer so richtig sagt. Was wir, außer diesen Gedichten, aus einheimischen und fremden Nachrichten von der Religion des Skandischen Nords wissen, das ist zusammengetragen. Es mögen unvollständige, rohe Materialien seyn; es ist wenigstens eine nothwendige Vorarbeit, und der vorzüglichste Ersatz der für das zu hoffen ist, was wir aufgeben müssen.

Die Urthaten der Völker sind in der Nacht der Vorzeit, unbedauert, verlohren gegangen, weil dadurch nichts geschehen was der Aufzeichnung werth gewesen; gleiche Dunkelheit verbirgt den ersten flüchtigen Gedanken, den von der Gottheit die rohen Väter des Menschengeschlechtes hatten.

Viele große und merkwürdige Nationen, die Erfinder herrlicher Künste und Wissenschaften, waren längst wieder verschwunden, die ausgebildete Religion cultivirter Völker war, bis auf die Schutthaufen ihrer prächtigen Tempel und die bewahrte Kenntniß des Himmels, in dem Andenken der Menschen untergegangen. Von Bel, My-

litta und Anaitis, die in den schönen Gegenden am Euphrat und Tigris früh verehrt worden, hat man kaum noch Namen. Der Aegypter Geheimnisse waren, wie die Kunde ihrer Hieroglyphen, deren Gebrauch jenseits der Geschichte liegt, lange schon vergessen; ihre früheren Meinungen lebten nur noch in dem Glauben fremder Völker fort.

Viele Jahrhunderte waren thatenreich vorübergegangen, in welchen das aufgeklärteste und größte Volk der Geschichte, die Griechen, den Dienst der Personen und Hausgötter, a) bey allmählig mehrerem Zusammentreten der Menschen mit allgemeinern Fetischen, und diese bald, durch die ausgebildetere Religion fremder Ankömmlinge und bekanntgewordener Völker, mit Landes- und National-Göttern vertauscht hatte; unter welchen sie nicht vergassen dankbar denen einen Platz zu geben, welche als Wohlthäter des Menschengeschlechts lange im Andenken bleiben sollten. Ueber vierhundert Jahr war von großen Königen

a) Wovon Herodot noch Nachrichten hat. Denn die Religionen überleben den Staat, weil kein Eroberer sie mit den blühenden Städten, den königlichen Pallästen, und den Bildern der Götter vertilgen kann; weil mit der Ausdehnung des Reichs, und den Fortschritten der Cultur, die Religion nicht fortgehet, welche letztere nur langsam darauf würkt: daher wissen wir von der Religion mancher Völker noch etwas, von deren Geschichte uns nichts übrig ist.

und Völkern des entfernten Auslandes, durch herrliche Weih-Geschenke, das Delphische Orakel Apollons zum reichsten Tempel gemacht. Die großen heiligen Spiele waren von weisen Männern gestiftet, um in den Gemüthern der Griechen den Geist zu wecken und zu nähren, wodurch sie das wichtigste Volk der Welt geworden. Vor tausend Jahren hatte schon Daedalus die Formen der Götter menschlicher gemacht, und seitdem hatten ihre Künstler mit immer fortschreitender Schönheit uns unerreichte Muster gegeben, während ihre Dichter herrlich die Thaten der Götter und der Helden als National-Thaten gepriesen.

In Italien war die alte Religion der ersten Bewohner und der Gallischen Rhätier b) von dem angenommenen Glauben der Griechen verdrängt; in den Laren erhielt sich kaum eine schwache Spur, c) und wie Rom mit seinen Waffen auch seine Glaubenslehren zu allen Völkern trug, so wurden nicht weniger sorgsam die Statuen und Altäre fremder Götter in die Mauern gebracht, und der Glaube von hundert überwundenen Nationen fand Tempel und Verehrer in Rom.

b) Rasennä, Razenuni, Hetrusken.

c) Auch wohl Penaten, ehemalige Haus-Fetische, worauf selbst der Ort ihrer Aufstellung, der Feuerheerd, hindeutet. Dahin gehört der Jupiter domesticus (Hercéus.)

Als die schönen Zeiten Griechenlands begannen, da brachten mit allen Künsten, welche Klein-Asien der Welt gelehrt, auch ihre Religion die Bewohner von Phocäa nach Gallien; Flüchtlinge, welche lieber unter unbekannten Wilden und an rauhen fürchterlichen Küsten nach ihrer althergebrachten Verfassung leben wollten, (welche sie, wie billig, als die für sie passendste ansahen,) als auf dem geliebten Boden der Väter einem übermächtigen Tyrannen gehorchen. Als darauf in den Gegenden der Pflanzstadt Massalia die Provinz der Römer gegründet wurde, kamen auch hierhin die Gebräuche, Namen und Formen Roms, welches im Binnenlande ebenfalls Beyfall fand, obgleich daselbst und an der Küste der See die Bewohner dem eignen Gottesdienst noch zugethan blieben, den sie schon mit brittischen Lehren vermischt hatten; (wiewohl wir wenig davon wissen). Alles war in eine Religion zusammengeflossen, die einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt und jährliche allgemeine Senden hatte. Die Druiden, mit einem Erz-Priester an der Spitze, dessen Herrschaft mit den Waffen erkämpft wurde, bildeten eine eigene Kaste, welche mehr Gewalt an sich gerissen, als dem Volk zuträglich gewesen; denn sie gaben, neben der Verrichtung aller gottesdienstlichen Gebräuche, wie bey bürgerlichen Sachen, so bey öffentlichen Angelegenheiten, die letzte Entschei-

dung. Zu solcher Unterwürfigkeit gewöhnten sie die Gemüther der Ritter, (denn die abergläubische Nation hatte in Knechtschaft schon ihren Geist verlohren,) durch den Eindruck der Erziehung und das geheimnißvolle Dunkel des Glaubens; *cc*) und den frechen Geist der Einzelnen zügelten sie mit einem schrecklichen Bann. Von ihren Göttern nannten sie einige mit griechischen Namen; die Unachtsamkeit und der Stolz der Römer fand dieß eben auch bey den alten Landes-Göttern.

So waren jene Religionen, als im sechshundert neun und neunzigsten Jahre nach Erbauung der Stadt, und im fünf und funfzigsten vor unserer Zeitrechnung, der erste Römer über den Rhein in das Land der Deutschen drang. Cajus Julius Cäsar, ein Mann von erhabenen Eigenschaften und dem die Herrschaft der Welt kein zu großer Gedanke war, wollte dem merkwürdigen und gefürchteten Schweifenbunde in den eigenen Wäldern auf's Neue zeigen, was derselbe schon in Gallien erfahren, wie viel die Kriegskunst gegen den Muth eines großen Heeres barbarischer Nationen vermöge. Dazumal wurden zuerst die Lande vom rechten Rhein-Ufer ab den Römern bekannt, zuerst ward ihnen der Name der Germanen genannt, und Italien glaubte das Va-

cc) Solis nosse deos et coeli numina vobis
Aut solis nescire datum. Lucan. phars. I, 442.

terland der Horden zu sehen, gegen welche „alle Gesetze, Sitten, Künste und Wissenschaften der südlichen Welt, und alles Große und Gute was aus Rom auf uns gekommen," *d*) Cajus Marius an den ewig denkwürdigen Tagen bey Aquä Sextiä und an der Athesis gerettet.

Viele und öftere Veränderungen seines Zustandes hatte das Land der Nachkommen Tuists damals schon erlitten; es müssen harte Kämpfe die wilden Bewohner des morastigen rauhen Waldes beunruhigt haben, ehe die uralten Formen so weit geändert worden. Durch wichtige Ursachen und große Bewegungen, die wir nicht kennen, war der Schweifenbund veranlaßt; ein weitgreifendes Unternehmen, sicher von den wichtigsten Folgen für Europa, wenn nicht bey seinem ersten Erscheinen die noch größere Taktik der Römer seine Kraft gebrochen hätte. Nachdem dieser Bund in unbekannten Zeiten sich im Vaterlande fest begründet hatte, war die Vertheidigung mit dem Angriff verwechselt. Dem Rhein gebührte sein Name nicht mehr. Ueberall standen überwältigende Bündnisse auf, verstärkten sich durch Unterjochung, und es ward für und wider schweifische Allmanni gefochten. Das geschah durch Deutsche

d) Johannes Müller Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft 1 Buch 3 Kap.; ein Meister der über mein Lob erhaben ist.

selbst, ohne Einmischung fremder Sieger. Die alte Tapferkeit hatte den Bund erhalten, der keiner gemeinsamen blos ihm angehörenden Religion zu seiner größern Stärke bedurfte, so lange der Glaube der Eidgenossen an das Bedürfniß desselben noch nicht erschüttert war; denn dann fiel er mit aller Religion!

Eine gleiche Veränderung hatte der Glaube der Deutschen nicht erfahren. In Sachen des Gottesdienstes behielten, wie überall bey den Veränderungen der Verfassung, die Völker ihre alte Weise. Freywillige Veränderungen in der Religion sind nur das Resultat einer vieljährigen Cultur. Hatten andere Nationen schon große und herrliche Tempel, geschmückt mit trefflichen Gemählden und kunstreichen Statuen; prächtige Gefäße, Tänze und Lieder, große Opfer, Priester, denen das Volk als Gesandten der Gottheit willig gehorchte, einen reichen Schmuck und Formeln mit tiefem Sinn bey der Feyer ihres Gottesdienstes — denn dieß alles muß der Mensch erst üben, bevor er erkennt auf welche Weise er die Gottheit verehren soll; — und ein System ihrer Glaubenslehren: so zeigte die Religion der Deutschen nur noch zu sehr ihren Ursprung unter rohen Jägern und unstäten Hirten. Durch einen übertriebenen Patriotismus, der unsere Vorstellung von den alten Deutscheu umnebelte, und uns nicht gestat-

tete derselben wahres Bild in ungetrübter Klarheit zu sehen — denn ein solcher bringt nie Vortheil, — wurde bisher auch die Religion der Väter als eine ganz vortreffliche geschildert. Vor ihr verbarg sich schüchtern der Glaube der Römer und der Griechen; noch von den ersten Sitzen der Menschen mitgebracht, und rein, unverändert durch die lange Jahrtausende erhalten, waren die Begriffe der Deutschen so erhaben, daß man um sie zu erklären zu Offenbarungen seine Zuflucht nehmen müßte. Diese Vorliebe verleitete Anton *e*) zu der mit den Geschichten aller Religionen im Widerspruch stehenden Behauptung: „die altgermanische Religion konnte keinen Aberglauben haben.“ Ist es nicht seltsam, daß gerade die Religion unserer Väter die einzige Ausnahme von der Regel machen, daß ihr erstes Alter so vorzüglich, so schön seyn soll?

Unsere wilden Vorfahren sollten von allen Völkern sich unterschieden haben? wir, die nicht einmal einen National-Gott verehrten, hätten den einzigen Gott erkannt? uncultivirte Deutsche den Grad von Aufklärung, das Maaß von Kenntnissen gehabt, dessen kein Volk des Alterthums sich rühmen kann? *f*) — Der Zustand der Völker

dis-

e) Deutsches Museum 1779. B. I. p. 36.

f) Meiners Geschichte aller Religionen. Kap. 1. §. 3.

disseits des Rheins berechtigt uns zu solchen Ausnahmen nicht; liegt der Grund dieser Behauptungen etwa in einem Stolz auf unsere Nation, den wir andern Völkern so gern zum Vorwurf machen? Sollte die Religion der Deutschen wirklich so edel und rein gewesen seyn, als sie geschildert wird, so hätten wir wahrlich mehr Ursach als irgend ein Volk eine ganz besondere Begünstigung und das beständige Einmischen der Gottheit anzunehmen. Soll man den Grund aufsuchen, warum viele vorurtheilsfreye Männer, welche nicht wenige Sachen im wahren Lichte sahen, doch von dieser so unhaltbaren Meinung fest umschlungen blieben? es war nichts anders als die leidige Gewohnheit, mit den Sitten und Gebräuchen unserer Vorfahren auch das, was wir von ihrer Religion noch wissen, ganz für sich zu betrachten; man glaubte nicht, daß dieselben Stufen der Cultur bey jedem isolirt sich bildenden Volke gefunden werden; daß die Nationen keine Sprünge machen; daß die Ausbildung der Religionen, wie ihre Entstehung, unter allen Himmelsstrichen nach denselben Regeln fortschreitet. Denn auch die Religionen gehen vom schlechtern zum bessern fort. Der Anfang unserer Erkenntniß war nicht unmittelbare Offenbarung, sondern gänzliche Unwissenheit. „Jede Familie, die sich nicht einer unmittelbaren Theopnevstie rühmen kann, wird

durch Irrthümer geleitet. Unbekannt mit allen höhern Begriffen, kennet sie auch durch sich keinen Gott, danket keine Gabe Jemanden, außer dem Zufalle, der sie leitet." *g*) Daher verglichen wir das Deutsche nicht mit dem anderer Völker, und so glaubte man denn zu finden, daß, wenn die Deutschen keine Bilder der Gottheit verehrten, keine Tempel hätten; so müßten sie Monotheisten seyn, (Fulda) oder den allumschwebenden Gott überall finden (Anton *h*). Bey dieser Beschaf-

g) Anton Gesch. der T. Nation 1, 84. sehr richtig. Die Geschichte des jüdischen Glaubens ist hier natürlich kein Einwand.

h) Museum 27. Gebauer wollte daher auch beweisen (vestigia juris Germanici antiq. in Tacit. Germ. obvia p. 937.) die Deutschen könnten keine weibliche Gottheiten gehabt haben. Gerade eben so verfuhren auch die Gelehrten anderer Nationen. Chiniac discours sur la nature et les dogmes de la religion gauloise im vierten Theil der von ihm herausgegebenen Histoire des Celtes par Pellatier p. 60. So wie die deutschen Schriftsteller die Religion der Gallier (Druiden, Barden u. s. w.) plünderten, so wandten die Franzosen Tacitus Nachrichten auf die Galen an; denn die Deutschen hatten die Religion rein behalten, welche die Gallier, ihre Ahnherrn, nach der Gründung von Marseille und der Bekanntschaft mit den Römern gegen abscheuliche Lehren vertauscht hatten. Wenn die Väter nicht mehr im strahlenden Nimbus erscheinen, wenn sie wieder gewöhnliche Menschen sind, und ihnen kein Vorzug vor andern Völkern zusteht, wer ist Schuld daran, der Beobachter, der sie zeichnen muß wie er sie findet, oder die Natur, welche sie nicht begünstigen wollte?

fenheit der Ideen über die deutsche Religion konnten wir zu sichern, festen und den einig wahren nie gelangen; jeder Schriftsteller sah die Sache aus einem andern Gesichtspunkte an, es gab so viel abweichende Systeme als Bücher darüber geschrieben sind. Unsere Unwissenheit verwandelten sie in Verwirrung. Cluver, der die Dreyeinigkeit in Deutschlands Wäldern fand, brachte alle Gottheiten auf fünf; Falkenstein sah überall nur die Sonne, (auf welche Macrobius alle Gottheiten zurückführte), den Mond, und das Feuer; in eins dieser Wesen lösten sich alle übrigen auf; ein anderer sah nur Odin, Thor und Freya; Schedius brachte alle Götter der Welt in Deutschland zusammen. Bald mit Beute aus dem hebräischen Glauben, bald mit Persischen, bald Griechischen, bald Gallischen Flicken wurden die Nachrichten über die Religion der Deutschen bereichert. i) Dieß ist unrichtig: die Religion der Germanen war nicht über die anderer Völker im

R 2

i) Dergleichen gehörte den vorigen Jahrhunderten, bis man nun auch anfängt die Griechischen und Römischen Lehren (und bald auch wohl die Deutschen) aus den Indischen Mythen zu erklären. Auch hier findet sich eine Dreyeinigkeit, in der Entstehung, Erhaltung und Zerstörung der Dinge. Veterum Monumenta, quae — — — societas antiquariorum Londini edenda curavit. Tom. IV. Abh. von Townley, nach den Göttinger Anzeigen 1800, 141 St.

Stande der Kindheit erhaben, sie war ihr völlig gleich. **Fetische** — sinnliche Gegenstände aus der den rohen Menschen umgebenden Natur, die ihn entweder rührten, oder ihm Schaden oder Nutzen brachten — *k*) **waren des Germanen heilige Verehrung.** *l*) Cäsar kennt zwar

k) **Meiners** l. c. c. I. Dahin alle Thier-Gottheiten.

l) **Caesar** de b. G. VI. 21. deorum numero eos solos ducunt, quos cernunt, et quorum ope aperte juvantur, Solem et Vulcanum et Lunam, reliquos ne fama quidem acceperunt. Es hat der richtigen Beurtheilung und bessern Benutzung der Nachrichten Cäsars unendlich geschadet, daß man den einzig möglichen Standpunkt nicht immer nahm, von dem aus dieselben betrachtet werden müssen. Die Kapitel 21. u. f. sind ohne die vorhergehenden 11 — 21. gar nicht verständlich. In diesen zusammen giebt Cäsar (nicht im Vorübergehen, sondern absichtlich) eine vergleichende Schilderung der Galen und der Germanen. Neque Druides habent — neque sacrificiis student" heißt also nicht, sie hatten gar keine Priester und keine Opfer, sondern nur sie haben die Galische Religion und deren Priester nicht, und opfern nicht so sehr; sind also mit Menschenopfern unbekannt. Daher auch nur Germani multum ab hac consuetudine differunt nicht plane, omnino. Eins bezieht sich immer auf das andere. Aber zu sagen: nur in Hinsicht auf Gallien schreibt Cäsar dieß, und: „reliquos deos ne fama quidem acceperunt" ist blos von den Galischen Göttern zu verstehen, wird viel zu eingeschränkt und ganz gegen Cäsars Sinn, der beyde Völker nicht für die Galen, sondern für die Römer schilderte, und natürlich dabey den Gesichtspunkt von Rom aus nahm, und nicht blos diese Nation unter sich, sondern auch in ihrem Verhältniß gegen die übrige Welt, betrachtete.

die Fetische der Einzelnen nicht, so wenig als Tacitus, aber dagewesen sind sie sicher, die Schuld liegt an der zu wenig geübten Beobachtungsgabe der Römer, *m*) denn es fanden sich schon Zauberer, (Jongleurs, Schamane,) und der Privat-Gottesdienst muß dem allgemeinen vorhergehen. Vielleicht hatten aber die Fetische des Einzelnen schon zurücktreten müssen, sie waren nun zu beständigen, unveränderlichen Haus-Geistern geworden, oder schützten nur noch als Amulete oder Talismane. Die Fetische, diese väterliche Ur-Gottheit, betete für sich der Haus-Vater an, er trug seinen Allrun; d. h. ein Run, den man beständig um Rath fragen kann, unter allen Umständen, in allen Lagen; (also ging die ganze Religion der Deutschen vom Orakel aus,) *n*) sie mochten aber auch als Amulete dienen. *o*) Ein

m) Daher hat die Religion, nach Tacitus Zeichnung, das edle Ansehen, daher ist sie so rein. Die Stufe ist es, worauf die Religion stand, nicht die Priesterlosigkeit, wenn ihr Glaube dem Galischen nicht gleich schien, oder dem anderer Völker.

n) Verglichen Tacitus Germ. 10. auspicia sortesque, ut qui maxime, observant.

o) Gerade wie Carver (p. 282. 286. nach Ebeling's Uebersetzung) von den Eingebornen an den Quellen des Missisippi und hinter den großen Seen sagt: „sie bedienen sich der Manitu zu Schutzweh-

solcher Allrun kann nur für den Einzelnen, nicht aber für eine Mark seyn; diese hat blos Runen, daher darf die Schamane Aurinia nicht in Allrunia verwandelt werden. Nun mag der deutsche Ausdruck für Fetisch, Manitu seyn. *p*) Ob aber diese Allrunen schon die künstlich geschnitzten waren, welche als Allrunecken bis auf uns gekommen sind, das ist eine Frage, welche man weder verneinen noch bejahen kann. Das lange Haar ist Bürge des Ursprungs vor Jahrtausenden; und nächst dem Oster- und Johannis-Feuer giebt es

ren;" oder die Ibo in Afrika (Oldendorp Gesch. der Mission auf den Karaiben B. 1. p. 324.) Dahin gehört die Stelle Tacitus l. c. 7. „deo quem adesse bellantibus credunt." Einen eignen unsichtbaren allumschwebenden Gott zu denken (auch nur als Kriegs-Gott) war nicht die Sache der Deutschen (die Griechen und die Römer bedurften selbst noch der persönlichen Erscheinung ihrer Götter in der Schlacht); der Gott mußte bey ihnen und nur für jeden seyn; so groß war die Macht eines Gottes noch nicht, daß er eine ganze Schlacht zu leiten vermöchte. Später hat jede Familie, Mark oder Genossenschaft ihren Kriegs-Gott sichtbar unter sich, Tacit. Hist. v. 22. und Germ. 7., den sie von Haus mitnahm; nur von diesem verspricht sie sich Schutz und Sieg.

p) Wir werden ihn künftig gebrauchen, wenn vom Orakel, Vorhersagungen, die Rede ist; denn dieß scheint seiner ursprünglichen Bedeutung am nächsten zu kommen. Die Privat-Fetische sowohl als die Mark-Fetische können auch Geist, Geister genannt worden seyn: wir brauchen um des Worts willen keine Mittelwesen zwischen den Menschen und der Gottheit anzunehmen.

wohl kein Ueberbleibsel der deutschen Vorwelt, welches den Allraunen (Allrünchen) an Alter vorginge. Sie waren Haus-Geister — von vielen erprobt und verehrt — schon vor Jahrtausenden. Ihr Name ist nicht von den Mark-Runen geborgt, denn er war eher. Lange ist aller Gedanke an Runendienst verschwunden; schon viele Jahrhunderte lehrte man den einzigen Gott, aber ihr Dienst lebt noch immer fort: wer weiß nicht wie fest eingewurzelter Glaube steht! Die Itälmens sind schon weit über die Periode hinaus, wo jeder nur seinen Fetisch verehrt, und doch ist ihr Haus-Fetisch (der Gestalt nach ein wahrer Allrune), immer noch dem Feuerheerd gegen über. Bis zur Zernichtung ihrer Religion verehrten die Römer ihre alten Laren (Penaten) am Feuerheerd, ob diese gleich die ursprünglichen Formen nicht mehr behalten haben mochten, und selbst der allgemeine Name Lar oft in den besonderen mächtigerer Götter verwandelt war. Die Gestalt dieser deutschen Haus-Götter bestärkt, daß die ersten künstlichen Fetische Pfähle oder Hölzer waren mit einem ausgeschnitzten Menschenkopf; wiewohl bey den Allrunen gewiß die betäubende und trunkenmachende Kraft der Mandragora nicht zu übersehen ist, aus welcher Wurzel die Allrunen geformt werden. q)

q) Später erscheinen zwar, wenn man Jornandes

Nur diese Schutz-Götter einzelner Personen und Familien gab es; nur ihnen ertönten die rohen Gesänge. Aber es gab auch in Deutschland

trauen kann, bey den Gothen Allrunen in ganz anderer, in der Bedeutung als Schamane. „Filimer repperit in populo suo quasdam magas mulieres, quas patrio sermone Aliorumnas is ipse cognominavit, easque de medio suo proturbat.“ Ap. de Groot. 643. (von ihnen und bösen Geistern entsproßten die fürchterlichen Hunnen). Allein wer bürgt uns, daß sie nicht mit Runen verwechselt sind? Bey Jornandes ist dieß nicht zu viel vermuthet; Ulfilas hat „runa thiudingardja Goths;“ mysterium regni dei Marc. 4, 11. Luc. 8. 10. runa: consilium, dispositio Matth. 27. 1. (auch im Isländischen ist das simplex: Runnameistari; incantatores; im Allmannischen girunu, mysteria). Und wenn diese Nachricht richtig ist, konnte nicht sehr gut, in der Reihe der Jahrhunderte, der gleiche Name, unabhängig von der Bedeutung des ältern, aufkommen? Mit dem Namen der Fetische wurden auch zugleich die Schamane, Jongleurs, belegt, welche die Gothen sich unter den Weibern aussuchten. (So gab es einen Python, einen pythischen Apollon, und eine Pythia: so giebt es noch Fetische und Fetischirer, und die Bewohner von Madagaskar nennen beydes Grigri). Sie waren für ganze Stämme und Genossenschaften; daher können auch sie Alirunen geworden seyn. Ueberdieß nannte sie nur Filimer so. Andere Codd. haben aber Haliurunas (Codd. optimae notae sagt Keyßler Antiquit. septentr. 461.) und dann würden es die heiligen Runen seyn. „Sollte wohl die Uebereinstimmung des Namens der Fetische mit dem der Buchstaben etwas dazu beygetragen haben, letztere im Norden als zauberisch zu verdammen?“ Darauf will ich antworten, sobald man mir beweißt, daß die Buchstaben verboten worden! Die Wahrsagerinnen heißen Runen, und diese mußte man unterdrücken.

schon allgemeinere Fetische; denn für alle war die Sonne, der Mond, das Feuer *r*) und die Erde. Diese vier Wesen waren allen gleich günstig, halfen allen gleich viel. Der letztere Haupt-Fetisch ist sicher älter als Ariovists Eroberungen, obgleich Cäsar seiner nicht erwähnt und erst Tacitus *s*) ihn einführt. „Bey den Reudingen, Avionen, Angeln, Varinen, Eudosen, Suardonen und Nuithonen ist nichts anmerkungswerthes, als daß sie gemeinsam die Herthum, d. h. die Mutter Erde, verehren." Eine Stelle, über welche gewaltig commentirt ist. Die Insel im Ocean darf man nicht in der Ostsee suchen; Rügen kann also nicht gemeint seyn, denn die Ostsee hieß nie Oceanus: sondern es muß eine Insel seyn, die der Küste Germaniens gegen über, vielleicht vor der kimbrischen Halbinsel lag. Letztere dachten sich die Römer aber als einen langen Streif, der von der Elbe an längs der Küste Germaniens in das Meer als eine Nehrung hinlief; aber keine Ostsee

r) Wir brauchen den Ursprung des Feuer-Dienstes nicht in den Ursitzen der Deutschen zu suchen; ob hiermit das Feuer beym Eintritt des Jahres in Verbindung steht, wie Anton, (Gesch. 85.) glaubt, daran kann man zweifeln; dieß war eher ein Zeichen der Freude, wofür man schwerlich ein gleichpassendes Surrogat finden konnte.

s) Germ. 40.

einschloß: denn so weit erstreckte sich die geographische Kenntniß der Römer von Deutschland nicht. Die Bucht, die zwischen dieser kimbrischen Halbinsel und dem festen Lande war, hieß baltia, später mare suevicum und sinus Codanus. Die Römer hatten alles von Hörsagen und der Lectüre; wer weiß wie alles das umhergelaufen war, bis es zu Tacitus kam. Wahrscheinlich dachte sich Tacitus eine von den Inseln: „Oceanus insularum immensa spatia complectens." Wir dürfen nicht „in silva Baceni" lesen, noch Oceani ganz ausstreichen; denn was berechtigt uns dazu? Merkwürdig ist es, daß diese Völker ihren Fetisch schon in Wagen einschlossen und umherführten; schon Priester ihre Gaukelspiele trieben, und um diese zu verstecken die Sklaven im See ertränkten; „quos statim idem lacus haurit:" aber unser Zeitalter glaubt nicht sogleich Wunder! *t*) Hier ist sicher keine Bundes-Religion. Von Luft-Geistern haben wir keine Spur: aber von Erdmännchen, Berggeistern, erzählt man viel; vielleicht ein Beweiß der Erdverehrung. Warum sollen wir jene Worte Cäsars (not. 1.) nicht wörtlich nehmen? *u*) Freylich keinen Lenker des Son-

t) Wie war es möglich diese Stelle als einen Beweiß der Menschen-Opfer anzuführen?

u) Hier wird es der Ort seyn, etwas über die Glaubwürdigkeit der Nachrichten Cäsars und Tacitus zu sa-

nenwagens, keine Artemis mit Köcher und Bogen, keinen Hephästos vor seinem Ambos, muß man suchen. Schon das verschiedene Geschlecht der

gen, in wie fern der eine auf größere Glaubwürdigkeit als der andere Anspruch machen kann. Lange war es Ton, Cäsars Bemerkungen allen geschichtlichen Gebrauch abzusprechen; und warum? Tacitus ist vollständiger; hat auch vieles gar nicht berührt, wovon Cäsar spricht; und in der kurzen Zeit zwischen beyden kann sich eine solche Veränderung nicht zugetragen haben; er konnte die Sachen besser wissen als Cäsar, der nur zweymal über den Rhein ging und sogleich umkehrte; wenn er auch nicht selbst Deutschland sah, so waren doch die Deutschen zu seiner Zeit bekannter geworden, Gesandten, Geißel und Neugierige hatten in Rom sich aufgehalten. Die ganze Vergleichung fällt also zum Nachtheil Cäsars aus, der wohl gar vorsätzlich falsch gesehen haben sollte. Wenn Cäsar und Tacitus nicht einerley Nachrichten gaben, sich zu widersprechen schienen, so war kein anderes Mittel als die Träumereyen und Erdichtungen Cäsars zu verlassen, und sich einzig an Tacitus zu halten. Richtiger schien es, dem schweigenden Tacitus zu folgen als Cäsar, der geradezu eine Nachricht behauptete. Wenn Leute von äusserst beschränkten Fähigkeiten über einen solchen Mann absprechen wollen! Selten war man gerecht genug um beyden Glauben zu schenken: dann dachte man aber auch sogleich an neue Systeme, (wie Möser durch seine öffentliche und heimliche Religion); und bestrebte sich die geträumten Widersprüche beyder Schriftsteller zu heben. Hätte man doch erst untersucht, ob denn wirklich Widersprüche vorhanden wären, oder nur mitgebrachte Vorurtheile solche fänden! Cäsar hatte die über den Nieder-Rhein gedrungenen deutschen Völkerschaften besiegt, die Macht der damals drohendsten Verbindung der Schweifen von Vesontio bis über den

beyden ersten Götter in Rom und Germanien müßte darüber entscheiden, wenn es Streit geben könnte in einer so klaren Sache. Es waren also

Rhein getrieben, der Kern seiner Armee, mit welcher er die Welt eroberte, waren Deutsche, und Cäsar konnte schon an sich bey weniger Hülfsquellen durch seinen aufmerksamen und festen Blick mehr und richtiger beobachten als der gelehrte Tacitus, der auf seiner Stube nur aus der zweyten Hand, oft noch entfernter, schöpfen mußte, der widersprechende Berichte zu vereinigen hatte, keine Lokal-Kenntniß besaß, nicht an Ort und Stelle die Meinung prüfen konnte, welche er nach langen Untersuchungen endlich für die richtigste hielt, der uns auch seine Quellen nicht einmal nennt; und nur Tacitus außerordentlicher Geist konnte eine Einheit schaffen, welche wir bewundern müssen. So konnte Cäsar die Galen und Germanen nicht verwechseln, er sah täglich die eigenthümliche Verschiedenheit beyder zu deutlich; aber Tacitus begeht schon den Fehler wieder, den die Römer sich nicht entwöhnen konnten, welche alles Land jenseits der Alpen unter einem gemeinschaftlichen Namen zusammenwarfen. Also, trotz des bis an die Elbe vorgedrungenen Drusus und der Menge deutscher Sklaven und Edlen in Rom, ist die absolute Glaubwürdigkeit Cäsars nicht geringer als die des Tacitus. Auch konnte in dem anderthalb hundertjährigen Raum zwischen Cäsar und Tacitus sich viel ändern, und hat sich wirklich geändert; manches war wenigstens sichtbarer geworden, und die größere Kenntniß, welche die Römer allerdings erlangt hatten, ließ manches klar sehen, wovon Cäsar nur den dämmernden Schein erblickte. Aber das alles berechtigt uns nicht, die Nachrichten des großen Schriftstellers zu verwerfen und mit dem Kranz des zu Boden geworfenen seinen Nachfolger zu schmücken. Beyde können ohne irgend einen Nachtheil neben einander bestehen.

in Deutschland allgemeine Fetische, aber alle Deutsche verehrten dieselben nicht (wie die Aegypter den Apis, die Bewohner von Fidah die große Schlange); Cäsar kannte das innere Deutschland zu wenig; die Völker Germaniens waren in Gesinnungen, Bedürfnissen und durch geographische Lage zu sehr von einander getrennt, um gleiche Meinungen zu hegen und gleichen Drang zu fühlen. Nicht blos gute Götter verehrt man, *v*) nein, auch solche, vor denen man sich fürchtet — woraus man lange Zeit allein herleitete, wie der Mensch zur Erkenntniß der Gottheit gekommen *w*) — und so können immer die Wuhrd-Chauzen *x*) einen der Fetische Cäsars nicht gehabt haben; aber auch dagegen wieder andere, welche die Anwohner des Rheins nicht verehrten. (So war der Dienst der Krokodile nicht über ganz Aegypten verbreitet). *y*) Allein wenn die von

v) Quorum ope aperte juvantur.

w) Primos in orbe deos fecit timor. Petronius.

x) Plinius Histor. Natur. l. XVI. c. I.

y) Dieses dürfen wir nicht vergessen. Es hat viel, sehr viel Unheil angerichtet, daß jede Gottheit, oder jede Spur derselben, sogleich von ganz Deutschland verehrt seyn sollte. Man theilte wohl gar die deutschen Götter in generale und speciale ein (Tresenreuter Das vernünftigste ist doch wohl, daß man die Verehrung eines Gottes nur dem Ort giebt, wo man ihn findet. Und vollends bey den Deutschen, wo so viel

Cäsar erwähnten großen Fetische auch von allen Deutschen verehrt worden wären, so sind es deswegen noch keine allgemeine deutsche Götter; zu deren Bildung Deutschland keine Zeit gelassen wurde. Ehe Horden zusammengetrieben wurden,

hundert in gar keiner Relation zu einander stehende Völker lebten, wer kann da von einem Theil aufs Allgemeine schließen. Ein Volk hatte durch Wanderungen, durch Kriege, durch Nachbarschaft, ursprünglich fremde Götter angenommen, während seine nächsten Nachbaren auf einer andern Seite noch ganz den alten Dienst feyerten und beständig behielten. In Deutschland hatte der Gottesdienst bey weitem die Stufe noch nicht erreicht, wo allgemeine Götter, von allen als National-Götter verehrt, vorhanden sind. Gerade so ist es auch bey unsern Urtheilen, ob dieß oder jenes Volk ein deutsches war. Da sagt man bald: nein; denn die Arier (Tacit. 43.) bemahlten ihre Körper, das war nicht germanische Sitte; oder: das sind Germanen, denn sie fochten nackt. Warum können denn die Gewohnheiten der Völker eines so großen Landstrichs nicht verschieden seyn? War denn Tacitus überall gewesen, hatte er alle Germanen gemustert? Wenn man auf der einen Seite, um diese Angaben für seine Meinungen wegzuschaffen, behauptet: Tacitus konnte das vernünftiger Weise nicht wissen, der Römer Kenntniß war so groß nicht; so muß man auch gerecht seyn, und diese Autorität auf der andern Seite nicht wieder brauchen wollen. Wann haben die Römer mit den Ostsee-Bewohnern gestritten? So wird Tacitus als vollgültiger Zeuge angenommen, wenn die Frage ist, ob ein Volk zum Schweifenbunde gehörte, aber nicht wenn gestritten wird, ob dieses Volk germanisch war. Mich däucht, das ist nicht consequent.

Stämme sich fest verbanden, kraftvolle Bünde dastanden, konnte es keine auch nur etwas allgemeine Fetische geben. Zwischen diesen bildeten sich auch die Marken, daher es sicher zu Cäsars Zeit auch schon Mark-Fetische gab, ob sie gleich noch nicht bemerkbar wurden. z) Aber diese Fetische selbst wurden verehrt; keinen Bilderdienst gab es, a) die Gegenstände selbst fanden göttliche Verehrung, nicht ein nachahmendes Bild. Kein Geist der Vorfahren, b) kein Gott in Menschen-Gestalt c) ward angebetet. So konnte der Römer keine Götterbilder finden; es gab keine Tempel; d) daher schloß man: auch keine sichtbaren

z) In Gallien aber war zu selbiger Zeit schon eine Religion.

a) Alles, was sich dagegen sagen läßt, hat Fulda (Geschichtforscher b. 1.). Wir erfahren auch nicht, daß die Römer, nach ihrer Gewohnheit, die Götter Germaniens fortgeschleppt hätten.

b) Rößig (deutsche Alterth. 161.) will zwar Cäsar einen Herkules-Hain aufbürden, allein er hat sich wahrscheinlich durch Tacitus Annal. 2, 12. verleiten lassen, wo aber von einem ganz andern Cäsar die Rede ist.

c) Daher haben wir aber auch keine deutsche Mythologie, die sich gebildet hätte, wenn wir von Fetischism aufwärts gestiegen wären.

d) Es hat vielen große Freude gemacht, daß die Deutschen nie Tempel hatten: „der Germane dachte sich seine Gottheit viel zu erhaben, um sie in einen so kleinen Raum einzuschließen“!

Götter! mehr als die stolzen Hallen Roms gefaßt hätten. *e*) Kein Priester vertrat die Gottheit: den Haus-Fetisch verehrte für sich und seine Familie der Haus-Vater, ihn fragte er um Rath. — So ist die Religion zu Cäsars Zeit.

Anderthalb Jahrhunderte verflossen hierauf in fast unaufhörlichen Kriegen; bis zur Elbe dringen römische Heere und Flotten; und wenn auch mehr als ein Römer es der Mühe werth achtet, diese Barbaren der Nachwelt genauer zu schildern — (wer beschrieb die Parther oder die Brittanier?) — und durch Zusammenstellung der durch den immerwährenden Kampf erworbenen und vermehrten Kenntnisse die Nachrichten des großen Imperator von dieser Nation zu berichtigen und sie ausführlicher zu schildern; so ward dieß doch nicht zur Bekanntmachung bestimmt, (wie der ältere Plinius, dessen 20 Bücher vom Germanischen Kriege vielleicht noch aufzufinden sind), oder es ist wenigstens alles für uns verlohren, bis auf Tacitus.

Die-

oder „in Tempel einzumauern;" aber in Wagen oder Kisten gepackt (Tacit. Germ. 40.) waren sie unbeschränkter!!

e) Dieß giebt die Natur der Sache, da mancher auch wohl mehr als einen Fetisch verehren mochte; so singt Remigius von Chlodwig I.

— — — contempsit credere mille
Numina, quae variis horrent portenta figuris.

Dieser gab seinen Römern ein Gemählde der Nationen, mit denen sie nicht mehr um ihre väterlichen Sitze, die Mauern Roms, oder um die schönen Fluren Italiens streiten, die aber glücklich — ein unerhörtes Beyspiel für die Enkel Romulus — unter Germaniens Götter-Eichen widerstehen; die hier Thaten verrichten, welche mit Furcht und bangen Zittern die entarteten Weltherrscher in ihrer Hauptstadt erfüllen: denn ein Volk wagt alles, wenn es seine Verfassung einmüthig vertheidigt. Bey der langen Berührung mit einer hochgebildeten Nation, bey dem unabläßigen Reiben, hatte schon manches Neue, aus oft weit entlegenen Landen gekommen, in Deutschland Eingang gefunden. Der Uferbewohner kennt den Wein, das edle Geschenk eines freundlichen Himmels, dessen Erfindung die Griechen stärker feyerten als selbst den Römern gefiel. Der Geist des Handels regt sich. Edle sind im Bunde Roms; die Kraft der Germanischen Völkerschaften wird durch das Gold Asiens bewafnet oder gelähmt. Deutsche wallfahrten über die Alpen, huldigen den Augusten und kehren mit Römischen Ideen, mit Italiens milden Sitten und lateinischen Gewohnheiten in ihre waldigen Sümpfe zurück. Warum nicht auch mit dem Dienst fremder Götter? Warum sollten sie nicht die Wesen verehren, denen sie in der Stadt der Weltherrscher

so herrliche Feste gefeyert sahen? Daß dieß geschehen verdient unsere Bewunderung nicht, es ist der natürliche Gang der Dinge; wäre es nicht geschehen, dann müßten wir staunen. — Eine große Krise, und Tacitus ist kein Caesar!

Konnte schon der Römer sich den einigen Gott nicht denken, hatte er für ihn keinen Namen; *f)* welche Verwirrung mußte da in der Schilderung der Religion der Deutschen entstehen, wenn man leichtsinnig die Schranken umwirft, welche, voll Weisheit, der große Vorgänger erhoben und geachtet hat. Schön schildert Cäsar die Gebräuche der Gallen und Germanen, und zieht zwischen den verschiedenen Religions-Meinungen beyder eine feste Gränze in seiner trefflichen Parallele beyder Völker; aber Tacitus erzählt das mit den nämlichen Worten von den Germanen, was Cäsar von den Gallen sagte; und wie auch die Fehler großer Männer zur Nachahmung reizen, Tacitus Beyspiel ist noch bis auf die neuesten Zeiten so hinreißend gewesen, daß alle ihm folgten, und Gallen, Germanen und Nord-Völker unter einander warfen.

Zwar sind Deutschlands Götter nicht in menschliche Gestalt gebildet, und nur allein im Gemüth werden die Unsichtbaren dargestellt; *g)* aber es

f) Fulda l. c. I. 78.

g) Neque in ullam humani oris speciem assimulare deos

sind doch mehrere Gottheiten, und von unterschiedener Macht. Nun blutet der Mensch, oft in zahlreicher Menge, an Altären blutdürstiger Geister. *h*) Nun erscheinen nicht nur Bundes-Gottheiten, sondern Thuist, Man, Merkur, Isis.

— aebitrantur — secretum illud, quod sola reverentia (hist. V. cap. 5. mente sola) vident, Germ. 9. Bey einer andern Erklärung scheint mir Tacitus nicht frey von Widerspruch zu seyn. Man stellte sich die Sache auch so vor: wie das Verhältniß zwischen der Gottheit und den Heiligen in der katholischen Kirche; Merkur, Mars nahmen die Wünsche und Gebete an, brachten sie der Gottheit vor, und unterstützten das Gesuch, so war doch wenigstens keine Viel-Götterey! Wenn man nur den Schall der Worte hören wollte, könnte man immer sagen: Tacitus schließt den Thierdienst nicht aus.

h) Möhsen Gesch. der Wissensch. in der Mark 35., zweifelt nicht daran, weil er die alte Religion durch Odin verderben läßt, welchen er von den Trojanern ableitet, und der Grieche Achilleus opferte ja vor Troja 12 Menschen!! Anton leugnet die Menschen-Opfer im deutschen Museum, und in der ersten Ausgabe des Commentars über Tacitus, freylich aus unzulänglichen Gründen; aber aus eben so unzulänglichen widerruft er dieses nachher. Alle Stellen, welche man dafür anführt, beweisen nichts: der größte Theil spricht gar nicht einmal von Opfern, und Cäsar sagt das gerade Gegentheil. Aus der Geschichte der Opfer kann man beweisen, daß die Menschen Opfer bey den Deutschen wohl nicht gewesen sind. Das Publikum hat vom Verfasser eine eigene Abhandlung über diesen Gegenstand zu erwarten, wenn es an diesen Untersuchungen Gefallen findet.

Castor und Pollux, Hertha und Mars *i*) sollen für die ganze Nation seyn, die nie zusammenhing, wie die Römer, die in Bünde getheilt war, welche sich selbst bekämpften — was zu einem Gott gehört, ficht unter einem Panier. — Nein! die alten Fetische sind in Groß-Germanien nicht verschwunden. *k*) Keine Priester-Kaste herrschte in

i) Fulda I. 78. hat schon bemerkt, das Beyspiel von den Juden (Hist. 5.) sey uns Warnung, verglichen mit dem was Meiners, Versuch über die Religions-Geschichte der ältesten Völker, von der Verunstaltung der Aegyptischen Religion sagt: cap. 4. ganz. War man doch so kühn, die Götter zu benennen, welche in den unbekannten Ländern, in der Fabelwelt, verehrt werden sollten. Hekatäus und andere sagen: gegen Gallien liege im Ocean eine große Insel, Hyperboreer sind ihre Einwohner! Hier, fabeln sie, ward Latona geboren; und daher wird vor allen andern Göttern Apollon verehrt, täglich feyern sie durch beständigen Gesang sein Lob, und huldigen ihm mit großer Feyer, daher betrachten sie diese Menschen als Priester Apollons u. s. w. Diodorus Siculus l. 2.

k) Lucos et nemora consecrant, deorumque nominibus appellant secretum illud, quod solo reverentia vident Germ. 9. Das heißt weiter nichts, als sie verehrten heilige Bäume; das andere sind Römische Ideen, gleich den Bemerkungen: „caeterum neque cohibere parietibus deos — — ex magnitudine coelestium arbitrantur" (Empfindungen würdig eines Tacitus, erhaben über sein Zeitalter, und welche auch das Gemüthe manches Deutschen erfreuten, wären sie auch nur wahr, — aber Deutschlands wilde Bewohner hatten sich so hoch noch nicht gehoben) oder „advectam esse re-

dieser Zeit bey den vorliegenden Völkern, welche die Römer näher kannten; den verhaßten Druiden hatte Mitleid in den Bergklüften vielleicht das Leben gefristet, *l*) nie aber hat ihre Lehre sich gezeigt, sie fiel mit ihnen in das Grab. Zu jeder Handlung, vielleicht auf einen ganzen Krieg, ward immer auf's Neue, aus den versammelten Mark- oder Bundesgenossen, Ein Priester als ein Beamter derselben, wie der Heerführer und die Grafen, erwählt, mit einer Gewalt bekleidet, welche der ungebundene Germane nur ihm allein ohne Furcht anvertraute. *m*) (Daraus kann auf keinen

ligionem." Wodurch der Verfasser aber nicht behauptet haben will, daß nicht ein ganzer Hain, weil ein Fetisch darin war, als Einschluß mehrerer Fetische, oder aus andern Ursachen, geheiligt und befriedet gewesen seyn könne. Zu den Fetischen sind auch die so häufig gefundenen Ochsen und Ochsen-Köpfe zu rechnen, obgleich nicht jedes Gebild, welches man unter der Erde findet, ein Gott ist.

l) Fulda I. 97. Strabo spricht sehr weitläufig von den Gallischen Priestern: wären die deutschen Priester denselben nur im geringsten ähnlich gewesen, so würde er den Katten Lybis nicht blos ἱερευς nennen. An die Barden ist auch nicht zu denken. Anton hat darüber im Deutschen Merkur 1800 Dec. Stück so gesprochen, daß es unnöthig ist, etwas darüber zu sagen, um so mehr da Heinze's Untersuchung keine Widerlegung geworden ist.

m) „Silentium per sacerdotes, quibus tum et coercendi jus est, imperatur" (c. 11.); „neque animadvertere, ne-

besondern Mark- oder Bundes-Gott geschlossen werden.) Nie waren bey einer Verrichtung mehrere: *n*) in Privat-Angelegenheiten vertrat der Haus-Vater desselben Stelle. Die Opfer waren Thiere, aber wohl nur den Mark-Göttern; kein Altar ist in den Gefilden Germaniens mit Menschenblut bespritzt. *o*) Nun zeigt auch jede Mark ihren Fetisch, *p*) eine mächtige Eiche in der All-

que vincire, ne verberare quidem, nisi sacerdotibus permissum:" (c. 7.)

n) Sehr schön von Anton Gesch. I. 90. ff. besonders not. *x* ausgeführt. Aber dieß ist nur auf die Völker anwendbar, welche den Römern bekannt waren. Von ganz Deutschland können wir nie absprechen. In der folgenden Periode, 200 Jahr nach Tacitus, finden wir schon Ober-Priester, mit ausgedehnter Macht, unter Deutschen Völkern. Man hat so viel vom Priester Siegmund (Tacitus Annal. 1, 57.) gesprochen; war dieser aber wohl auch nur einmal ein Deutscher Priester?

o) Anton behauptet an mehreren Orten: die Deutschen hätten es erst von den Römern gelernt, statt der Menschen-Opfer, thierische Opfer zu nehmen. Den Beweiß möchte ich sehen! Opfer hatten die Deutschen, ehe ein Römer an den Rhein kam, dieß sagt schon Cäsar. Ob die Steinhaufen, welche man für Altäre ausgiebt, wirklich solche waren, steht dahin. Winkelmann — not. Westphal. 370. — weiß, daß die barbarae arae (Tacit. Annal. 1. 61.) dreyseitig waren!

p) Solche konnte Tacitus meynen, Germ. 7., „effigies et signa quaedam, detracta lucis in proelium ferunt." was dieß für Fetische gewesen zeigt er uns selbst Hist.

mande, q) ungeheure Felsenmassen, r) Quellen, s) waren mehr für die Mark als für den Privaten ein Gott. t) Jetzt sind Mark und National-Ru-

v. 22. depromtae silvis lucisque ferarum imagines. (Ob aber ein Ur oder ein Elen, davon sagt er nichts, und wir können also auch davon nichts weiter wissen) ut cuique genti inire proelium mos est. „Doch scheinen diese mehr für den Gebrauch im Kriege bestimmt gewesen zu seyn.

q) Lucan 3.

— — — simulachraque moesta deorum
Arte carent, caesisque extant informia truncis,

claudian de laud. Stilic. I. 128.

— — — lucosque vetusta
Relligione truces, et robora numinis instar
Barbarici — — —

Dahin gehört Tanfana und Baduhenna.

r) Warum soll man diese nicht so gut als große Eichen zu Mark-Fetischen erwählen? Nicht jeden Stein verehrten sie, weil er ein Stein war, und irgend ein Stein als Gott angesehen wurde; daher ging Schütze, Schutzschriften für die alten Deutschen und Nordischen Völker, I, 52., zu weit.

s) Tacitus, Annal. XIII, 57., "religione insita eos maxime locos propinquare coelo, precesque mortalium a deis nusquam propius audiri." Römisches Gewand, die Salzquellen selbst hielten sie für einen Fetisch. Man vergesse bey diesem Kriege nicht, daß das Einpöckeln bey den Rhein- und Donau-Deutschen so viel sagen will.

t) Man könnte beynahe behaupten, sie konnten gar nicht

nen mit großer Ehrfurcht angestaunt. u) Von Bundes-Gottheiten wissen wir nichts, sie erblicken

für den Privaten einzig seyn, denn der ganzen Mark gehörten diese Sachen, es gab kein Privat-Eigenthum daran. Anton I, 174.

u) Velleda, Aurinia, Ganna, die weissagende Pferde. Die Weiber-Verehrung ist als etwas ganz besonderes gepriesen, und man hat wohl gar daraus herleiten wollen, die Deutschen hätten ihre Weiber besser, als von allen andern Barbaren geschieht, behandelt, und sie hätten wenigstens seit die Römer sie kennen lernten, ein achtungswerthes Ansehen genossen; selbst Tacitus sage ja, daß in ihnen etwas göttliches verehrt worden. Alle Nachrichten, alle Gesetze der Deutschen, worauf dieser Vorzug des weiblichen Geschlechts doch vorzüglichen Einfluß haben müßte, sagen gerade das Gegentheil. Das Ansehen der Frauen ist leicht zu erklären, die Männer gaben sich mit dem schamanen noch nicht ab (wie die männlichen Zauberer überall nicht in der Anzahl wie die weiblichen, und erst später erscheinen), die Periode war in Deutschland noch nicht lange verflossen, wo die Haus-Mütter bey den vorkommenden Gelegenheiten gleich selbst schamanten (Cäsar I. 50.). Das Weib ist zu solchen Sachen mehr als der Mann geneigt. Das Vorherverkünden ist eine Kraft, welche in den Verkündenden selbst liegt, und nur in Bewegung gesetzt werden muß; daher ist kein besonderer höherer Gott dazu nöthig, der Schaman selbst hat in sich den Run, der ihn leitet; der Gott, welcher den Menschen sich gefällig bezeugt, wird mehr geehrt; die glückliche Prophetin erhält bald mehr Ansehen als eine andere, in heiliger Ehrfurcht staunen die Marken sie an; die Wilden huldigen ihr. Man weiß, wie unter den Christen der Geruch der Heiligkeit entstand, und ehrte ihn, ohne deswegen in den Weibern etwas göttliches anzuneh-

wir so wenig *v*) als einen allgemeinen einzigen Gott in den Gefilden Deutschlands. *w*) Eine

men. Diejenigen, welche schamanen, werden als göttlich angesehen, so lange ihre Aussprüche der Ausgang begünstigt, nicht ihr ganzes Geschlecht. Man betrachte nur das Ansehn eines Gesellschafts-Zauberers bey den wilden Nationen; so wird man finden, wie richtig der von dem Velleda gebrauchte Ausdruck: „numinis loco und „late imperitabat" ist.

v) Wer wird von Bundesfesten auf Bundes-Gottheiten schließen? Rößig 156 hat es gethan; auch Fulda, in Hinsicht auf den einigen Gott, den er in Deutschland suchte; Anton Gesch. 86 hat Schweitzische Bundes-Religion. Die Feste betrafen die Bundesfeyer, vielleicht waren es auch Neujahrs-Feste.

w) Anton Museum 29 und a. erklärt die deutsche Religion für eine patriarchalische, welches gar nichts sagt, am Ende heißt es Fetischismus. Fulda sagt ferner: die Religion sey ungötterisch gewesen; dieß ist unrichtig: unallegorisch würde wahr seyn. Auch von einem allgemeinen unbekannten Gott finden wir keine Spur; obgleich Meiners l. c. K. 3. §. 3. dessen Verehrung allen Fetisch-Dienern zuschreibt. Dieß abgerechnet, und die Gründe und Ursachen, an welche barbarische Nationen nicht denken, die von dem Zufall abhangen, ist Mösers Darstellung der deutschen Religion — nur daß auch er zu allgemein spricht — sehr richtig. Osnabr. Gesch. 1. Abschnitt §. 31. p. 57. ed. 1780. Wenn ein unbekannter Gott da war (Fulda 1, 78.), so mag er Gott genannt seyn. Gott, Cod, Guot, Gwod paßt aber so gut auf den Run eines Einzelnen, auf den Haus-Run, als auf ein allgemeines Wesen. Dahin gehen Warnefridis Worte (not. *f*). Nicht auf den Wodan der Schweden; man

Fortdauer nach dem Tode, — ein erhabener Gedanke, dem Barbaren natürlich, für den Weisen fast zu groß — scheinen sie geglaubt zu haben; wie aber diese Rückkehr war, wie lang sie dauerte, und in welcher Gestalt, davon sind keine Nachrichten auf uns gekommen.

Von Tacitus an bis auf die Völkerwanderung und Karl den Großen — in welcher Periode sich die Sitten und Gesetze Germaniens so sehr verändern — sind unsere Nachrichten sparsam; aber alles was wir lesen zeugt auf das gewisseste, daß der Deutsche großentheils den Fetischism behielt; was einzelne Menschen thaten, nie ganze Stämme und Bünde zur Nachahmung reizte, welche an ihrem alten Glauben festhingen; x) und

mag diesen Namen nun von Gut herleiten, oder mit Anton Gesch. 1. 87. not. h, durch Krieger erklären; mir genügen beyde nicht. Wahrscheinlich ist Gott die älteste Benennung eines höhern Wesens, der erst sehr spät den Herrn des Alls zu bezeichnen angefangen. Die Perser haben diesen Ausdruck schon von der Urnation mitgenommen. Coda, Choda heißt ihnen ein höheres Wesen. Sehr gut können die Fetische von verschiedenem Geschlecht seyn, wir haben Gott, aber auch Gotta.

x) Gregorius Neocaesariensis sagt von den Donau-Deutschen: „sie opfern keinen Göttern, darum zerstören sie die Tempel" ap. Fulda l. c. solchen Göttern nämlich wie Gregor sie kannte, der sich von einem Fetisch vielleicht keine Idee machen konnte.

daß den Göttern Roms am rechten Rhein-Ufer keine Tempel erbaut wurden, und auch das innere Land nicht zum Bilderdienst fortschritt. In den eroberten römischen Provinzen finden wir den

Auch mußten die Deutschen ja die Mark-Fetische zurücklassen.

Marcellinus in vita Swiberti c. 21. ap. Baronius a. e. t. 8. ad ann. 705. p. 657. ff. „Et licet Boructuarii esset gens barbara et plures deos adorarent, profanis et sacrilegis sacrificiis responsa a daemonibus exquirentes, auguriis et divinationibus servientes." — —

Der Bischof von Rom Gregor schreibt an die Optimaten und das Volk Germaniens 719. „divinos vel sortilegos, vel sacrificia mortuorum, seu lucorum, vel fontium auguria, vel phylacteria et incantatores, et maleficos, et observationes varias, quae in vestris finibus fieri solebant — — — abjicientes, — — ad deum convertimini." — Epist. Bonifacii ex ed. Würdtwein p. 96. Eben dieses und nicht vielmehr verbietet der Canon. V. Concil. Germ. von 742. ap. Würdtwein p. 123. Wenn es Götter-Figuren gab und Priester, sollte diese Bonifacius und die Bischöfe Galliens nicht gekannt haben, unter dessen Augen jenes päbstliche Schreiben verfertigt wurde, und welche dem Konzil beywohnten? Hiergegen ist kein Beweiß Ep. Gregorii II. ad Altsaxones (723.) p. 26. ff. „annuntio vobis, quoniam prope est regnum dei, ut nemo vos amplius decipiat, in sublimitate verborum, aut in quocumque metallo salutem vestram quaeratis, adorantes idola manu facta, aurea, argentea, aerea, lapidea, vel de quacunque materia facta, quae falsidica numina a paganis — — quasi dii facti sunt, in quibus daemones habitare noscuntur." Denn das Ganze ist allgemein gesagt, und, wenn ich nicht irre, eine Stelle unserer heiligen Bücher!

letztern, z) denn hier war der Reiz zur Nachahmung unwiderstehlicher, und hier wurden auch die

z) Es wäre leicht mit der Bemerkung zu enden, das waren Deutsche außerhalb Deutschland; und der Dienst fremder Götter, welchen sie im Auslands angenommen, gehört nicht zum deutschen Religionswesen. Da wir aber die Götter weiter nicht kennen, und also nicht zu entscheiden vermögen, ob sie aus dem Vaterlande mitgebracht wurden, so werden der Vollständigkeit wegen die Nachrichten nicht unangenehm seyn. ,,Venerunt (S. Columbanus et Gallus) infra partes Alamanniae ad fluvium, qui Lindimacus vocatur, juxta quem ad superiora tendentes perveneruut Turicinum. Cumque per littus ambulantes venissent ad caput lacus ipsius, in locum qui Tucconia dicitur, placuit illis loci qualitas ad inhabitandum. Porro homines ibidem commanentes crudeles erant et impii, simulacra colentes, idola sacrificiis venerantes, observantes auguria et divinationes, et multa quae contraria sunt cultui divino superstitiosa sectantes. Sancti igitur homines cum coepissent inter illos habitare docebant eos adorare Patrem — — — B. quoque Gallus sancti viri discipulus zelo pietatis armatus fana in quibus daemoniis sacrificabant, igni succendit, et quaecunque invenit ablata demersit in lacum. — — — Walf. Strabo V. S. Galli L. 1. cap. 4. p. 149. Sc. rerum All. Gold — Senkenb. T. 1. Et cum loci ipsius situm per multa laudasset, indicat nomen ejus Brigantium — — — — Illis igitur ire cupientibus — — — ad locum desideratum via recta pervenit. Egressi de navicula (Gallus et commilitones) oratorium in honore S. Aureliae constructum adierunt — — — post orationem cum per gyrum oculis cuncta lustrassent, placuit illis qualitas et situs locorum; deinde oratione praemissa circa oratorium mansiunculas sibi fecerunt. Reperunt autem in templo tres imagines aereas deauratas parieti affixas, quas populus dimisso altaris sacri cul-

Sitten der Deutschen mehr gewandelt. Doch kann

tu adorabat, et oblatis sacrificiis dicere consuevit: isti sunt dii veteres et antiqui hujus loci tutores, quorum solacio et nos et nostra perdurant usque in praesens —— Cumque ejusdem templi solemnitas ageretur, venit multitudo non minima promiscui sexus et aetatis, tantum propter festivitatis honorem, verum etiam ad videndos peregrinos, quos agnoverant advenisse — — — jussu venerandi abbatis (Collumbani) Gallus coepit viam veritatis ostendere populo — — — et in conspectu omnium arripiens simulacra et lapidibus in frustra comminuens projecit in lacum. His visis nonnulli conversi sunt ad dominum. V. ejusd. l. 1. c. 6. p. 150. ff. Tom. 1. ff. ibid. Es ist noch eine ältere Erzählung von diesen Begebenheiten der schottischen Bekehrer in Jonas, Mönch von Bobbio (in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts), Leben des heiligen Kolumbans vorhanden, welche, als älter, in dem Kloster, wo St. Kolumban seine letzten Jahre lebte, und kurz nach dessen Tode geschrieben, mehr Glaubwürdigkeit und den Vorzug zu verdienen scheint vor jenen weit spätern Nachrichten. Allein in Bobbio war keiner der mit dem Lokale bekannt war, sie hatten dort die bloße Erzählung, und Jonas, der diese selbst nicht einmal rein erhielt, setzte, zur Ehre seines Heiligen, Wunder hinzu, von denen man in der Schweiz nichts wußte (so sorgfältig man auch dergleichen aufbewahrte); überdieß scheint der sonst herzlich unwissende Jonas, der mehr nach aufgedunsenem Latein haschte, und um Wunder seines Meisters verlegen war, als sich um wahre Geschichte, worin er ganz Stümper ist, bekümmerte (und wer weiß, ob er nicht, wie sein Mitbruder zu Bobbio, Erzähler der Wunder des heiligen Kolumbans, mit Prügeln zum Schriftsteller gezwungen wurde; da mag denn freylich alles zusammengerast werden, um der Pönitenz zu entgehen), aus seiner Lektüre, oder den im obern Italien verbreiteten Meinun-

diese Verehrung nicht von weiter Ausdehnung ge-

gen, auch etwas angebracht zu haben. Dieß ist die Belegung einer Allemannischen Gottheit mit dem Namen Wodan, (vielleicht eine Glosse,) Gott, der auch Merkur genannt wird; so spricht auch Paulus Diaconus ebenfalls aus dem obern Italien. Davon weiß der viel gescheutere und beßer unterrichtete Strabo nichts, der an den Orten lebte, wo die gepriesenen Lehrer die Greuel des heidnischen Gottesdienstes ausrotteten, und dieser Nähe des Schauplatzes wegen kann unter den Brüdern zu St. Gallen sich eine richtigere Nachricht erhalten haben, als in dem Kloster am Appenin. Und dieß wird bis zur Evidenz gehoben, wenn man beyde Nachrichten vergleicht. Der Italiäner ist sehr unvollständig, verwirrt die Begebenheiten; dagegen ist der Walefrid Strabo so plan, so umständlich, bindet sich genau an die Zeitfolge, scheidet die Thatsachen so ängstlich, und weiß so viele kleine Begebenheiten nebst den Orts-Namen so vollständig, wovon der Mönch aus Bobbio nichts ahndet; hier hängt alles passend an einander, welches dort ganz vermißt wird. Doch hier sind jenes Nachrichten selbst. Deinde perveniunt ad locum, quem peragrans vir dei non suis placere animis ait, sed tamen ob fidem in eis serendam inibi paullisper moraturum se spopondit. Sunt etenim inibi vicinae nationes Suevorum. Quo cum moraretur, et inter habitatores loci illius progrederetur, reperit eos sacrificium profanum litare velle, vasque magnum, quod vulgo Cupam vocant, quod viginti et sex modios amplius minusve capiebat, cerevisia plenum in medio habebant positum. Ad quod vir dei accessit, et sciscitatur quid de illo fieri vellent. Illi ajunt Deo suo Vodano, quem Mercurium vocant alii, se velle litare (anonym: qui apud eos Vuotant vocatur, Latini autem Martem, illum appellant.) Ille pestiferum opus audiens, vas eminus sufflat, miroque modo vas cum fragore dissolvitur et in frusta dividitur, visque rapida cum fragore cerevisiae pro-

wesen seyn, da **Agathias** bey den Alemannen noch den wahren Fetischism fand. *tz*)

Die Germanen verehrten keine Helden. Nur bey wenigen Völkern hatten die Priester sich empor gehoben. Denn in keinem der Geschichtschreiber der Züge Karls finden wir etwas von sächsischen Priestern; kein Kapitular für Sachsen erwähnt derselben, und Mönch **Rudolf**, der uns doch so schätzbare Nachrichten hinterließ, schweigt ganz. Was man gewöhnlich dahin rechnet, ist Schamanismus, z. B. die Matrone, welche Vopiscus (in Numer. p. 252.) Druias nennt, und welche Diocletian die Kaiserwürde versprach. Bey den Burgundionen aber war es anders. Sie hat-

rumpit: manifeste datur intelligi diabolum in eo vase fuisse occultatum qui per profanum litatorem, caperet animas sacrificantium. — — — Vacante (vagante) itaque Columbano cum suo penes Brigantiam urbem; durae egestatis tempus obvenit — — — Jonas V. S. Columb. Mabill. A. M. O. B. 2. 23. Man verzeihe der Ausführlichkeit! die Stelle wird noch einmal bey den Beweisen für die Verehrung des Schwedischen Wodan in Deutschland vorkommen.

tz) **Agathias** de rebus Justiniani l. 1. p. 12. ex interpret. **Banav. Vulcanii.** ,, Alemanni — — in reipublicae vero administratione Francorum politiam sequuntur, tantum in iis quae ad deum pertinent sententia variant. **Arbores** enim quasdam **colunt et fluminum lapsus** et colles et saltus, atque his tanquam justa facientes, equos aliaque quam plurima resectis capitibus immolant.

ten mehrere Priester; der Oberste hieß der Sinniste; auf unbestimmte Zeit führte er sein Amt; der Hendine — so nannten sie den König — ward abgesetzt, wenn seiner Regierung das Glück des Krieges nicht lachte, oder Mißwachs Noth und Elend brachte. Dem Priester schadete kein die Nation treffendes Unglück. *a*) Nur der Stamm der Gothen — diese Ueberbleibsel mit immer größerer Cultur als die Germanische Colonie — mag sich die Fetische zu Göttern ausgebildet, oder in cultivirten Gegenden den Dienst derselben angenommen haben: hin und wieder mag auch unter den überelbischen Sassen an der Gränze Thor und Odin des Nords verehrt worden seyn. *b*) Alle Gebräuche, welche wir bey Bonifacius oder bey andern Predigern des Christenthums finden, können wir

a) Ammianus Marcellinus XXVIII. 5. Der Verfasser eines Aufsatzes in Büschings Magazin. Theil 8, 531. und Anton werden fragen: was gehören die Slavischen Burgundionen hieher? Mich haben ihre Gründe nicht überzeugt, und ihre Behauptungen scheinen mir unrichtig. Bis bessere Beweise geführt werden, bleiben die Burgundionen Deutsche.

b) Daß im weiten Raum Germaniens mehr als eine Religion war, darin hat Fulda Recht; aber die Nachrichten Tacitus von einer Göttermutter möchte ich dahin nicht rechnen. Die Aestyer gehörten ins Fabelland der Römer, und in ein solches trägt man alle Mährchen zusammen.

wir nicht für deutschen Gottesdienst halten, wie viel mochte vom römischen übrig geblieben seyn! Und was die Priester für Götter geträumt, davon findet sich ein merkwürdiges Beyspiel bey Halem *c*) vom Inquisitor Konrad von Marpurg, der den Stedinger Friesen die Verehrung des Asmodi zuschrieb, dem sie ihre Kinder opferten. Den Fetischismus in dieser Periode bezeigt von den Franken Gregor Bischof von Tours, ihr ältester Geschichtschreiber. *d*) Von den innern Deutschen Othlon, *e*) der Bericht Bonifacius an

c) a. a. O. 1. 210.

d) Lib. II. c. 9. ap. Bouquet Recueil tom 2, p. 167. von den Mervingen: Chlogio autem — — usque Summinam fluvium occupavit. De huius stirpe quidam Merovechum regem fuisse adserunt" — — c. 10. Sed haec generatio fanaticis semper cultibus visa est obsequium praebuisse, nec prorsus agnovere deum; sibique silvarum atque aquarum, avium bestiarumque, et aliorum quoque elementorum finxere formas, ipsasque ut deum colere eisque Sacrificia delibari consueti." Aus dieser Stelle bewieß schon Chiflet (Anastasis Childerici I.) daß der in dieses Königs Grabe gefundene Ochsenkopf ein Idol gewesen sey (von welcher Gestalt der Fetischen man mehrere Spuren hat); p. 141 findet man ihn abgebildet. Diese Idee fest zu halten, und auf den goldenen Bienenschwarm anzuwenden, den man im Grabe fand, wagte er nicht.

e) In vita St. Bonifacii c. 27. ap. Joannis ff. rerum Mogunt. I. 220. „Bonifacius adveniens in Hessos reperit — — alii nempe lignis et fontibus clam et aperte sacrificabant, alii vero aruspicia et divinationes, praestigia et incantationes excercebant." Hierauf folgt die

den Pabst Zacharias, *f*) Rudolph Mönch von Fulda, *g*) Karls Verordnung für Sachsen, *h*) und so manche Concilien-Schlüße. In dem eroberten Frankreich hatte der Fetischismus wahrscheinlich durch die Sieger sich sehr ausgebreitet; *i*)

Donner-Eiche. Verglichen Schmidt Geschichte der Deutschen 2. 280. Nichts anders erzählt die Nonne aus Heydenhein im Leben Wunibalds beym Canisius ant. lect. t. 2. p. 129.

f) Epist. ed. Würdtwein p, 170. von der Quellen-Verehrung.

g) Beym Meginhart hist. translat. S. Alexandri. Wildeshusam ap. Scheidt Biblioth. hist. Goetting. I. p. 6. „Erant enim (Saxones) sicut omnes fere Germaniam incolentes, et natura feroces, et cultui daemonum dediti — — — nam et frondosis arboribus, fontibusque venerationem exhibebant." Auch in Adam von Bremen ap. Lindenbrog ed. Fabricius p. 2.

h) Capitulatio de partibus Saxoniae ap. Georgisch Corp. jur. germ. p. 582. XXI. (XX.) „Si quis ad fontes, aut arbores, vel lucos votum fecerit, aut aliquid more gentilium obtulerit, et ad honorem daemonum comederit si nobilis fuerit solidos LX. si ingenuus XXX. si litus XV. — — —" Freylich ist in Karls Capitularen für Sachsen auch mancher Aberglaube angeführt, der nur in Gallien war; denn sie sollten für den neugetauften Sachsen ein Regulativ seyn, wornach er seinen Glauben einrichten könnte, daher alle ketzerischen Meinungen und aller Götzendienst, den man in Gallien etwa kannte, darin aufgeführt sind.

i) Statt einer Menge Beweise aus Gesetzen und Verordnungen kirchlicher Versammlungen nur einen aus dem Leben des heiligen Amand's Mabillon Acta St.

auch bey den Longobarden finden sich Spuren dieses Dienstes. *k*) Selbst wenn die Sagen Gewicht haben, so erblicken wir darin Fetischism der Nord-Deutschen. *l*) Nicht ganz verwerflich scheint die friesische Sage von einem Gott Stavo, der durch einen rauhen Kloß, oder durch einen Stab bezeichnet, in Wassersnoth angerufen seyn soll. *m*) Zeigen nicht deutlich in

Ord. Bened. saec. 2. p. 687. „Amandus in pago Belvacinse verbum domini dum praedicaret, pervenit ad quendam locum, cui vocabulum est Rossonto juxta Aronnam fluvium — — — mulier — — — ostendit ei locum, in quo praedictum idolum adorare consueverat, scilicet arborem quae erat daemoni dedicata.

k) Leges Longobardorum Luitprandi l. VI. c. XXX. ap. Georgisch 1071. „Qui ad arborem, quam rustici sanctivam vocant, atque ad fontanas adoraverit." Von der Verehrung der Quellen, Bäume, finden sich in den Gesetzen der Longobarden noch mehrere Spuren.

l) Halem Geschichte von Oldenburg 1. 49.

m) Das Folgende ist von nachkommenden Geschlechtern hinzugesetzt. Einen Beweiß des Friesischen Fetischism kann man auch aus den Actis Ludgeri beym Leibnitz S. rerum Brunsv. 1. 89. §. 15. führen. Hiezu kommt, daß die deutschen Völker nicht anders mit ihren Göttern umgehen, als die Fetischdiener mit den ihrigen. Als die Burgundionen von den Hunnen gedrängt wurden, „nullius hominum auxilium implorarunt; sed deo cuipiam sese committere statuerunt, (d. h. sie warfen die bisherigen Fetische weg, die keinen Schutz mehr

der spätesten Zeit die Eiche von Gaismar und der Kloß, Irmensäule genannt, den Zustand der Religion in Deutschland? Dieser im größten Theile Germaniens unverändert beybehaltene reine Fetischism einer originellen Religion, der nun so viele Jahrhunderte gedauert, und daher zu einer Veränderung reif war, trug viel dazu bey, der Religion, die von Asien aus sich bald über die bekannte Erde verbreitet hatte, die Herzen dieser Barbaren zu öffnen, die sich derselben nur gewaltsam widersetzten, so lange sie im Gefolge neuer Auflagen und Gewohnheiten erschien, so lange zugleich die alte Freyheit dem Adel ohne Vergütung genommen werden sollte. Fulda will dieses Phänomen von Monotheism herleiten; aber eine solche Religion ist beständig unduldsamer als eine polytheistische: auch dürfte der Monotheism wohl unerweislich seyn. Anton (Gesch. 84) läßt die Nation beym Uebertritt zum Christenthum am Rande der gröbsten Abgötterey stehen, aus der aber noch alter Götterdienst hervorschimmere. Das erste ist wahr; denn Schamanen-Künste haben sich mit allem Aberglauben ihres Gefolges wohl weiter ausgebreitet. Ob aber der Gottesdienst je anders

gaben.) Cumque animadverterent Romanorum deum illis, qui numen ipsius reverentur, certissimum auxilium praebere, omnes communi consensu ad Christi fidem se contulerunt," Socrates hist. eccles. l. 7. c. 30. Und würklich sie erhielten den Sieg.

war, daran muß man zweifeln. — Dieß mag eine Skizze der Religionsverfassung Deutschlands seyn bis auf seine Vereinigung unter ein Oberhaupt. Mit diesen Ideen gehe man zu den Göttern, die sich finden, und es ist klar, sie werden gleich denen verschwinden müssen, welche auf den folgenden Blättern schon aus ganz andern Gründen zu zernichten gesucht worden.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

Ueber die römischen Satiriker.

Decimus Junius Juvenalis.

Er war, aller Vermuthung nach, nicht vor dem Jahre 42 nach Chr., d. h. nicht vor dem zweyten der Regierung des Kaisers Claudius Drusus geboren und starb wahrscheinlich um das Jahr 121, unter dem Kaiser Hadrian, der ihn, dem Vorgeben nach, weil er ihn für geleistete Kriegsdienste zu belohnen wünschte, in der That aber, weil er sich in der Person seines Lieblings, des Pantomimen Paris, von ihm beleidiget glaubte, nach Aegypten versetzte und zum Präfect einer dortigen Cohorte ernannte. Seine ersten Versuche in der Satire machte Juvenal, als ein Mann von mittlerem Alter, unter Domitian. Seine dreyzehnte und funfzehnte Satire schrieb er unter Hadrian, also in schon hohen Jahren. Auch die öffentliche Bekanntmachung aller kann nicht vor dem Regierungs-Antritte dieses Kaisers gesetzt

werden. Sein Tod erfolgte bald nach seiner Entfernung aus Rom. *a*)

Unter den römischen Satirikern, deren Werke wir überkommen haben, ist uns keiner, seiner Herkunft, Erziehung und Bildung nach, unbekannter, als Juvenal. Wer Horaz war, unter welchen Verhältnissen er lebte, und auf welchem Wege er seine reiche Welt- und Menschen-Kenntniß erwarb, — über das alles hat er selbst in seinen Schriften die belehrendsten Winke gegeben. Vom Persius wissen wir wenigstens, was für einer Sekte er angehörte und können den Einfluß, den die Grundsätze der Stoa auf ihn und seine Denkungsart haben mußten, folgern oder errathen.

a) So Salmasius in seinen Anmerkungen zu der dem Sueton beygelegten Vita (Exercitt. Plin. p. 319.) und der neueste Herausgeber Juvenals. Es ist jedoch nicht zu läugnen, und der letztere hat es auch in seinem Commentar über den Dichter zu den Stellen, die man als beweisend aus ihm anführt, (man sehe 13, 16. 15, 27.) ausdrücklich erinnert, daß die Annahmen des großen Kritikers noch mancher Einwendung unterworfen und nicht einmal durchaus wahrscheinlich sind. Für meine Absicht ist es genug zu bemerken, daß nicht nur mehrere Verse Juvenals von Niemanden anders, als von Domitian, verstanden werden können, sondern auch der Tod dieses Imperators 4, 37. 53. bestimmt erwähnt wird.

Beym Juvenal fragen wir nach Vaterland, Aeltern, *b*) Verwandten, Freunden, Studien *c*) und Lehrern vergebens. Alles, was wir mit Sicherheit von ihm wissen, ist die Periode, in der er blühte. Aber die Wirkungen des Zeitalters sind an ihm auch so sichtbar und die Verschiedenheiten zwischen ihm und Horaz, die durch den Abstand weniger Jahre begründet werden, so auffallend, daß eine Schilderung des Dichters, ohne eine Schilderung der Menschen und Umgebungen, mit und unter denen er schrieb, nicht anders, als räthselhaft und unbefriedigend, ausfallen könnte. Man wird mit Recht erwarten, daß ich, wenn auch kein ausführliches Sittengemälde jener Tage, als welches offenbar hier nicht an seinem Orte stehen würde, doch eine kurze Sittengeschichte, oder, mit andern Worten, eine Uebersicht der vorzüglichsten Veränderungen gebe, welche die Sitten, das Leben und die Denkungsart der Römer in dem kurzen Zeitraume, der zwischen August und Domitian liegt, erfuhren.

b) Juvenalis, heißt es in der Vita, libertini locupletis, incertum filius an alumnus. Daß Aquinium seine Vaterstadt war, wird aus 3, 319. gemuthmaßt.

c) Ad mediam fere aetatem declamavit, animi magis causa, quam quod scholae se aut foro praepararet. Dieß ist alles, was der Autor Vitae von ihm berichtet.

So unläugbar es ist, daß der erste der römischen Cäsarn den Foderungen, die ihm, als Regenten des Staates, zu erfüllen oblagen, nichts weniger als genügte, und der kleinen Anzahl echter Republikaner, die der Wuth der Bürgerkriege entronnen waren, nur zu mannigfaltige und gerechte Veranlassungen zu Beschwerden und Tadel gab, so gewiß ist es gleichwohl auf der andern Seite, wie ich in einer frühern Abhandlung *d*) dargethan zu haben glaube, daß er, auch ohne einen vergleichenden Blick auf seine Nachfolger zu werfen, ein lobenswerther Monarch war und den Lastern, welche unter Hohen und Niedern herrschten, und dem Umsturze, der der ganzen Verfassung drohte, kräftig genug entgegenarbeitete. Wäre dem unsicher hin und her schwankenden Reiche eine Folge von Oberherrn beschieden gewesen, die, ich will nicht sagen, größere Tugenden, nein, nur ein eben so reges Gefühl für öffentliche Schande und äußere Sitten und eben so viel Mäßigung und Herrscher-Klugheit besessen hätten, wie er, so leidet es kaum einigen Zweifel, daß die erstorbene Schaam in den Herzen der Römer wieder würde erwacht und die Achtung wenigstens für Anstand, Verdienste und Würde von neuem hergestellt worden seyn. Aber in dem Rathe des

d) Ueber Horaz, B. IV. S. 454.

Schicksals war das Gegentheil über das, durch die Mißhandlung der ganzen Erde vielfach verschuldete, Rom beschlossen. Es sah eine Reihe von Regenten, deren jeder, weit entfernt, einem zerrütteten Staate aufzuhelfen, vielmehr das edelste Volk zu verderben und das blühendste Reich zu vernichten geschickt und verrucht genug war, und steht, in dieser Hinsicht, in den Jahrbüchern der Geschichte noch bis auf den heutigen Tag allein. Zuerst bestieg den Thron Tiber und legte dadurch, daß er sich die sklavische Unterwürfigkeit des Senats, welche sein Vorgänger so laut gemißbilligt und so männlich zurückgewiesen hatte, ohne Einschränkung gefallen ließ, den Grund zu einer furchtbaren und alles niederdrückenden Despotie; doch zügelte er sich noch in soweit, daß er seinen schändlichen Lastern nicht vor den Augen des Volkes fröhnte, sondern sie in Caprea's Einsamkeiten versteckte. Der am Körper kranke und am Geiste zerrüttete Caligula hing ihnen desto öffentlicher und ohne Scheu nach, setzte seine rechtmäßige Gattinn am vollem Mahle zurück und erhub seine Schwestern, eine nach der andern, zu dieser scheußlichen Ehre. e) Sein kurzes Leben auf dem Throne, eigentlich ein selten unterbrochener Rausch, ward durch nichts bezeichnet, als durch Grausam-

e) Sueton 24. und daselbst Salmasius.

keiten und die Menschheit entwürdigende Genüsse. Der fast blödsinnige Claudius, von den Prätorianern zum Imperator erhoben, herrschte nicht selbst, sondern diente zweyen Weibern, von denen es zweifelhaft bleibt, welche von beyden der andern den Preis der Schändlichkeit streitig, und zweyen nicht weniger niederträchtigen und um die Wette sich bereichernden Freygelassenen, zum Spiel ihrer Begierden und Launen. Seine Regierung war mit Freveln und Schandthaten jeder Art so überfüllt, daß sie die vorigen alle zurückließ, und sie hierin zu übertreffen eine schwer zu lösende Aufgabe schien. Nero kam, und die Aufgabe war gelöst: denn er machte sich verächtlicher, als alle seine Vorgänger, und fügte zu dem Scheußlichen noch das Unsinnige. Man darf sich nur an den Brand in Rom, den er veranstaltete, an den Bau des so genannten goldnen Pallastes, an die Ermordung seines Bruders und seiner Mutter, an seine persönliche Erscheinung auf dem öffentlichen Theater, und an seine feyerliche Vermählung mit dem Sporus, dem Diener seiner Lüste, erinnern, um sich zu überzeugen, daß er nicht einmal unter den Menschen, geschweige denn unter den Cäsarn geduldet zu werden verdiente. Galba, Otho und Vitellius genossen der Ehre, über Rom und die Welt zu gebiethen, zusammen kaum anderthalb Jahre, und, den ersten ausgenommen, war ihrer

sicher keiner werth. In den zwey ersten Flaviern gingen dem Erdkreise zwey Sonnen auf, die, so weit sich die Kraft ihrer milden Strahlen verbreitete, alles belebten und erwärmten: aber beyde schienen nur darum neue Blätter und Früchte hervorgelockt zu haben, damit der dritte, der argwöhnische, finstre und schreckliche Domitian alles durch den kältenden Hauch der Tyranney vernichten und tödten möchte. *f)* Man begreift von selbst, daß eine Reihe so verderbter Fürsten nicht ohne den verderblichsten Einfluß auf ein, wie die damahligen Römer, geartetes Volk seyn konnte und solche Erscheinungen auf dem Throne auch von ganz eigenthümlichen Erscheinungen im gemeinen Leben und unter dem großen Haufen begleitet werden mußten. Welches sind diejenigen, die man als allgemein und charakteristisch betrachten darf?

Zuerst unstreitig die sklavische Denkungsart, die den Vornehmen, wie den Geringen, beherrschte,

f) Die Beweise liefern Tacitus und Sueton, zu denen noch, bey der folgenden Schilderung, Seneca und Plinius gesetzt werden müssen. Die Stellen sind durch H. Meiners vortreffliche Geschichte des Verfalls der Sitten, der Wissenschaften und der Sprache der Römer in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt, Wien 1791. zu bekannt geworden, als daß es nöthig wäre sie anzuführen, oder können doch in jener Abhandlung mit leichter Mühe aufgefunden werden. An ihn habe ich mich auch in der Zurückführung der Geldsummen auf unsern Münzfuß gehalten.

und alle edeln und erhebenden Gefühle verschlang. Schon die feige Gelassenheit, mit der die Nachkommen der berühmtesten und angesehensten Geschlechter sich von den verworfensten Tyrannen nicht nur mißhandeln, sondern so gar würgen ließen, ohne den Dolch gegen ihre Henker zu zucken, setzt die Wahrheit dieser Behauptung außer Zweifel: aber noch weit mehr bestätiget sie sich, durch die zahllosen Niederträchtigkeiten, die zu begehn oder sich gefallen zu lassen die Ersten des Staats kein Bedenken trugen. Nicht genug, daß sie alle Eingriffe in ihre Gerechtsame gleichgültig verschmerzten; sie begaben sich von freyen Stücken und unaufgefodert ihrer Gewalt und drangen die Ausübung derselben ganz eigentlich ihren Despoten auf. Nicht genug, daß sie diesen unbedingten Gehorsam leisteten und zu ihren Füßen im Staube krochen; sie demüthigten sich noch weit tiefer vor den Günstlingen derselben, harrten lange Tage und Nächte vor den Thüren stolzer Freygelassenen und kehrten, wenn sie keines Blicks gewürdigt worden waren, trostlos zurück. Nicht genug, daß sie zu allen Bedrückungen und willkührlichen Erpressungen schwiegen; Caligula erklärte sich öffentlich für den rechtmäßigen Herrn alles Vermögens der Römer, betrachtete alle Reichen als seine Feinde, bemächtigte sich ihrer Häuser, Villen und Schätze nach Belieben, und erbte diese Grundsätze

auf seine Nachfolger fort. Nicht genug, daß die Abkömmlinge der tapfern Scipionen und Cassier ihr Eigenthum unvertheidigt Preis gaben; sie ließen es geschehen, daß über ihre Weiber und Töchter eben so muthwillig geschaltet, jene durch förmliche Scheidungsbriefe von ihnen getrieben, diese an ihren Hochzeitfesten ihren Bräutigamen entrissen, und alle, wie feile Dirnen, behandelt wurden. Nicht genug endlich, daß die entarteten Römer sich dem Schicksale, das die Begierde oder der Eigenwille ihrer Beherrscher über sie verhing, willfährig unterwarfen; sie erniedrigten sich so gar zum Laster der häßlichen Angeberey, beschuldigten sich, bald um die Gunst ihres gekrönten Henkers zu erschmeicheln, bald um ihr eigenes elendes Leben zu fristen, des Verbrechens der Majestät und wütheten so aus Feigheit, Niederträchtigkeit und Eigennutz, einer gegen den andern. *g*) Die Belege zu allen diesen Angaben finden sich beym Tacitus und Sueton, nicht einzeln, sondern im Ueberfluß, und der erste äußert sich bedeutend genug, wenn er, nach der Aufzählung einer großen Menge von Bürgern, die Nero in kurzer Zeit hinrichten ließ, ausruft: *h*) „Mit Recht würde ich

g) Gegen den edlen Thraseas Pätus und Bareas Saramus traten die größten Redner auf, um sie als Majestätsverbrecher anzuklagen. Tacitus in Annal. XVI. 21. u. f.

h) Annal. XVI. 16.

Ueberdruß zu erregen befürchten müssen, wenn ich eine solche Reihe von wackern, in auswärtigen Kriegen und für das Vaterland gefallenen Männern hinter einander aufführte; wie vielmehr nun, da sklavische Geduld und so viel im Frieden vergossenes Blut den Geist ermüdet und mit Betrübniß bindet!"

Nicht weniger allgemein und merkwürdig, als diese sklavische Geduld und Unterwürfigkeit, war die Schamlosigkeit, mit der alle Laster im Lichte wandelten, und die Unbefangenheit, mit der sie verübt wurden. Nicht Geburt und Erziehung, nicht Rang und Würde, nicht Geschlecht und Alter begründeten hier einen Unterschied. Ausschweifende Frechheit war die Sitte des Tages und sich der öffentlichen Schande, ohne Rücksicht auf irgend ein Verhältniß, Preis zu geben in der Ordnung. Wer muß nicht von Erstaunen und Widerwillen ergriffen werden, wenn er liest, daß edle Senatoren und erlauchte Römerinnen auf der Arena erschienen und kämpfen, daß die Nachkommen aus den vornehmsten Häusern, um Geld erkauft, die Bühne betraten, daß es nicht bloß ein Einfall des schändlichen Nero, sondern unter den Römern üblich war, sich mit den erkohrenen Liebhabern öffentlich zu vermählen, und die geschlossenen Verbindungen durch förmliche Eheverträge zu bestätigen, daß die römischen Jünglinge sich nach

der Weise der Jungfrauen schminkten und kleideten, und bey besondern Lehrern Unterricht nahmen, wie sie, Weibern gleich, sich geberden und tragen sollten, daß Frauen von erhabener Abkunft freywillig den Rechten ihrer Geburt entsagten und sich bey den Aedilen in die Classe der feilen Buhlerinnen einschreiben ließen, daß Freygeborne beyderley Geschlechts in dem öffentlichen Hause, das Caligula in seinem Palaste anlegte, zur Vermehrung der kaiserlichen Einkünfte, mit ihren Reizen wucherten, endlich, daß Tigellin, an einem ausgelassenen Feste, das er dem Nero zu Ehren veranstaltete, die vornehmsten Römerinnen vermochte, sich gleich andern Lustdirnen ohne Unterschied, Jedem, selbst den Sklaven und Gladiatoren, zu überlassen. Ich weiß, wie viel Beyspiele schändlichen Muthwillens und unerhörter Verderbtheit auch die neuere Geschichte und vorzüglich die Regierung der letzten Könige Frankreichs darbiethet, aber ich entsinne mich keines Zeitraums, in welchem das Laster diese Oeffentlichkeit erhalten und sich das Widrigste und Unnatürlichste so frey und ungescheut vor die Augen der Menschen gestellt hätte. So gar die spätern römischen Cäsarn, die es recht absichtlich darauf anlegten, und alle Kräfte anstrengten, um ihre Heroen, einen Caligula und Nero, zu übertreffen, konnten doch von der Seite größtentheils nur wiederholen, und weder

Com-

Commodus noch Heliogabalus dem Volke etwas zeigen, das nicht schon in frühern Zeiten gesehen worden wäre. So gewiß ist es, daß die Unverschämtheit, die keine Gränzen zu kennen scheint, doch an Gränzen gebunden ist und auch Virtuosen im Laster diese zu überschreiten nicht vermögen.

Als ein anderes charakteristisches Merkmahl des Zeitalters, von dem hier die Rede ist, glaube ich die Unvernunft nennen zu dürfen, die sich in der Wahl und in dem Genusse der sinnlichen Vergnügungen offenbarte. Es ist wahr, schon in den Tagen Cicero's und Horazens fehlte es nicht an seltsamen und auffallenden Erscheinungen in dem Reiche der Ueppigkeit und Schwelgerey. Wer erinnert sich nicht der Mahle, Villen und Fischteiche Lucullś, der Verschwendungen des Schauspielers Aesop und seines ihm bey weitem überlegenen Sohnes, der Pfauen, die, weil man sie mit Gold bezahlte, auf den Tafeln der Reichen glänzten, der Meerbütten, die ihre Empfehlung einzig ihrer Größe verdankten, und der Hechte, denen man es anschmecken wollte, ob sie in der Mündung der Tiber oder zwischen den beyden Brücken gefangen waren. Aber was sind alle diese abenteuerlichen Verirrungen gegen die unsinnigen Ausschweifungen in den Tagen der Cäsarn? Was für Vergeuder und Schwelger treten hier auf und wie ver-

räth sich Unverstand und Unnatur in allem, was sie beginnen und treiben? Eine Barbe von fünftehalb Pfund wird mit zwey hundert und funfzig Thalern bezahlt, die mit Salben getränkten Kränze eines einzigen Gastmahls, zu dem Nero sich selber eingeladen hat, kosten eine Tonne Goldes, und die Gewinde aus Rosen, die man zu einem andern, das in den Winter fiel, aus Aegypten verschrieben hat, noch mehr. Die Schüssel des Vitellius, die, wegen ihrer ungeheuern Größe, der Schild Minervens hieß und bis auf die Zeiten Hadrians als ein Wunder der Kunst gezeigt ward, enthielt Leckereyen, die den Werth der Schüssel überstiegen und sich auf zwey hundert und funfzig tausend Thaler beliefen. An einem einzigen Gastmahle verpraßte Caligula drittehalb Tonnen Goldes, den Tribut von drey Provinzen. Eben er trank aufgelöste Perlen in Wein, nicht etwa einmal, wie Cleopatra und der Sohn des Aesopus vor ihm gethan hatten, sondern öfters, und ließ sich, worin ihm Nero und seine Freygelassenen nachahmten, Bäder bereiten, deren jedes auf vier tausend Thaler zu stehen kam. Um den Wein für die Nase wohlriechender zu machen, vermischte man ihn mit allerley Würzen, und dem Otho fühlte sich Nero höchlich verpflichtet, weil er ihn auf den Einfall gebracht hatte, daß man auch die Schuhsohlen salben könne. — Mit die-

sen ungeheuer kostbaren und doch völlig unvernünftigen und zwecklosen Versuchen zur Befriedigung der untern Sinne wetteiferten die Anstalten, die man traf, um das Auge zu ergötzen und durch den um sich her verbreiteten Glanz andern Ehrfurcht und Bewunderung einzuflößen. Unverdächtigen Zeugnissen zufolge, glichen die Paläste der Römer großen Städten und enthielten Bäder und Küchen, deren Umfang zwey Hufen betrug. Ihre Dächer waren vergoldet oder gar mit Goldblech überzogen, und die Wände, Decken und Fußböden nicht bloß mit seltenen Marmorarten, sondern sogar mit kostbaren Steinen ausgelegt. Ueber ganz Italien verbreiteten sich Landhäuser, die, wie Tacitus sagt, Nationen von Sklaven einschloßen und durch ihre weitläuftigen Reviere, durch ihre Gärten, Teiche und Haine, den Ackerbau zerstörten, und die Bewohner des fruchtbarsten Landes zwangen, ihre Bedürfnisse an Getreide und andern Lebensmitteln aus fremden Gegenden kommen zu lassen. Dieser Größe von außen und Pracht von innen, durch welche die römischen Paläste und Villen sich auszeichneten, entsprachen die Umgebungen derer, die sie bewohnten. Außer den unschätzbaren Gemälden und Bildsäulen, mit denen die Besitzer ihre Zimmer und Säulengänge verzierten, bestand alles Tafelgeschirr aus lauterm Golde und das Küchengeschirr aus Silber. Silberne Becher

und Schüsseln wurden nur dann geduldet, wenn sie von berühmten alten Meistern gearbeitet waren, und selbst goldne Pokale, um ihren Werth zu vermehren, mit theuern Steinen und Gemmen besetzt. Einzelne murrhinische Gefäße bezahlte man mit neun tausend Thalern und fast eben so hoch Arbeiten aus Krystall und Bernstein. Die Wagen des Nero prangten nicht bloß, wie die der übrigen Römer, mit Elfenbein, sondern mit Gold, und die Maulesel seiner Gemahlinn Poppäa wurden mit Gold beschlagen. Ein Cederntisch mit elfenbeinernem Fuße und schön gezeichnet kostete nicht selten an fünf und zwanzig tausend Thaler, und doch fand man ihrer zu hunderten in den Häusern der Reichen. Ein Schiff aus Cedernholz, das Caligula bauen ließ, enthielt weitläuftige Speisesäle, Bäder und Bogengänge, führte Segel aus reichen Stoffen und war an dem Vordertheile mit kostbaren Steinen besetzt. Ueberhaupt war er und Nero so sinnreich und unermüdet im Verschwenden, daß der eine in weniger als einem Jahre den Schatz Tibers, der sich auf sieben und sechzig und eine halbe Million unsers Geldes belief, durchbrachte, und der andere, während seiner Regierung, wenigstens fünf und funfzig Millionen an Gladiatoren und Schauspieler verschenkte.

Ich fühle es, wie unzulänglich meine Zeichnung seyn würde, wenn es meine Absicht wäre,

Juvenals Zeitalter zu schildern. Was ich meinen Lesern gezeigt habe, ist in der That der unbedeutendste Theil von dem, was ich ihnen zeigen könnte; und müßte, wenn ich auch nur die Werke des Dichters befragte, sich zu einem ganz andern Gemälde, als das meinige ist, erweitern. Aber mein Zweck ging nicht sowohl dahin, die Laster, mit denen das damals lebende Römer-Geschlecht sich besudelte, in Reihe und Glied gestellt, vor ihnen vorüberzuführen, als vielmehr die Verschlimmerung, die Sitten und Sittlichkeit seit den Tagen Augusts erfahren hatten, in wenigen doch sprechenden Thatsachen darzulegen. Es läßt sich offenbar nicht behaupten, daß Rom, am Schluße des ersten Jahrhunderts, irgend eine Verkehrtheit und Schädlichkeit kannte, die es nicht schon am Anfange desselben gekannt hätte. Jene Habsucht, die ihre Hände auch nach dem Geweihten ausstreckt, jene Schwelger, denen nichts zu kostbar ist, um Auge und Zunge zu sättigen, jene heuchlerische Demuth, die sich niederwirft, damit sie erhoben werde, jene Wollust, die selbst der Gesetze der Natur spottet, — alle diese Leidenschaften wütheten schon auf das heftigste in den Zeitgenossen Augusts und vergifteten Geist und Körper. So verderbt mit einem Worte London und Paris heute sind, so verderbt war sicher auch Rom unter der Herrschaft des ersten Cäsars. Allein mitten

unter diesem stürmischen Drängen und Streben nach Genuß beachtete man immer noch gewisse Schranken und scheute sich, selbige zu übersprin- gen, weil ein Rest von alter Sitte sie heiligte und der Imperator sie zu ehren wenigstens vorgab und antrieb. Hier zügelte Scham, dort Furcht, hier Beyspiel, dort Gebot; und was auch immer die Ausschweifung sich erlaubte, so beleidigte sie doch weder durch frechen Uebermuth, noch glaubte sie ihres Zwecks zu verfehlen, wenn sie nicht jede Verschleyerung von sich werfe und in ihrer Blöße erscheine. Wie unwiderleglich beweisen dagegen die von mir beygebrachten Belege den unglaubli- chen Fortgang ins Schlimmere unter der Regie- rung der spätern Cäsarn? Es sind nicht verwor- fene Leute aus der niedern Classe des Volkes, es sind die obersten Staatsbeamten und die Regen- ten des Staats an ihrer Spitze, die in der Un- vernunft ihre Ehre und ihren Ruhm in der Schande suchen. Die höchste Rohheit und die zügelloseste Ausgelassenheit treten den Menschen frey und öffentlich unter die Augen, und brüsten sich damit, das Ehrwürdigste zu verspotten und das Heiligste unter die Füße zu treten. Der Ken- ner der Geschichte gesteht, daß diese Erscheinung bis auf den heutigen Tag die einzige in ihrer Art sey, und der Freund der Menschheit wünscht, daß sie es bleibe.

Unstreitig würde Juvenal einen ganz andern Weg in der Satire eingeschlagen haben, als Horaz, selbst, wenn er, diesem an Anlage, Bildung und Gesinnung vollkommen ähnlich, unter die unwürdigen Nachfolger Augusts und die sie umgebenden schamlosen Römer getreten wäre: aber, allem Vermuthen nach, war er auch in jenen Rücksichten von seinem Vorgänger durchaus verschieden. So weit sich der Mensch in dem Dichter wahrnehmen und der moralische Charakter aus dem schriftstellerischen folgern läßt, glich Juvenal den echten Römern der alten Zeit. Sein unbestechliches Gefühl für Pflicht und Recht und sein Unwille gegen die, welche den Weisen spielen und unweise leben, drückt sich überall zu laut und vernehmlich aus, als daß man glauben könnte, er habe der Tugend nicht unbedingt gehuldigt, und sey in seinen Foderungen an sich selbst im geringsten nachsichtig gewesen. Die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, die Mannigfaltigkeit ihrer Schwächen und der Einfluß der äußern Verhältnisse scheinen ihm vielmehr völlig fremd, oder doch ohne Gewicht in der Wagschale, auf welcher er den sittlichen Werth der Handlungen prüft und bestimmt. Er hat sich, so weit wir seiner Denkungsart nachspüren können, von seinem Zeitalter nichts angeeignet und steht unter seinen Zeitgenossen, wie ein Ankömmling aus einer andern Welt,

allein; so gar jene gutmüthige Laune, die dem Venusiner eigen ist, jenen natürlich-heitern Sinn, der den Gegenständen um sich her eine lachende Ansicht abgewinnt, oder ihnen einen lächerlichen Anstrich leiht, glaube ich ihm absprechen zu müssen. Welche Thorheiten und Laster er auch verfolgt und züchtigt, überall erscheint er als ein kalter und ernster Römer, und erweckt den Gedanken, daß die Natur ihm entweder die Gabe des Lachens völlig versagt, oder Zeit und Erfahrung in dem Manne, (denn in das Alter des Mannes sollen seine ersten schriftstellerischen Versuche fallen) die frohe Stimmung vertilgt und die entgegengesetzte begründet haben.

Man wird nach dieser Vorerinnerung von selbst vermuthen, daß der Charakter der juvenalischen Satire ganz ein anderer seyn müsse, als der Charakter der horazischen, und so verhält es sich auch in der That. Beyde Dichter entfernen sich nicht bloß in zufälligen Merkmahlen, sondern in wesentlichen; beyde weichen nicht bloß von einander ab, sondern sind einander entgegengesetzt. Schon die Gegenstände, die sie behandeln, geben einen Vergleichungspunkt ab. Horaz, wie ich anderwärts *i*) bemerkt habe, verspottet am liebsten die Thorheit, Juvenal züchtigt nur das Laster

i) Charaktere, B. IV. S. 460.

und erklärt gleich in der ersten Satire unverholen, daß er sich einzig in solchen Schilderungen gefalle. Die Heucheley der Philosophen, die durch ihr Betragen ihre Reden und Ermahnungen Lügen strafen, die Unanständigkeiten, die sich Sachwalter und Richter zu begehen erlauben, die Verachtung und niederträchtige Herabwürdigung der Lehrer und Freunde der Wissenschaften und schönen Künste, die gränzenlose Verschwendung der Großen und Reichen, verbunden mit der vorsätzlichen und schmachvollen Erniedrigung der Armen und Hülflosen, die Ausschweifung des weiblichen Geschlechts in jeder Art des Genusses, der eitle Stolz auf Rang und Geburt, ohne alles wahre Verdienst, die Entweihung der menschlichen Natur durch verkehrte Wollust und grobe Schwelgerey, die Hintansetzung alles Rufes und aller Pflicht, wenn es darauf ankommt, durch Erbschaftsschleicherey oder andre unerlaubte Mittel sich zu bereichern, die Schändlichkeit der Aeltern, die durch böses Beyspiel ihre Kinder frühzeitig vergiften, — diese und ähnliche Untugenden und Frevel sind es, die Juvenal fast ausschließend hervorzieht und rügt. Die Fantasten und Narren, die Pedanten und Gecken, die Selbstsüchtigen und Eigenliebigen, die Dummköpfe und Witzlinge, scheinen ihm der Mühe des Bestrafens nicht werth. Sein Genius und sein Zeitalter weisen ihm eine andere Sphäre an

und biethen ihm wichtigere Veranlassungen dar, um seinen Muth und seine Kraft zu versuchen. Er würde sich selbst untreu zu werden glauben, und sich des Leichtsinns oder der Feigheit ankla- gen, wenn er jene dringenden und gefährlichen Auffoderungen vorüberginge, um bey den unbedeu- tenden und gefahrlosen stehen zu bleiben.

Doch die Verschiedenheit, welche zwischen bey- den Dichtern durch die Wahl der Gegenstände be- gründet wird, verschwindet gegen die, welche aus der Art, wie beyde sie behandeln, hervorgeht. Horaz ist ein feiner Weltmann, der seine Kräfte maßigt und sie absichtlich mildert; *k*) Juvenal weiß nichts von Schonung und Glimpf. Seine Absicht geht, wie die Absicht Lucils, dahin, daß der Lasterhafte, auf den er mit gezucktem Dolche eindringt, erzittre, daß er, der heimlichen Schuld sich bewußt, vor Angst schwitze, daß er in Thrä- nen und Wuth ausbreche. *l*) „Der Charakter seiner Satire ist daher, wie Hottinger eben so wahr als nachdrücklich sagt, *m*) Entrüstung und

k) Sermone opus est, sagt er Sat. I. 10, 11. defendente vicem
Interdum urbani, parcentis viribus atque
Extenuantis eas consulto.

l) Ense velut stricto quoties Lucilius ardens
Infremuit, rubet auditor, cui frigida mens est
Criminibus, tacita sudant praecordia culpa,
Inde irae et lacrimae. Juven. Sat. I, 165.

m) In seiner bekannten Preisschrift, S. 292.

Unwille, und ihr Spott mehr Hohn, als Gelächter. Sie scheint mehr auf Strafe, als auf Belehrung, mehr auf Rache, als auf Besserung, auszugehn, und ist dann erst gesättigt, wenn das Opfer unter ihren Geißelhieben fällt." In der That läßt unter allen Satirikern der ältern und neuern Zeit sich, von Seiten des leidenschaftlichen Haßes und der unerbittlichen Strenge gegen das Laster, keiner mit unserm Dichter vergleichen. Man merkt es ihm an, daß ein bitterer Unwille gegen alles Unwürdige und Entehrende, entsprungen aus einer früh gebildeten reinen Achtung für Tugend, genährt durch reifes Nachdenken über die Natur und Bestimmung des Menschen, und entflammt durch die gränzenlose Verderbtheit des Zeitalters, in seiner Seele Wurzel gefaßt hat und dieser Unwille zu mächtig ist, um sich durch irgend eine Betrachtung zügeln oder einschränken zu lassen. Keine Größe ist ihm zu gewaltig, keines Großen Günstling zu angesehn, daß er sie nicht, bald unter ihrem wahren bald unter erdichteten Namen, angreifen und züchtigen, keine verruchte Sitte allgemein und gültig genug, daß er sie nicht hervorziehn und rügen, keine Farbenmischung so grell, daß er sich ihrer nicht bedienen sollte. Wenn Horaz die Rücksichten auf Zucht und Ehrbarkeit blos aus losen Muthwillen verletzt, so opfert sie Juvenal einzig seiner Heftigkeit gegen

das Laster auf. Wenn jener die Gefräßigkeit der Römer mit leichtfertiger Schalkheit ansticht, oder höchstens der Sparsamkeit und Einfachheit der bessern Vorwelt gegenüberstellt, so kündigt dieser ihr offene ernste Fehde an und verwaltet das Amt des strengen Censors. Wenn der eine sich begnügt, die schlechten Schriftsteller seiner Zeit, gleichsam im Vorübergehen, zu necken, und mit einem einzigen treffenden Beyworte zu zeichnen, so hält es der andere nicht unter seiner Würde, bey ihnen zu verweilen und einen förmlichen Kampf gegen sie zu beginnen. Wenn endlich der erstere die eiteln Sorgen und vergeblichen Wünsche der Sterblichen itzt bemitleidet, itzt belächelt, so ereifert sich der letztere gegen sie und sucht uns nicht bloß von ihrer Thorheit, sondern selbst von ihrer Schändlichkeit zu überzeugen.

Aus eben dieser charakteristischen Eigenschaft Juvenals, aus der Heftigkeit, die ihn immer beherrscht und der er sich unbedingt überläßt, fließt ein anderer und nicht minder bedeutender Unterschied zwischen ihm und Horaz. Wenn Horaz in seinen Sermonen und mehr noch in seinen Episteln nicht selten des satirischen Tons ganz vergißt, und uns bald als ein theilnehmender Gesellschafter unterhält, bald als ein ruhiger Denker unterrichtet, so verfolgt Juvenal dagegen seinen einmal betretenen Weg unausgesetzt und ohne zur

Rechten oder zur Linken abzuschweifen. Sich philosophischen Betrachtungen lange zu überlassen und in dem friedlichen Gebiethe der didaktischen Muse zu verweilen, vermag dieser aufgebrachte und stürmische Geist nicht. Die Menge und Nähe der ihn umgebenden Gegenstände beschäftigt ihn viel zu lebhaft, und die Begierde zu schaden und zu verwunden reißt ihn zu unaufhaltsam fort, als daß er von Zeit zu Zeit still stehen und eigenen Bemerkungen Raum geben sollte. Anstatt, wie Horaz, sich zuweilen in ein Gespräch mit sich selbst zu verlieren, oder die besondern Veranlassungen, um deren willen er die Feder ergreift, zu allgemeinen Beobachtungen zu nutzen, eilt er immer von einer Schilderung zur andern fort, und giebt Beyspiele, statt Warnungen, und Belege aus der wirklichen Welt, statt abgezogener Grundsätze. Nirgends werden wir in ihm auf so schöne und lehrreiche Ausführungen treffen, wie wir in Horazens erster und dritter Satire des ersten Buches, und noch weniger auf eine solche Reihe von vortrefflichen Sentenzen, wie wir in der zweyten Epistel des ersten Buches dieses Dichters finden. Ohne daß man behaupten kann, Juvenal besitze die Gabe zu beobachten und das Beobachtete glücklich auszudrücken in einem geringern Grade, als sein Vorgänger, fehlt es seinen Satiren dennoch an dem philosophischen Geiste, der die Wer-

ke des erstern durchdringt und beseelt. „Sein Verstand, um mich der Worte des schon einmal angezogenen Kunstrichters zu bedienen, ist gerade nur in so fern thätig, als es die Wahl des Gegenstandes und die Leitung der entflammten Einbildungskraft erfodert. Unter dieser spielt jener die zweyte Rolle und ist im Streite bloß der Wagenführer und nicht der Held.“

Aber was Juvenal, der Philosoph, nicht leistet, das leistet und ersetzt unstreitig, in mehr denn einer Hinsicht, Juvenal, der Dichter und Sittenmahler. Schwerlich dürfte unter allen Satirikern der ältern und neuern Zeit auch nur einer gefunden werden, dessen Darstellung belebter und ergreifender genannt werden möchte, als seine. Jeder Ausdruck, den er braucht, ist gewogen, und jede Zeile, die er niederschreibt, gehaltvoll. Was er schildert, schildert er mit wenigen Strichen, aber diese wenigen Striche sind die wirksamsten von allen, und wenn seinen Gemählden das Verdienst der Ausführung und des Fleißes abgeht, so haben sie dafür das höhere der Eigenthümlichkeit und Kraft. Nirgends verläugnet sich das Bestreben, viel in wenig Worte zu schließen und durch nachdrucksvolle Kürze den Ausdruck zu heben, zu adeln und zu verstärken, und selten mißlingt dieß Bestreben. Es ist eben so wenig möglich, ihm ein Wort zu nehmen, als eins zu ge-

ben; — so voll, abgemessen und gerundet sind seine Verse: — und eben so schwer im Lesen langsam zu verweilen, als rasch fort zu schreiten; so sehr fodert zu jenem die Feyerlichkeit und zu diesem die Lebendigkeit seiner Darstellungen auf. Wie nachdrücklich erklärt er sich (1, 22.) über die Veranlassung und seinen Beruf zur Satire!

Wenn ein zarter Eunuch ein Weib nimmt, wenn mit dem Jagdspeer
Mävia, nackend die Brust, den thuscischen Eber durchbohret;
Wenn der Edeln Geschlecht vor dem Einen Reichern n) sich beuget
Der mit klirrendem Stahl den Bart mir Jünglinge mähte;
Wenn der Sklave Crispin, ein Theil aus dem Pöbel am Nilstrom,
Itzt die Schulter hinab das tyrische leichte o) Gewand wirft,
Jetzt am schwitzenden Finger den goldnen Sommerring p) lüftet,
Nicht vermögend, die Bürde der größern Gemme zu tragen;
Schwer ist's keine Satire zu schreiben.

Wie bis zum Sprechen getroffen stellt er (3, 73.) den leichtfertigen Griechen dar, der den Römern

n) Wahrscheinlich ein Barbier, Namens Cinnamus, der durch die Geschenke einer reichen Frau selbst reich geworden und zum Ritterstande emporgestiegen war.

o) Und doch für den Weichling zu schwere.

p) Man wechselte also mit den Jahreszeiten die Ringe, wie die Kleider.

jener Zeit ungefähr das war, was vor mehrern Jahrzehnten der Gallier uns!

> Schnell von Verstand, das Schlimmste zu wagen bereit, mit der Zunge
> Rasch und beredter so gar, als einst Isäus. Für wen, sprich,
> Nimmst du den Fremdling? Er bringt in sich uns jeglichen Künstler,
> Bringt den Grammatiker, Rhetor, den Feldmesser, Mahler und Salber,
> Arzt, Seiltänzer und Augur und Magus. Der hungrige Grieche,
> Alles versteht er. Du winkst, und er schwingt sich hinauf in den Himmel.

Was gleicht an nachdrücklichem Ernste dem Angriffe, den er (2, 1—28.) auf die Heuchler thut!

> Ueber die Sauromaten hinaus und über das Eismeer
> Möcht' ich fliehen, wenn die von Sitten zu reden beginnen,
> Die sich wie Curier stellen und Bacchanalien leben.
> Unwissend sind sie zuerst, wiewohl aus Gyps ein Chrysippus q)
> Jeden Winkel erfüllt, denn für den vollkommensten hält sich,
> Wer des Pittakus Bild, Stagira's Weisen sich kaufet,
> Und mit der Büste Kleanths die Bücherschränke verzieret.
> Ihrer Stirne gebührt kein Vertraun: denn wimmelt nicht jede
> Straße von schamloser Brut? Du strafst das Laster und bist doch,

Alle

q) Für die Bildnisse der vorzüglichsten Weisen.

Alle wissen es, bist der sokratischen Wüstlinge Abschaum r)

— — — — — — — — — —

Wortkarg sind sie und lieben die Tugend des Schweigens und tragen
Kürzeres Haar, als die Braunen der Augen. s) Offener also
Und gerader erscheint Peribomius. Er, durch das Schicksal
Schwelger und Lüstling, verräth, was er ist, in Gang und Geberde.
Solcherley Thorheit verdient Erbarmen; selber die Wuth giebt
Ihr auf Verjährung ein Recht. Doch schlimmer ist, wer mit Alcidens
Worten t) das Laster bestürmt, und, Tugend führend im Munde,
Heimlicher Unzucht fröhnt. „Vor dem Sextus sollt' ich mich scheuen,
Sagt der verruchte Varill, vor dem Weichling? Bin ich denn schlechter?
Spotten dürfen nur Weiße des Mohren, Gerade des Krummbeins." —
Ha wer duldet die Gracchen, die über Empörungen seufzen?
Oder wer mischt nicht das Meer mit dem Himmel, mit diesem die Erde,
Wenn dem Verres ein Dieb mißfällt, ein Mörder dem Milo?

r) Einer der Schändlichen, die durch ihr Leben Sokrates Lehren, die sie im Munde führen, Lügen strafen.

s) Der wahre und zugleich einfachste Sinn dieser Worte ist wohl kein anderer, als: diese heuchlerische Weisen stutzen, nach Art der Stoiker, um sich ein rauhes ernstes Ansehn zu geben, ihr Haar so kurz, daß ihre Augenbraunen lang dagegen erschienen.

t) Ernstlich, wie Herkules, beym Prodikus, die Wollust.

Clodius Buhler verfolgt? Catilina Cethegen bezüchtigt?
Und sich gegen die Acht die Zöglinge Sulla's u) ereifern?

Mit wie gewählten Farben entwirft er (6, 160.) das Bild einer auf Familie und Vorzüge eingebildeten Frau!

Also zu reizen vermag aus diesem Haufen x) dich keine?
Nun sie sey schön und gewandt, sey reich und fruchtbar, mit alten
Ahnenbildern, dem Schmuck der Hallen, umgeben und reiner,
Als die beherzt in den Kampf sich stürzenden Töchter der Kurer.
Sie der seltene Vogel, der schwarze Schwan in dem Lande, —
Wirst du ein Weib, das alles besitzt, ertragen? O lieber,
Lieber ein Mädchen vom Land, als Cornelia, dich, der Gracchen
Mutter, wenn du zugleich mit großen Tugenden stolze
Augenbraunen vermählst und Triumphe zählest zur Mitgift.
Laß, ich bitte dich, laß den Annibal, laß des besiegten
Syphax Lager! Hinweg mit deinem ganzen Carthago!

Mit wie nicht minder treffenden Zügen das Bild der gelehrten! (434.)

Lästiger noch ist die Frau, die, während des Mahles, den Sänger

u) Octav, Anton und Lepidus.

x) Es war vorher von wollüstigen, spielsüchtigen und ausschweifenden Weibern die Rede gewesen.

Mantua's preiset, und ihm den Tod Elisens — verzeihet,
Dichter paart und vergleicht, in die eine Schale den Maro
Und den Vater Homer in die andre leget und wäget.
Redner stehen ihr nach, Sprachlehrer erliegen, der ganze
Haufe verstummt; Sachwalter und Präco schweiget; es schweiget
Jedes andere Weib: so gewaltig strömen die Worte;
So viel Becken, man wähnt's, und so viel Schellen ertönen.
Keiner ermüde hinfort ein Erz, und keiner die Tuba. γ)
Sie die Eine vermag der kreisenden Luna zu helfen.

Ich habe diese Stellen nicht mühsam zusammengesucht und nicht nöthig gehabt es zu thun, da Juvenal, stets von dem nähmlichen Feuer durchdrungen, überall mit gleicher Stärke und Wahrheit schreibt. Wenn er, ich möchte sagen, an gediegenen Gedanken und eigentlichen Betrachtungen ärmer ist, als Horaz, so bleibt ihm dagegen das Lob, daß seine Schilderungen so reich und die einzelnen Züge in ihnen so bedeutend sind, daß beyde sich so gut, wie gewichtige Sentenzen, ins Gedächtniß senken und in der That nicht minder häufig angeführt werden, als die Kern- und Sittensprüche seines Vorgängers.

γ) Wie der Pöbel der alten Zeit und die Sinesen heute noch bey einer eintretenden Mondsinsterniß zu thun pflegen.

Bis hieher könnte es zweifelhaft scheinen, welcher von beyden Dichtern gegründetere Ansprüche auf Beyfall habe, ob der frühere oder der spätere; weniger verlegen dürfte man vielleicht über die Beantwortung der Frage seyn, wenn von der Art, wie beyde ihre Ideen ordnen und verbinden, die Rede ist. Meine Leser wissen bereits, daß Juvenal seinen Pfad größtentheils ruhig verfolgt, daß er sich selten eine Abschweifung erlaubt, und die Gränzen des philosophischen Gebiethes beynah absichtlich vermeidet. Aber Juvenal bleibt nicht bloß seinem Entwurfe getreu; er ist überhaupt, wie Persius, ein sehr methodischer Dichter, und gesteht der kalten Ueberlegung an der Anlage und dem Plane seiner Gedichte mehr Antheil zu, als ihr gebührt. Wenn er (Sat. 6.) seinen Freund Ursidius Postumus vom Heirathen abmahnen und ihn für die Vorzüge des ledigen Standes gewinnen will, so stellt er ihm die Laster des weiblichen Geschlechts vor Augen, und zählt selbige der Reihe nach auf. Wenn er das traurige Loos des Gelehrten schildert, (Sat. 7.) so zeigt er zuerst, wie man dem Dichter mitspiele, dann, wie fruchtlos die Mühe des Geschichtschreibers sey, hierauf, was der Rechtsgelehrte und Sachwalter zu dulden habe, und endlich, wie schlecht der Grammatiker und Rhetor belohnt werde. Wenn er (Sat. 10.) den Satz ausführen will, daß der Mensch gewöhnlich

die wahren Güter des Lebens verkenne und nach Scheingütern laufe, so geht er die Güter durch, die man für achtungswerth hält, und beweist, daß Reichthum, Ehre, Beredtsamkeit, Kriegsruhm, langes Leben und Schönheit eitel sey. So oder ungefähr so sind alle Satiren Juvenals angelegt. Der Leser findet ohne Mühe den Faden und ist nicht in Gefahr ihn zu verlieren; vielmehr schreitet er ruhig von Satz zu Satz fort und kann, ohne durch die Dunkelheit des innern Zusammenhangs aufgehalten zu werden, seine Aufmerksamkeit ungestört auf das Einzelne richten. Aber dafür büßt er auch alle die mannigfaltigen feinern Schönheiten ein, die im Horaz entzücken und die Mühe des Verstehens so reichlich belohnen. Hier eröffnet ihm kein rascher Uebergang eine unerwartet reizende Aussicht; hier unterbricht kein Dialog von Umfang die Einerleyheit des Vortrags; hier wechselt strafender Ernst nicht mit launigtem Spotte; hier mildert kein äsopischer Apolog von Zeit zu Zeit die didaktische Trockenheit. Juvenal, so scheint es, hat, im Vertrauen auf die Gewalt seiner Sprache und auf den Reichthum, womit seine Einbildungskraft jedes Gemählde auszustatten weiß, aller andern poetischen Hülfsmittel und Verschönerungen entbehren zu können geglaubt, und sich, in Absicht der seinen Werken zu geben-

den Form, lieber an den Persius, als an den ältern Dichter, halten wollen.

Und vielleicht hat er nur um so besser gethan, daß er es aufgegeben hat, die Manier Horazens nachzubilden: denn in der That geht ihm eines der nöthigsten Erforderniße ab, um sich in ihr mit Glück zu versuchen. So sehr nähmlich die Sprache Juvenals Jedem Genüge leistet, wenn von Würde, Adel und Stärke die Rede ist, so kann man sich gleichwohl nicht verhehlen, daß ihr Leichtigkeit, Geschmeidigkeit und Grazie gänzlich fehlen. Die Kürze, deren er sich befleißigt, verleitet ihn so gut, wie den Persius, zu Dunkelheiten; das Jagen nach vorzüglich starken und vielsagenden Ausdrücken giebt seiner Schreibart gerade, wie der Schreibart des erstern, nicht selten ein steifes Ansehn, und die Wahl seiner Metaphern stimmt ebenfalls nicht immer mit den Foderungen des guten Geschmacks zusammen, und seine Gleichniße überschreiten oft das Maß, das man einer Vergleichung zugesteht. Ueberhaupt kann er so wenig, als sein nächster Vorgänger, einen gewissen rhetorischen Geist, der aus der Schule in seine Gedichte übergegangen ist, z) ver-

z) H. König in seiner Prolusion de satira Romana sagt p. 47. sehr richtig: Animadverti potest in Juvenale rerum cognitio summa et exquisita doctrina, qua saepe cum ad lectorem voluptate tenendum, tum ad imagines vitiorum ardentibus coloribus adumbrandas feliciter utitur.

läugnen, und eben dieser rhetorische Geist ist es, der, verbunden mit dem Zwange, den Verhältnisse und Umgebungen dem Satiriker auflegten, in seine Darstellungen einen nachtheiligen Einfluß gehabt und jenen freyen und natürlichen Ton, der im Horaz gefällt, aus ihnen verdrängt hat. Man muß zugeben, daß die Aufgaben, die er behandelt, ausgearbeiteter, sein Vortrag beredter und sein Vers vollendeter ist, als der horazische, aber man muß zugleich einräumen, daß der Aufwand an Fleiß sichtbar und die Spuren der Eile nicht ganz verwischt sind.

Meine Leser werden die Bestätigung von mehrern meiner Behauptungen bereits in den kleinen aus dem Juvenal ihnen mitgetheilten Proben gefunden haben. Ich trage indeß um so weniger Bedenken, zur bessern Einsicht in seine Manier und Denkungsart, eine ganze Satire von ihm hier übersetzt einzurücken, da er gewiß vor vielen andern Dichtern der Uebertragung in unsere Sprache werth ist, und die bis itzt unter uns bekannt gewordenen Versuche mehr zu neuen auffodern,

Cui rei autem cum nimis indulgeat, nonnunquam artem ostendit, ubi dissimulare eam satius fuisset, et declamatorem agit frigidum, ubi lectoris animum sensus veritate movere debuisset. Man wird sich hierbey von selbst an die Stelle aus der Vita erinnern, die ich in der Note c) angeführt habe.

als davon zurückschrecken. Meine Wahl hat die vierte Satire getroffen, theils, weil sie mehrere merkwürdige Belege zu der Schilderung des Zeitalters Juvenals, die ich in der Einleitung gegeben habe, enthält, theils, weil sie, was bey den Satiren dieses Dichters nicht immer der Fall ist, sich ohne Erröthen lesen läßt. Ihr Gegenstand ist die Schwelgerey der Römer. Ein von Crispin, dem Lieblinge Domitians, theuer erkaufter Mullus veranlaßt die Beschreibung einer Rathsversammlung, die der letztere zusammenberief, um über das Schicksal eines Rhombus von seltener Größe, den er erhalten hatte, einen Schluß zu faßen.

Ha, schon wieder Crispin! a) und oft noch wird mir der Unmensch
Rede stehen, der Sklave der Laster, der sie durch keine
Tugend versöhnt: ein Weichling, ein Held allein in der Wollust,
Buhlend um alles, nur nicht um die welken Reize der Wittwen. b)
Doch, was nützet es ihm in langen Portiken sein Lastthier 5

a) Crispin, in der ersten Satire V. 26. bereits erwähnt, nach seiner Herkunft (V. 32. 33.) ein Sklave aus Aegypten, nach seinem Gewerbe ein Fischhändler, schwang sich zum Ritter und Günstling Domitians empor.

b) Weil er, bey seinen großen Reichthümern, sich so weit herabzulassen nicht nöthig hatte. Bekanntlich wurden begüterte Wittwen von armen Liebhabern gesucht

Müde zu jagen, umher in des Lusthains Schatten zu traben
Und viel Hufen am Markt c) und der Häuser viel zu kaufen? —
Kein Verruchter ist glücklich, am mindesten er, der Verführer
Und der Schänder, bey dem die verschleyerte Priesterin d) neulich
Schlief, nicht achtend des Spruchs, der zum Grab sie, lebend, verdammt. 10
Aber für itzt von kleinern Vergehen; — und dennoch — verübte
Solches ein andrer, ihn hätte der Sittenrichter gezüchtigt.
Denn was Sextus verwirft und Titius tadelt, e) es ziemt nur
Unserm Crispin. Was soll auch die Rüge? die scheusliche Larve
Brandmarkt stärker, als alle Verbrechen. Den Mullus f) bezahlt er 15

c) Gärten innerhalb der Stadt, oder doch Besitzungen nahe bey der Stadt.

d) Die vestalische Jungfrau.

e) Namen zweyer Rechtsgelehrten. Billig sollten die Worte et tamen — persona est in den Ausgaben eingeschlossen werden: denn de factis levioribus hängt offenbar mit mullum emit zusammen, und was dazwischen sich drängt, ist eine bloße Betrachtung des Dichters.

f) Die Seebarbe, von der Plinius IX. 17. s. 30. sagt: Binas libras ponderis raro exsuperat, bey Bloch (Naturgeschichte der Fische Deutschlands Th. II. S. 111.) der gestreifte Rothbart, mullus corpore rubro, striis luteis.

Mit sechs tausend. So viel der Pfunde, so viel der Sesterzen,
Wie der Haufen vermerkt, der stets das Große vergrößert.
Loben würd' ich den Kniff des Käufers, hätt' er zum ersten
Erben durch das Geschenk sich verwaisten Greisen empfohlen,
Oder, was mehr noch frommt, es der mächtigen Freundinn gesendet, 20
Die in dem großen, mit Spiegeln verschlossenen, Sessel sich brüstet.
Hoffe das nicht! er kaufte für sich. Hier sehen wir vieles
Was der Knicker Apiz, der Arme, *g*) nicht wagte. So reichlich
Zahlst du, Crispin, der du einst im Papyrus, dem Sklavengewande
Deiner Heimath, *h*) erschienst, für Schuppen. Du hättest den Fischer 25
Schier wohlfeiler gekauft, als den Fisch. Um Preise, wie dieser,
Kaufst du dir in der Provinz ein Feld, in Apulien Güter. *i*)
Was für ein Mahl muß erst der mächtige Induperator *k*)

g) Ironisch, in Vergleichung mit Crispin. Apicius gehörte unter die vorzüglichsten Schwelger Roms.

h) Aus dem Baste des Papyrus sagt Plinius XIII. 11. c. 22. verfertigen die Aegyptier Segel und Decken, auch Kleider, Matratzen und Seile.

i) Die Ländereyen in dem bergichten Apulien waren wohlfeiler, als in dem fruchtbaren Afrika und andern römischen Provinzen.

k) Domitian, der alte Ausdruck für den gewöhnlichen Imperator.

Niederschlucken, wenn schon so viele Sesterzen, in einem
Einzigen kleinen, am Rand der Tafel gestellten, Gerichte, 30
Selnes großen Palastes bepurperter Scurra hinabwürgt, *l*)
Er, nun der Erste der Ritter, der einst mit gellender Stimme
Pharus Waare, *m*) den Wels, seinem Landsmann, öffentlich feilboth.
Auf, Kalliope, auf! Hier lass' uns weilen! Nicht dichten,
Sagen will ich, was wirklich geschah. Pierische Mädchen, 35
Redet! Es sey mir Verdienst in euch *n*) die Mädchen zu grüssen.

Als den erschöpften Kreis der Welt der Flavier letzter
Wüthend zerfleischte und Rom vor dem kahlen Nero *o*) sich beugte,

l) Mit andern Worten: wenn eine einzige Nebenschüssel so viel kostet.

m) Aegyptische Waare, (man vergl. die Anm. a.) nach der vor der Kritik sich gewiß rechtfertigenden Lesart Pharia de merce. Juvenals Silurus ist unstreitig der zum Welsgeschlechte gehörende Langbart Silurus Clarias oder Scheitan niloticus, (Bloch in dem angez. Werke Th. I. S. 247.) ein etwa zwölf bis funfzehn Zoll erreichender Fisch, der häufig im Nil gefunden wird.

n) Die ihr in die Classe der alten Jungfern gehört und überdem nicht in dem besten Rufe, von Seiten der Keuschheit, steht.

o) Vor Domitian. Sueton in Vit. Domit. 18.

Schwamm in Adria's Meer ein unendlicher herrlicher Rhombus *p*)
Hin vor Cypriens Haus, das im dorisch Ankon emporsteigt, *q*) 40
Und erfüllte das Netz: denn kleiner nicht war er, als jene,
Die das mäotische Eis *r*) verschließet, bis es, von Phöbus
Strahlen gelöst, die träg hinbrütenden, unter der kalten
Rinde genährten, zuletzt in des Pontus Mündungen ausgießt.
Weislich bestimmt dem Haupte der Priester *s*) des Nachens und Netzes 45
Herr den seltenen Fund: denn solchen Fisch zu verhandeln
Oder zu kaufen, wer darf sichs erfrechen, da jenes Gestade
Tausend Augen umlauern und all' im Schilfe zerstreuten
Späher rechten sogleich mit dem nackten Ruderer würden,
Sagend, es sey dieß Wunder von Fisch der Entronnenen einer, 50
Lange genährt in den weiten Behältern Cäsars, und müsse,

p) Eine Steinbütte, bey Bloch Th. II. S. 53. Pleuronectes tuberculis osseis scaber.

q) Ankona, das mit einem Tempel der Venus prangte (Catull 36, 13.), war von den Syrakusern, also von Dorern, angelegt worden.

r) Das Meer von Asow, bekanntlich eins der fischreichsten.

s) Dem Domitian, mit Hinsicht jedoch auf die berüchtigten coenae pontificum, deren Horaz Carm. II. 14, 28. und andere erwähnen.

Er, der Flüchtling, zurück zu dem Herrn des Eigenthums kehren.
Ist doch, wenn wir dem Wort des Armillatus und Sura *t*)
Trauen, alles, was schön und herrlich im offenen Meere
Und wo es schwimmt, ein Theil des Fiscus. So wird er denn schenken, 55
Daß er nicht sterbe. — Verdrängt ward schon vom Winter der feuchte
Tödtende Herbst, schon hofften die Fieberkranken Erholung; *u*)
Wild auf brauste das Meer im Sturm und bewahrte die Beute
Frisch; doch eilte der Fischer, wie wenn der Auster ihn dränge.
Als er die See erreicht, wo sich noch auf Alba's Ruinen 60
Troja's Feuer erhält und die kleinere Vesta verehrt wird, *x*)
Stemmet am Eingang ihm das staunende Volk sich entgegen,
Doch nicht lange, so weicht's und es rasselt das Thor in den Angeln.

t) Nahmen zweyer Angeber und Schmeichler.

u) Oder nach dem Texte: Sie hoffen das täglich wiederkehrende Fieber würde sich in ein viertägiges, minder gefährliches verwandeln.

x) Ungeachtet Alba Longa vom Tullus Hostilius zerstört ward, so verehrte man gleichwohl daselbst die Göttinn Vesta, obgleich in einem kleinern Tempel, als der ihr zu Rom gewidmete war. Eine Villa, in der Nähe Alba's, diente dem Kaiser Domitian gewöhnlich zum Aufenthalte.

Draußen schauen die Väter dem zugelassenen Fisch nach, y)
Und der Picener tritt zum Atriden. „Empfange, so sagt er, 65
Was für gemeinen Heerd zu groß ist! Weihe den schönen
Tag der Freude! Wohlan! entlade den Magen der Mastung
Und verzehre den Rhombus, für dein Jahrhundert erhalten!
Selber hat er das Netz gesucht. Was ist klärer?" Und dennoch
Sträubten darob die Floßen sich ihm. z) Wer einmahl den Menschen 70
Groß und ein Gott heißt, wagt das Unglaubliche von sich zu glauben.

Aber zu klein sind nun für den Fisch die Schüsseln. Gerufen
Werden daher zum Rath die Edeln. Es haßte sie Cäsar,
Und auf Aller Gesicht saß jener traurigen, großen
Freundschaft Blässe. Zuerst, als der Ruf des Liburners a) erschallte; 75

y) So viel ich einsehe, hat der neueste Ausleger Juvenals diesen Vers nicht richtig gedeutet. Exclusi geht keineswegs auf urbs sondern auf valuae und wird dem admissa spöttisch entgegengesetzt. Der Fisch mit dem picenischen Fischer (V. 65.) wurde sogleich vor den Monarchen (den Atriden) gelassen; die Väter müssen ihm nachsehen, und warten, bis man sie ruft.

z) Zu deutlichem Beweis, daß er sich nicht gern fangen ließ.

a) Des liburnischen Heroldes oder Sklaven.

„Eilet, er sitzt schon!" lief, um die Schulter werfend den Mantel, *b*)
Pegasus, Meyer vordem, itzt staunender Bürger Gebiether. *c*)
Aber wo sind heut' andre Präfecten? Einer der besten
War er jedoch, der Gesetze unsträflicher Hüter., wiewohl er
Ohne Waffen *d*) das Recht in so scheuslicher Zeit zu verwalten 80
Allen empfiehlt. Auch Crispus erschien, ein freundlicher Alter,
Liebreich, wenn er zu reden begann, von Sitten und Geists
Mild. Wer hätte dem Herrn der Erde, des Meers und der Völker
Dienen können, wie er, dürft' unter solchem Verderber
Frey sich öffnen der Mund und Mordgier strafen und edel 85
Rathen? Aber was ist, wie das Ohr der Tyrannen, verwundbar?

b) Das Abzeichen der Stoiker, zu welcher Secte der Rechtsgelehrte Pegasus sich bekannte.

c) Die Frage des folgenden Verses Anne aliud tunc (oder vielleicht nunc) praefecti? zeigt, dünkt mich, deutlich an, daß villicus nicht mit urbi verbunden und für procurator urbis genommen, sondern modo villicus in Commata geschlossen und das Ganze übersetzt werden muß: „Er, ohnlängst noch Verwalter eines Landgutes, hatte, zum Staunen aller Bürger, die Aufsicht über Rom erhalten. Doch vornehme und angesehene Präfecten waren in jenen Tagen eine Seltenheit, und Pegasus gehörte, wenigstens von Seiten seines Charakters, zu den vorzüglichern."

d) Mit aller Nachgiebigkeit gegen den Cäsar.

Schon vom Regen mit ihm und vom Sonnenstich, und vom feuchten
Lenze reden vermochte das Leben des Freunds zu gefährden.
Nie versuchte daher sich Crispus gegen den wilden
Strom, auch war er nicht Bürger genug, um, was er im Herzen 90
Dachte, kühn zu gestehn und das Leben der Wahrheit zu opfern;
Und so sah er in Ruh der Winter viel' und der Sommer
Achtzig. — An eben dem Hof und durch gleiche Waffen *e*) gesichert,
Folgte, der nächste nach ihm, Acil, von einerley Alter,
Diesem ein Jüngling, *f*) würdig, daß nicht der grausame Tod ihn 95
Und das eilende Schwert des Wüthrichs treffe; doch längst schon
Ist das Alter, mit edler Geburt verschwistert, ein Wunder,
Und ein verächtlicher Sohn der Erde zu heißen, mir tröstend.
Ach', nichts hat es dem Armen gefrommt, daß wider den Bären
Afrika's er mit dem Spieß sich bewehrte und Alba's Arena, 100
Nackt, als Jäger, betrat? Wer kennt der Patricier Schlauheit
Heute nicht? oder verwundert ob deinem veralteten Kunstgriff,

Bru-

e) Durch Schmeicheley und Biegsamkeit.

f) Wahrscheinlich (man vergl. Ruperti) Acilius Sohn. Um sein Leben zu fristen, stellte er sich närrisch, wie Junius Brutus, und kämpfte in der Arena, aber ohne seinen Zweck zu erreichen.

Brutus, sich noch? Leicht ist's, den bärtigen König g) zu täuschen. —
Nicht mit froherm Gesicht, wiewohl unadelich, h) zog ihm
Rubrius nach, der alten empörenden Schuld sich entsinnend, i) 105
Und verruchter, als selbst der Cinäde, der andern den Stab brach. k)
Auch der träge Montan erschien und vor ihm sein Schmeerbauch,
Und Crispin, ausschwitzend die früh genommenen l) Salben,
Düfte, wie kaum zwey Leichen verbreiten; mit ihm Pompejus
Grausamer noch, als jener, durch leises Flistern m) zu würgen; 110
Und, der Daciens Geyern sein Eingeweide bewahrte,
Fuscus, n) im marmornen Saal der Villa sinnend auf Schlachten,
Und Vejento der Kluge, gepaart mit dem Henker Catullus,

g) Einen Tarquin von altmodischer Tracht und einfältiger Sitte.

h) Und darum den Argwohn weniger reizend.

i) Er stand, wenn wir einem alten Scholien glauben, im Verdacht, einem noch nicht mannbaren Mädchen Gewalt angethan zu haben.

k) Nero, der, selbst ein Freund der unnatürlichen Wollust, den Afranius Quintilianus in einem Schmähgedichte dieses Lasters beschuldigte.

l) In der Regel salbte man sich erst vor der Mahlzeit.

m) Durch heimliche Anklagen.

n) Er wurde vom Domitian gegen die Dacier gesendet, und verlor in einem Treffen gegen sie sein Leben.

Der in Liebe für nie gesehene Schönen o) entbrannte;
Ein, noch für unsere Zeit bemerkbares, seltenes Unthier, 115
Schmeichler und blind, von der Brücke p) zum Rath des Fürsten befördert,
Würdig, wie vor, an den Achsen der Ariciner q) zu betteln
Und in die Wagen hinein viel schmeichelnde Küsse zu werfen.
Keiner bestaunte, wie er, den Rhombus. „Herrlicher Anblick!
Herrlich!" rief er, zur Linken gewendet, aber zur Rechten 120
Lag ihm das Thier. So pries er der Fechter Wunden und Kämpfe
Und das Pegma und die zu den Velen erhobenen Knaben. r)
Ruhiger zeiget sich nicht Vejento. Wie von Bellonens
Stachel gereizt, s) weissagt er und ruft begeistert: „Es deutet,
Dieß, o Cäsar, fürwahr auf einen der größten Triumphe. 125
Irgend ein König fällt in Fesseln, oder es stürzet

o) Weil er, wie Juvenal V. 117. sagt und Plinius Epist. II. 22. bestätiget, sein Gesicht verloren hatte.

p) Wo er einst die Vorübergehenden um ein Allmosen ansprach.

q) Derer, die von Aricia, auf der appischen Straße, nach Rom fahren.

r) Die, auf künstlich erbautem Gerüste, bis an das, aus Segeltuch verfertigte, Obdach des Theaters hinaufgezogenen Knaben.

s) Fanatische Wuth und ausschweifende Gebräuche begleiteten den Dienst der Bellona, wie den der Cybele.

Von dem britannischen Wagen t) Arviragus. Fremd u) ist das Seethier.
Siehest du nicht auf dem Rücken die starrenden Spitzen?" x) Nur Eines
War ihm zu wissen verwehrt, — des Rhombus Jahr' und Geburtsort.
„Nun was meinst du? Zerschneiden wir ihn?" y) Montanus erwiedert: 130
„Nein, dann würd' er beschimpft. Eine irdene Schüssel, geräumig,
Tief und vom dünnsten Rand umschlossen, z) werde bereitet.
Solcher Schüssel gebührt sogleich ein erfahrner Prometheus.
Auf und besorget den Thon und die Scheib'! Auch müsse von Stund' an
Dich in das Lager ein Zug von Töpfern, Cäsar, begleiten." 135

t) Die essenda Britanna und Belgica sind bekannt. Vejento macht übrigens den Schmeichler und prophezeiht, was Domitian wünschte, die Ueberwältigung der Britten.

u) Oder ausländisch. Daher Erwartung ausländischer Siege.

x) Die Floßfedern, Pinnen, eine Anspielung auf die von den Speeren der kaiserlichen Heere erlegten Feinde.

y) Worte Domitians.

z) Erythris, sagt Plinius H. N. XXXV. 46., in templo hodieque ostenduntur amphorae duae propter tenuitatem consecratae, discipuli magistrique certamine uter tenuiorem humum duceret.

Allen gefiel die Sentenz, des Mannes würdig. Er kannte
Noch die schwelgende Kost des alten Hofes und Nero's
Mitternächte, zusammt dem Nachhunger, *a*) den des Falerners
Gluth erregt. Auf die Kunst des Schmeckens verstand sich in meinen
Tagen keiner, wie er. Ob die Auster circejischen Ursprungs, 140
Ob am lukrinischen Fels, ob auf Rutupa's *b*) Grund sie geboren
Sey, das lehrte den Mann der erste Bissen; er hatte
Kaum den Echinus gesehn, so nannte' er das Ufer des Fisches.
Itzt erhub sich der Rath, und die Edeln wurden in Gnaden
All' entlassen, so viel' ins albanische Schloß der erhabne 145
Fürst, (sie bebten darob,) berief und zu eilen ermahnte,
Gleich als wollt' er Bericht von den Katten und wilden Sygambrern
Spenden, oder als wär' aus den fernsten Theilen der Erde
Ihm ein drohender Brief von zitternden Händen geworden.

Ach, und hätt' er doch stets die Zeit der Wuth und des Frevels 150
Solcher Thorheit geweiht, statt, ungeahntet und straflos,
Roms erlauchtetste Bürger und edelste Seelen zu opfern.

a) Der Begierde nach dem Genusse der Liebe.

b) Richborough in Kent.

Aber er fiel, nach dem er den Gerbern c) furchtbar zu werden
Drohte. Triefend vom Blut der Lamier ward er gewürget.

Es ist natürlich, daß man am Schlusse dieser Abhandlung noch die Erörterung der Frage, welchem von den römischen Satirikern der Vorzug gebühre, von mir erwartet. Ueber den Persius habe ich mich erklärt, und über Horaz und Juvenal maße ich mir in der Hinsicht kein Urtheil an. d) Horaz gewinnt uns bey der ersten, Juvenal nimmt bey der nähern Bekanntschaft ein. Jener gefällt mir, weil seine Schilderungen meine Zeiten und Sitten treffen, und dieser zieht mich an, weil er mir zur bessern Kenntniß eines merkwürdigen Zeitalters verhilft, und mir Menschen vor Augen stellt, die ich ohne ihn nie so genau hätte kennen lernen. Der eine scheint mir, als witziger Kopf, feiner Gesellschafter und glücklicher Beobachter, und der andere, als ein Mann von echt

c) Dem Pöbel, der, nach Ermordung der Lamier, d. h. der Senatoren und Edeln, der Gegenstand der Grausamkeit und Blutgier Domitians wurde.

d) Es ist bekannt, wie widersprechend und seltsam die Würdigungen der Gelehrten ausfallen. Heinsius und Daciers Held ist Horaz. Cäsar Skaliger und Rigaltius kennen nichts größers, als Juvenal. Für den Casaubonus giebt es keinen Satiriker, außer Persius.

römischem Geiste und Charakter, der Aufmerksamkeit würdig. Der erste hält durch Laune und Grazie für manchen Fehler der Anlage schadlos, und der zweyte macht die schulgerechte Ordnung seiner Entwürfe durch wahre Begeisterung und eine seltne Kraft der Darstellung vergessen.

Anakreon.

(Er war aus Teos, einer Stadt in Jonien, gebürtig und lebte eine Zeitlang in dem thracischen Abdera, hierauf in Samus beym Polykrates, dem Beherrscher dieses Eylandes, dann zu Athen, beym Hipparch, und im höhern Alter wahrscheinlich wieder in Abdera. *a*) Seine Blüthe fällt zwischen die 62 und 70 Olympiade.)

Das Schicksal, welches sich gegen die meisten lyrischen Dichter der Griechen so unfreundlich bewiesen und durch die Vertilgung ihrer Werke der Nachwelt einen der schönsten und lieblichsten Genüsse entzogen hat, ist bekanntlich auch mit dem Nachlasse Anakreons nichts weniger, als schonend, verfahren. Von seinen Elegien hat sich auch nicht eine erhalten; seine Jamben sind gänzlich verlo=

a) Man sehe die Loci Veterum de Anacreonte in den Prolegg. zu Fischers dritten Ausgabe, p. 57. u. f.

ren, und von seinen Trinkliedern *b*) ist keines übrig geblieben. Nur aus der Sammlung von Gesängen, die einst aus fünf Büchern bestand, *c*) und von den Alten unter dem eigenthümlichen Nahmen anakreontischer Gedichte angeführt wird, ist eine kleine Anzahl auf unsre Tage gekommen.

Aber selbst gegen die Echtheit dieser wenigen Ueberbleibsel tritt die Kritik mit bedeutenden Zweifeln auf. *d*) Sie werden, sagt sie, in der wichtigsten Handschrift, die sie aufbewahrt, *e*) als eine Blumenlese aus Anakreon und a n d e r n Dichtern angekündigt. Sie sollen, wie schon des Dichters Vaterland vermuthen läßt und die Alten bezeugen, in der jonischen Mundart geschrieben seyn, und gerade von dieser Mundart finden sich in ihnen wenige oder gar keine Spuren. Strabo, Athenäus, Grammatiker und Scholiasten führen eine Menge Stellen aus Anakreon an: aber in

b) Παροίνια μέλη, sagt Suidas und unterscheidet von ihnen ausdrücklich die Ἀνακρεόντεια.

c) Man sehe d'Orville in der Vannus critica p. 178 — 193.

d) Man sehe Fischers Praefatio edit. secundae.

e) In dem vormahls zu Rom itzt in Paris befindlichen Codex der griechischen Anthologie, die Constantin Cephalas im zehnten Jahrhunderte sammelte. Die Ueberschrift des Blattes, auf dem die anakreontischen Gedichte anfangen lautet Ἀνακρέοντος Τηΐου συμποσιακὰ ἡμιάμβια καὶ Ἀνακρεόντεια καὶ τρίμετρα.

den Liedern, die seinen Nahmen tragen, kommt keine von allen vor. Bloß die siebenzehnte Ode wird beym Gallius, *f*) der sie ihm ausdrücklich zuschreibt, und zwey Zeilen aus der acht und dreyßigsten, als ihm zugehörig, beym Hephästion und in den Scholien zum Aristophanes *g*) gefunden. Noch mehr. Im Horaz, der des teischen Sängers mehrmahls und immer mit Ruhm erwähnt, treffen wir gleichwohl keine Nachahmungen aus dessen auf uns gekommenen Gedichten an. Endlich. Mehrere derselben sind des berühmten Griechen ganz unwerth und werden ihm, schon um ihres Inhaltes willen, von dem gesunden Geschmacke abgesprochen.

Es ist hier der Ort nicht, diese Einwendungen weiter auszuführen, noch in eine weitläuftige Erörterung derselben einzugehn. Ich erlaube mir daher bloß folgende Gegenerinnerungen. Die Sparsamkeit der jonischen Formen in den erhaltenen Oden Anakreons (das wichtigste Bedenken von allen!) würde gewiß weniger befremden, wenn wir die Geschichte des griechischen Textes, wie ihn die vatikanische Handschrift *h*) giebt, genau

f) XIX, 9.

g) Dort p. 16. Ed. Pauw, hier zum 302 V. des Plutus.

h) Für itzt die einzige, außer der Leidner, aus welcher

kennten, oder vielleicht gar nicht in Anspruch genommen werden, wenn uns mehrere Handschriften zu vergleichen vergönnt wären. *i*) Der Umstand, daß die Alten so wenige Stellen aus unserer Sammlung der Gedichte Anakreons anführen, kann nichts gegen sie beweisen, da die Zahl der übrig gebliebenen Lieder zu der Zahl der verloren gegangenen, sich gewiß wie eins zu fünf und, wenn wir die meisten vorhandenen Elegien und Jamben mit in Anschlag bringen, wohl gar wie eins zu zehn verhält. Eben so wenig kann der Einwand, der sich auf die im Horaz vermißten Nachahmungen aus Anakreon gründet, bedeutend scheinen: denn abgerechnet, daß der neueste Ausleger des Römers, in ihm mehrere dem Griechen nachgebildete Stellen zu erkennen glaubt, so entfernen sich beyde Dichter im Vortrag, Ton und Sylbenmaß so weit von einander, daß es nicht auffallen kann, wenn der spätere von dem frühern nichts entlehnt hat. *k*) Dergestalt zeugten gegen

Heinrich Stephanus den Dichter zuerst herausgegeben haben soll. Man vergl. Fischer in der Praefatio p. 22. n. 33. und Fabricii Bib. Gr. Tom. II. p. 94.

i) Nach Suidas scheint es ohnehin, als ob nicht alle Werke Anakreons, sondern allein seine Elegien und Jamben im jonischen Dialekte geschrieben gewesen wären. Daß er sich auch des dorischen bedient, hat d'Orville in der Vannus crit. p. 571. längst erwiesen.

k) Bekanntlich trifft man bey Horaz, und sicher aus

die Echtheit der Lieder, die Anakreons Nahmen führen, noch der leichte Gehalt mancher von ihnen und die Ueberschrift des vatikanischen Manuscripts. Allein beyde Zeugnisse verwerfen keineswegs unbedingt, sondern sagen vielmehr nichts anders, als was mehrere der einsichtsvollsten Kritiker behaupten, — daß nähmlich ein Theil der anakreontischen Gedichte dem teischen Sänger wirklich gehören, ein zweyter aber auf die Rechnung seiner, gebildeten und ungebildeten, glücklichen und unglücklichen, Nachahmer komme. Dieser Meinung, die selbst das Ansehn eines d'Orville und Brunck *l*) für sich hat, glaube ich um so eher beytreten zu dürfen, da hier bloß von einer ästhetischen Würdigung der anakreontischen Kleinigkeiten die Rede ist, und die bessern derselben, deren Zahl in der That die bey weitem größere ist, gesetzt auch, daß mehrere nicht von Anakreon abstammen, doch in seinem Geiste und Geschmacke gedichtet sind. *m*)

demselben Grunde, auch nur selten auf die Nachahmungen einer pindarischen Stelle, da sich hingegen fast alle Bruchstücke des Alcäus, bald wörtlich übersetzt, bald frey nachgebildet, bey ihm finden.

l) Man sehe jenen am angez. Orte und diesen in der Ausgabe von 1786. p. 109.

m) Andern Verfassern zugeeignet hat Brunck Nr. 48. 49. 59. 65. nach Fischers Ausgabe. Für Anakreon ganz unwürdig erklärt er Nr. 62., (eine ärmliche Schöpfung eines gewissen Theodorus Prodromus,) und von den

Um die Verdienste Anakreons richtig zu schätzen und den Werth seiner Versuche gründlich zu bestimmen, sollten wir eigentlich von dem Stande der lyrischen Poesie und dem, was seine Vorgänger in dieser Gattung leisteten, ausgehn: aber weder von jenem noch von diesen haben wir eine auch nur dürftige Kenntniß, sobald wir die Vorspiegelungen einer geschäftigen Einbildungskraft von den Aussagen der trocknen Geschichte trennen. Die letztere lehrt uns zwar, daß eine Reihe trefflicher Lyriker vor ihm lebten und spielten, daß unter andern der gedrungene, nervige und gedankenreiche Archilochus sich in strafende Jamben ergossen, Alcäus theils in ernsten nachdrucksvollen Versen Tyrannen angegriffen und Kriege und Gefahren verherrlicht, theils, wiewohl mit minderm Glücke, Liebe und Scherze gesungen, Sappho ihre Empfindungen in eben so feurigen als anmuthigen Liedern ausgehaucht, und Mimnermus aus

Fragmenten als welche ebenfalls in der vatikanischen Handschrift gelesen werden, Nr. 1. 2. 3. Für untergeschoben hält er Nr. 18. 23 — 27. 31. 34 — 36. 41. 50 — 54. Mehrere derselben tragen offenbar jenen edeln Rost des Alterthums nicht allein nicht an sich, sondern verrathen sich auch sogleich als Nachahmungen der echten, theils verlornen theils noch vorhandenen, Gedichte Anakreons, und sind sicher in spätern Zeiten, wo die Dichter sich's zum Geschäfte machten, ein und dasselbe Thema auf verschiedene Art durchzuführen, entstanden.

Kolophon, der Zeitgenosse des ebenfalls dichterischen Solon, die Flüchtigkeit des Lebens und die Unbeständigkeit des Genusses in Elegien beklagt hatten: indeß werden diese allgemeinen Schilderungen, die wir dem Quintilian und andern verdanken, *n*) durch die unbedeutenden Bruchstücke, die sich aus den Werken der genannten Sänger erhalten haben, gleichwohl viel zu wenig unterstützt und erläutert, als daß sie uns zu irgend einem Schlusse auf Anakreon berechtigen könnten. Nur zwey Umstände, der, daß die Alten ihm unter den neun Lyrikern, die sie aus dem Haufen der übrigen absonderten, einen Platz anweisen, *o*) und der, daß die Art von Liedern, die er sang, nach seinem Nahmen benannt wurde, *p*) erwecken die Vermuthung, daß er so gut, wie Archilochus, Alcäus und Sappho, s e i n e Melodie, s e i n Sylbenmaß und s e i n e Gattung sich schuf; und was der Vermuthung irgend noch an Wahrscheinlichkeit abgeht, das ersetzen die Eigenthümlichkeiten, durch die sich seine Poesie auszeichnet. Ich werde mich

n) Instit. orat. X. 1. p. 895. 96. vergl. Horaz. Carm. II, 13, 24 — 28. IV. 9, 7 — 12. Epist. I. 6, 65.

o) Man sehe Ruhnkenii Histor. crit. orat. Graec. in Reiskii Orator. Gr. Tom. VIII. p. 169. vergl. die Ausleger zu Hygin fab. 222. und Quintilian am angez. O.

p) Suidas s. v. Ἀνακρέων.

bemühen sie aufzusuchen und aus einander zu setzen.

„Anakreons Poesie athmet nichts als Liebe" und „paart mit der Liebe den Wein," sagen Cicero und Ovid q) und erschöpfen hierdurch allerdings den Inhalt seiner kleinen Lieder, aber ohne den Charakter derselben ahnden zu lassen. Eine lange Reihe von Dichtern theilen mit Anakreon dieselben Gegenstände des Gesangs; die Kunst, sie so leicht, so anspruchslos und so einfach zu behandeln, wie er, hat keiner vor ihm und wenige nach ihm sich eigen gemacht, und eben in dieser Behandlung liegt das Ausgezeichnete seiner Manier. Seine Begeisterung ist eine augenblickliche frohe Rührung, ein kurzes lebhaftes Entzücken, das sich unverstellt, aber nie stürmisch äußert, seine Freude am Wein und Mädchen so innig und zugleich so unschuldig, daß man leicht gewahr wird, sie könne nur das Leben verschönern, nicht verbittern, seine Ansicht der Dinge um sich her so rein und klar, wie sie seyn muß, um die Heiterkeit der Seele ungetrübt zu erhalten, sein Scherz, seine Liebkosungen, seine ganze Art sich auszudrücken die Rede eines Kindes, das unbefangen hingiebt, was es denkt und fühlet und gerade in die-

q) Jener in Quaest. Tuscul. IV. 33. dieser in Trist. II. 363. vergl. Ars am. III. 329.

ser Unbefangenheit unendlich liebenswürdig erscheint. Alles, was er in seine Laute singt, das singt er ohne Absicht, nicht, um zu gefallen, oder den Gegenstand zu verherrlichen, sondern, weil es ihm wohl thut und Bedürfniß für ihn ist, zu singen, was er empfindet. Seine Gedichte empfehlen sich durch keine sinnreiche Anlage und Erfindung, — er lebt und dichtet allein dem Augenblicke, — nicht durch kunstreiche Allegorie, — was so aussieht, ist es geworden, ohne daß er es weiß, — nicht durch schlaue Wendungen oder versteckte Anspielungen — wo sie sich finden, da finden sie sich ohne sein Zuthun. Kein müssiger Ueberfluß beschwert sie, keine entbehrliche Verschönerung schmückt sie, kein üppiger Glanz umgiebt sie. Sie sind leicht, ohne leer, zart, ohne gespitzt, süß, ohne süßlich, rund, ohne zugerundet zu seyn. Indem man die kleinen Lieder, oder, wenn man lieber will, die artigen Tändeleyen des Tejers liest, fühlt man sich allerdings nicht ergriffen, hingerissen, begeistert. Die Lesung einer horazischen Ode, selbst die munterste, launigste, schalkhafteste, giebt unstreitig mehr zu denken, zu entwickeln, zu bewundern, und gewährt vielleicht einen höhern Genuß, als die ernsteste des Anakreon. Aber wenn die naiven Scherze und die muthwilligen Spiele des Griechen keine tiefe Spur in der Seele zurücklassen, so sind sie darum doch nicht werth- und

gehaltlos. Sie leisten, was eine wohl gewählte Gesellschaft leistet, in deren Mitte die fröhliche Laune unter den Augen der züchtigen Grazie den Vorsitz führt. Man geht aus ihr erheitert hinweg und erinnert sich ihrer mit Wohlgefallen; man verdankt ihr kein wichtiges Wort, keine merkwürdige Rede, aber man verdankt ihr eine anmuthige Unterhaltung und eine vergnügte Stimmung. So ist der Charakter der Lieder Anakreons. Wodurch haben sie ihn erhalten?

Zunächst unstreitig durch den Sänger selbst und durch das eigenthümliche Gepräge seines Geistes und seiner Sitten. So weit wir die Lebensumstände Anakreons kennen, (und die Geschichte hat sich in der Aufbewahrung derselben nicht ganz ungünstig gegen uns bewiesen,) so weit führen alle dahin, uns zu überzeugen, daß er ein liebenswürdiger Mann, ein angenehmer Gesellschafter, offen für die Freude, und den Sorgen verschlossen war. Der erste Theil dieser Behauptung wird schon durch den Umgang, den er genoß, und durch die Aufmerksamkeit, mit der man sich um ihn bewarb, hinlänglich bestätigt. In wessen Nähe die Großen der Erde sich nicht nur wohl befinden, wen sie sogar mit Freundschaft und Geschenken überhäufen r) und

r) Man vergleiche über das zwischen Anakreon und Polykrates obwaltende Verhältniß, unter andern, Hero-

und auf einem ausgerüsteten Schiffe zu sich holen lassen, s) der hat gewiß die gerechte Vermuthung für sich, daß er zu leben weiß und auf einer hohen Stufe von Bildung stehe. Eben so sprechen mehrere Gründe für die Wahrheit des zweyten Theils. Die Zeugnisse der Alten, die sich alle dahin vereinigen, daß der Dichter einen vergnügten Sinn durch die Gunst der Parzen überkommen hatte, t) die Reihe von Geliebten, deren Nahmen in seinen Gedichten lebten und zum Theil noch leben, u) die Unruhe, die ihm der Besitz von wenigen Talenten, die er von Polykrates Güte erhalten hatte, verursachte, x) die Heiterkeit endlich, die ihn auch als Greis nicht verließ und noch im

dot III. 121. Strabo XIV. 638. Stobäus in Sermon. c. 91. p. 508. 511. Tur.

s) Hipparch, sagt Aelian in V. H. VIII. 2., sandte dem Dichter einen Pentekontoros, um ihn nach Athen zu bringen.

t) Worte Julians in Misopog. p. 337. Ed. Spanhem. vergl. die Testimonia Vet. bey Fischer p. 59. u. f.

u) Maximus Tyrius Diss. 24. p. 481. (Ed. Reiskii.) und anderwärts.

x) Anakreon, erzählt Stobäus am angez. O., empfing einst von Polykrates ein Geschenk von fünf Talenten. Nach zwey kummervoll verlebten Nächten, gab er sie ihm zurück, mit den Worten: „Sie sind der Sorge, die ich für sie dulde, nicht werth."

grauen Hare den geselligen Zirkeln werth machte, y) — alles dieß sagt uns, daß er zu den ausgezeichnetsten Sterblichen gehörte, die die Welt um sich her immer in freundlichem Lichte sehen und in deren Seele es immer still ist. Aber was ist es denn, das seinen Kleinigkeiten den seltnen Reiz verleiht, der uns so zauberisch anspricht, als gerade der heitere Sinn, der sich in ihnen spiegelt, und die zarte und für das Vergnügen empfängliche Natur, die sich in ihnen ausdrückt? Wenn das Leben des Dichters ein langer rosenfarbner Morgen war, so dürfen wir seine Lieder für den Abglanz dieses schönen Morgens halten.

Doch die Gedichte des Tejers sind nicht bloß die Kinder einer glücklich gestimmten Seele, sie sind sicher auch die Kinder der glücklichsten Augenblicke. Wenn die griechischen Dichter der frühern Zeit, wie man allgemein behauptet, die Gelegenheit zum Singen nicht suchten, sondern die sich ihnen darbiethende ergriffen, und Gesang und Saitenspiel nicht getrennt, sondern gepaart gingen und einander freundschaftlich unterstützten, so war dieß gewiß bey Anakreon ganz vorzüglich der Fall. Der größte Theil seiner Lieder ist offenbar unter den Augen der Schönheit und mitten im Genusse

y) Ode II. und anderwärts.

der Freude und der Liebe geboren, und auch die wenigen, welche das Spiel einer müßigen Phantasie zu seyn scheinen, wie unter andern die dritte, möchten doch wohl zuletzt ihr Daseyn irgend einem für uns verlornen Umstande zu danken haben. Irre ich nicht, so trägt auch diese Entstehungsart dazu bey, uns einen nähern Aufschluß über die eigenthümlichen Vorzüge, die wir in ihnen wahrnehmen, zu geben. Was unter dem Einflusse der Fröhlichkeit, an der Tafel, im geselligen Zirkel hervorgeht, kann keinen andern, als einen leichten natürlichen und einfachen Charakter haben; was unmittelbar aus der Begeisterung, die Liebenswürdigkeit und Anmuth einflößen, entspringt, kann nichts anders, als ein ungeschminktes Lob, eine kunstlose Artigkeit seyn; was aus dem Herzen, lebhaft und warm, wie es empfunden wird, sich in Worte und Töne ergießt und auflöst, muß nothwendig mit dem Stempel der Wahrheit und Einfalt bezeichnet seyn. Diese letzte Ansicht führt zugleich auf die eigentliche Würdigung jener Erinnerungen an die Flüchtigkeit des Lebens, die Vergänglichkeit des Vergnügens und die Kürze des Genusses, die sich in den Liedern des Dichters finden und nicht selten mit dem hochtönenden Nahmen einer Philosophie Anakreons beehrt werden. Sie sind, unbefangen beurtheilt, weder Beweise einer feinen

Beobachtung, noch Wirkungen einer durch Erfahrung gereiften Moral. Sie sind Empfindungen, die sich von Zeit zu Zeit unwillkührlich in das Leben, und gerade am häufigsten in das fröhliche drängen, Betrachtungen, in denen sich auch die heiterste Phantasie, wenn sie nur nicht lange bey ihnen verweilen darf, wohl gefällt, weil sie die Gegenwart verschönern nnd dem Genusse selbst eine scheinbare Rechtfertigung darbiethen.

Wie sehr werden endlich nicht die Natürlichkeit, Anmuth und Zartheit, die hervorstechenden Eigenschaften der Gedichte Anakreons, durch den Ton, den er gewählt, durch die Sprache, die er sich gebildet, und durch das Versmaß, das er erfunden hat, unterstützt und befördert! Diese lässig hingeworfenen und doch reizenden Erzählungen, diese leichten und doch sinnreichen Scherze, diese kaum merklichen und doch bedeutenden Anspielungen, — sie scheinen alle in dieser Form allein gefallen zu können, so wie hinwiederum sie die ihnen einzig günstige und entsprechende scheint. Man kann die Gedichte Horazens und anderer Lyriker in neue Formen kleiden und übertragen, ohne daß sie, wenn auch ein Theil ihres Charakters verloren geht, unkenntlich oder unscheinbar werden: aber man kann den artigen Kleinigkeiten des Tejers kein anderes Gewand umwerfen, wenn

man sie nicht ganz auflösen und das Innerste ihres Wesens zerstören will. Nur in dieser Hülle offenbart sich den Sinnen die flüchtige Grazie, die, wie man mit Recht behauptet, die Vertraute des Sängers war; nur in diesen Umgebungen entfalten sich alle ihre mannigfaltigen Reize, und weder mehr, noch weniger, als sie sollen; nur in diesem Rhythmus weiß sie sich einfach und zierlich zugleich auszudrücken. Wir dürfen uns und unserer bildsamen und für den Ausdruck aller Schönheiten empfänglichen Sprache Glück wünschen, daß es einem unserer vorzüglichsten Dichter möglich gewesen ist, diese Grazie wieder zu geben, z) während sich einer der einsichtsvollsten französischen Kunstrichter a) zu dem Bekenntnisse gezwungen sieht, daß die seinige nicht fähig sey, Anakreons Manier aufzufassen. „Es herrscht, sagt er, in dem Originale eine Weichheit, ein Ton, eine Zartheit in den Schattirungen, und eine leichte und anmuthige Einfalt, die der Fleiß des Uebersetzers nicht erreichen kann. Dieß sind Züge, die zu leise angedeutet sind, um in dem Abdrucke nicht zu viel

z) Nach meiner Ueberzeugung, kann die Verdeutschung Anakreons von Ramler, die H. Spalding (Berlin 1801.) herausgegeben hat, gegründeten Anspruch auf dieses Lob machen.

a) La Harpe in dem Cours de Litterature. Tom. II. p. 106.

zu verlieren. Anakreon dichtete mit Begeisterung, wir übersetzen mit Anstrengung. Laßt uns ihn nicht übersetzen!" b)

b) Ein ähnliches aber mehr bestimmtes und aus den Eigenheiten der französischen Sprache hergeleitetes Urtheil fällt Anson in der Vorrede zu seinen Odes d'Anacréon; traduction nouvelle. Paris, 1785. chez Dupont.

Die spätern

Lehrgedichte der Griechen.

Aratus, Nikander, Oppian, Dionysius Periegetes.

So weit auch immer die Dichter, deren Charakteristik diese Uebersicht verspricht, der Zeit nach, *a*) auseinander liegen, so nahe sind sie gleichwohl in mehrern Hinsichten mit einander verwandt, und berechtigen daher zu einer gemeinsamen Beurtheilung. Sie gehören, wenn auch keiner von ihnen in Alexandrien selbst lebte, doch sämmtlich in die Reihe der alexandrinischen Dichter. Die Gattung von Poesie, die sie alle anzubauen

a) Der erste lebte, nach Saxius, 270 Jahre vor Chr., der letzte unter August; doch liegen zwischen ihnen keine berühmten griechischen Dichter weiter, als Apollonius, der Rhodier, und Meleager, der Sammler der bekannten Anthologie.

versuchten, ist die des wissenschaftlichen Lehrgedichtes. Die Manier, in der sie arbeiteten, ist, im Ganzen genommen, ebenfalls nur eine, — die gelehrte. Ihre Vorzüge und Mängel endlich entspringen, wie die Folge zeigen wird, aus einerley Quelle, und sind mehr dem Grade, als der Art nach, verschieden.

Die erste Stelle unter ihnen, nimmt, wie der Zeit, so dem Werthe nach, unstreitig Aratus ein. Dieser Dichter, der aus Soli, einer Stadt in Cilicien, abstammte, und den größten Theil seiner Tage an dem Hofe des macedonischen Königs Antigonus Gonatas, dessen Regierungsantritt in die 125ste Olympiade fällt, zubrachte, hatte sich, mehrern von den Alten uns überlieferten Nachrichten zufolge, auf die Arzneykunst gelegt und übte wahrscheinlich auch die von ihm erlernte Wissenschaft aus: aber nicht zufrieden, bloß Arzt zu seyn, befleißigte er sich zugleich, unter den berühmtesten Lehrern seiner Zeit, der Erlernung der Kritik, Philosophie und Mathematik und umfaßte dergestalt alle die Kenntnisse, die wir fast bey allen Dichtern aus den Tagen der Ptolemäer antreffen. Eben so rühmlich wetteiferte er mit mehrern derselben in der Anwendung, die er, als Schriftsteller, von seiner Gelehrsamkeit machte. Er verfaßte, wie die Titel seiner Schriften außer Zweifel setzen, wissenschaftliche Werke über Heilkunde

und Astronomie, beschäftigte sich, nach dem Beyspiele eines Kallimachus, Apollonius und andrer, mit der Auslegung Homers, und baute noch überdem das elegische, lyrische und didaktische Feld der Dichtkunst an. *b*)

Es ist bekannt, daß von seinen prosaischen Schriften keine, und von seinen poetischen Versuchen nur zwey, und vielleicht nicht die vorzüglichsten, auf uns gekommen sind: denn wir besitzen weder seine Elegien, noch seine Hymnen, sondern bloß zwey didaktische Werke, Phänomena und Diosemea genannt, von denen jenes die Lage und Erscheinung der Gestirne am Himmel beschreibt und dieses die Witterung aus natürlichen Zeichen vorher zu erkennen lehrt. Zwar wenn wir die Achtung, mit welcher das Alterthum von diesen Arbeiten redet, und insbesondere den Fleiß, den drey berühmte Römer, Cicero, Germanikus und Avien, auf die Uebersetzung derselben gewandt haben, in Erwägung ziehen, so dürfte es fast scheinen, daß das Schicksal sich nicht ungünstig gegen uns bewiesen habe, da es gerade diese Gedichte er-

b) Die Belege zu dem hier gesagten liefern die Vitae Arati Solensis, gesammelt in der von H. Buhle besorgten Ausgabe des Dichters, Tom. II. p. 427., und die mit ihnen zu verbindende Commentatio des genannten Gelehrten de Arati vita, ingenio, scriptis u. s. w. p. 447. u. f.

hielt. Wie sichs indeß hiermit verhalte, — mögen die genannten drey wirklich das Beste von allem, was Arat schrieb, gewählt haben, oder durch zufällige Umstände in ihrer Wahl geleitet worden seyn, ich werde mich wenigstens bemühen, unabhängig von dem Lobe der Alten und von dem Tadel der Neuern, den Werth beyder Lehrgedichte zu würdigen.

Die erste Frage, auf die man bey der Beurtheilung des astronomischen Gedichtes Arats geräth, ist natürlich keine andere, als die: ob er überhaupt wohl that, sich an einem solchen Gegenstande zu versuchen. Ungeachtet mehrere der neuern Kritiker keinen Anstand genommen haben, sie geradehin zu verneinen, so bekenne ich doch, daß ich ihnen in dieser Hinsicht nicht beypflichten kann. Wenn man seine Aufmerksamkeit auf den Sternenhimmel richtet, wie sich der Grieche ihn dachte, und die Menge von Göttern und Göttinnen, Heroen und Heroinen, Thieren und Pflanzen, Geräthen und Werkzeugen aller Art, womit er ihn bevölkerte und anfüllte, ins Auge faßt, wenn man ferner die Reihe von Mythen, an welche die Versetzung jener, lebendigen und leblosen, Wesen unter die Sterne geknüpft war, und der erstern heitern und anmuthigen Inhalt erwägt, wenn man sich weiter erinnert, daß nicht etwa bloß eine, sondern öfters drey und mehr Mythen

zur Erklärung eines Sternbildes vorhanden sind, und hier Reichthum, nicht Armuth obwaltet, endlich, wenn man, wie billig, auch die Einbildungskraft des Dichters, die sich der Bearbeitung dieses Stoffes unterzieht, in Anschlag bringt, so scheint die Aufgabe, die Arat sich vorlegte, nichts weniger, als verwerflich. Warum, fragt man sich, hätte nicht aus so schönen und mannigfaltigen Fäden ein didaktisch-episches Gedicht, — ein Gedicht in der Manier der Verwandlungen Ovids, seinem Hauptinhalte nach erzählend, und lehrreich zugleich durch die beobachtete Ordnung und Folge der Sternbilder, entstehen und das Nützliche mit dem Angenehmen verwebt werden können? Eine Sphäre, die an sich schon so groß ist, kann durch die Dichtung unendlich werden und die Behandlung dieses Gegenstandes für den Dichter um so weniger mit Schwierigkeiten verbunden seyn, da er seine Sorge nicht auf die Erfindung neuen Stoffes, sondern auf die Benutzung des vorhandenen richten darf.

Vielleicht werden wenige seyn, die, wenn sie den Arat zum ersten Mahl in die Hand nehmen, nicht auf diese oder eine ähnliche Ausführung rechnen, und sollte man sie überspannter Foderungen beschuldigen können, da er einem Zeitalter angehört, das in dem Rufe steht, gelehrte Darstellungen zu lieben und in dem Gebrauche der Mythen

eher zu verschwenderisch, als zu sparsam zu seyn. Aber wie sehr sieht man sich nicht, wenn man mit den Gedichten näher bekannt wird, getäuscht! Man überzeugt sich dann bald, daß der didaktische Ton der ausschließend herrschende, und Unterricht der höchste Zweck und das einzige Augenmerk des Dichters ist. Arat, seine Blicke unverwandt auf die Himmelskugel richtend, geht von einem Sternbilde zum andern fort, bestimmt die Stelle eines jeden nach dessen Lage und Stand zu dem vorhergehenden oder nachfolgenden, hebt die merkwürdigsten Sterne aus, die es bilden, und bezeichnet sie nach ihrem Glanze, und nennt sie nach ihrem Nahmen. Dieser einförmige Gang dauert vom Anfange des Gedichts bis zum Schlusse. Es ist, wenn auch nicht, wie mehrere Alten berichten, der, auf Befehl des Antigonus, versificirte Himmelsspiegel des knidischen Astronomen Eudoxus, *c*) doch offenbar nichts mehr und nichts weniger, als eine Uranographie in Versen.

Unstreitig war diese Ansicht auch die des scharfsinnigen Quintilian. „Der Stoff Arats, sagt er, *d*) ist ohne Bewegung. Nirgends offenbart

c) Man vergleiche Buhle in der angezogenen Abhandlung p. 463. u. f.

d) In Instit. orat. X. 1. p. 893. Edit. Burmann. Die Einwendungen, die Barth in seinen Adversf. I. c. 15. gegen diesen kritischen Ausspruch erhebt, sind der Mühe der Beleuchtung nicht werth.

sich Mannigfaltigkeit, nirgends Leidenschaft. Keine Person tritt handelnd auf, Niemand wird redend eingeführt. Was er vermochte, hat er in der Fabel der Jungfrau gezeigt; in den übrigen leistet er, was er wollte. Doch genügt er der Arbeit, der er gewachsen zu seyn glaubte." Was hier der römische Kunstrichter über Arat, zunächst allerdings in Beziehung auf den Redner und dessen Bedürfnisse urtheilt, das gilt, nach meinem Bedünken, ohne alle Beziehung und besondere Rücksicht. Verlangt man von einem Gedichte, das uns zur Kenntniß des gestirnten Himmels verhelfen soll, bloß eine deutliche Bezeichnung und Beschreibung der Sternbilder in einer reinen gewählten Sprache und wohlklingenden Versen, so befriedigen Arats Phänomena diesen Wunsch so vollkommen, als es ungefähr nach dem damahligen Stande der Astronomie und den angestellten Beobachtungen des Himmels möglich war. Geht man dagegen in seinen Foderungen weiter, erwägt man die Vortheile, die sich einem griechischen Dichter zur Ausführung eines auf die Astrognosie berechneten Werkes darbothen, und bildet sich darnach sein Ideal, so bleibt Arat offenbar gar sehr hinter diesem zurück. Sein Gedicht schleicht in einer trägen Einförmigkeit dahin und gewährt, gleich einer von Anhöhen und Gesträuch nur selten unterbrochenen Landschaft, immer die-

selbe Ansicht. Der Leser wünscht seinen Standpunkt zu verändern und wird auf dem nähmlichen festgehalten; er hofft in dem Umgange des Dichters die Schule zu vergessen, und kommt nicht aus ihren engen Gränzen heraus. Ein Paar Stellen zum Beweis und zur Probe.

Das Sternbild des Stiers, das von selbst an den Stier der Europa, an den von Pasiphaen geliebten, an den marathonischen, den Theseus erlegte, und an die verwandelte Jo erinnert, schildert Arat (V. 167 — 178.) also:

Nah an des Fuhrmanns Füßen erscheint der gehörnte, sich weithin
Streckende Stier; ihn verrathen der treffenden Merkmahle viele:
Doch ist der kenntlichste Theil der Kopf. Kein anderes Merkmahl
Möchte leichter das Haupt des Stieres bezeichnen: so herrlich
Strahlt es hervor, gebildet von rings es umkreisenden Sternen.
Auch ihr Nahme wird öfters gehört: denn warlich nicht ruhmlos
Unter den übrigen stehn die Hyaden, welche die ganze
Stirne des Stieres mit Glanz bestreun. Die Spitze des linken
Horns und den rechten nach ihr hinstrebenden Fuß des Fuhrmanns
Zeichnet ein einziger Stern: doch bewegen beyde vereint sich.
Aber zeitiger stets, als der Fuhrmann, sinket in Westen
Unter der Stier, wiewohl er gesellig herauf ihn geleitet.

Das reichhaltige und auf so viele poetische Ideen leitende Sternbild der Plejaden wird also (254 bis 267.) beschrieben:

Ueber dem linken Knie des Perseus treten in Haufen
Alle Plejaden hervor, doch ist die Fläche des Raumes,
Den sie besitzen, nur klein, und matt der Schimmer von allen.
Sieben wandelnde rühmt das Geschlecht der sterblichen Menschen;
Gleichwohl strahlen nicht mehr, als sechs, dem Auge des Spähers.
Doch hat nie sich ein Stern an Zeus Gewölbe verloren,
Seit wir von ihnen zuerst erzählen hörten, und fruchtlos
Trägt es die Fabel umher; auch nennt man sieben mit Nahmen,
Merope dich, und Celäna, Alcyone dich, und Elektra,
Sterope, Taygete und die hochverherrlichte Maja.
Alle zusammen sind klein und glanzlos, aber gefeyert
Kreisen sie Morgens und Abends dahin, nach Jupiters Willen,
Der sie des Sommers Beginn und den Kälte bringenden Winter
Und die Zeiten der Saat uns zu verkünden erwählte.

Auf diese Weise geht Aratus von Sternbild zu Sternbild fort und vollendet dergestalt seinen Lauf, richtig in seinen Angaben und Bestimmungen, genau und, wenn man nicht zu viel verlangt, auch zierlich in seinem Ausdrucke, allein immer kalt und leblos, oder, wie Quintilian sagt, ohne Bewegung.

Zwar ganz ohne Abwechselung und Schmuck ist er nicht. Vielmehr hat er, — ich wiederhole die Worte des genannten Kunstrichters, — was er vermag, in folgendem Gemählde der Jungfrau (96 — 136.) gezeigt:

Unter den beyden Füßen des lichten Bootes erhebet,
Strahlend, die Jungfrau sich, mit der funkelnden Aehr' in den Händen.
Sey nun die ruhig dahin sich Bewegende von dem Asträus
(Als den Vater der ältern Gestirne nennt der Ruf ihn,)
Oder von andern gezeugt, — genug, in der Mitte der Menschen,
Blühet die Sag', es habe vordem auf Erden die Jungfrau
Unter der Sterblichen Augen gelebt und gewandelt und weder
Jener Männer Geschlecht, noch der Weiber Zirkel vermieden,
Sondern, wiewohl unsterblich, vertraut sich zu beyden gesellet.
Dike ward sie von ihnen genannt. Versammelnd die Greise
Bald auf offenem Markt, und bald in geräumigen Straßen,
Lehrte sie alle mit Fleiß, was Recht und Gesetze gebiethen.
Damahls wußten sie nichts von Unglück bringender Fehde,
Nichts von wüthendem Zank und nichts von verheerendem Aufstand.
Schuldlos lebten sie so. Das Meer ward keinem gefährlich,

Und

Und das Bedürfniß gewann für sie kein Schiff in der Ferne,
Sondern der Stier und der Pflug. Sie selbst, die Völker verehrte
Spenderinn, Dike, verlieh im Ueberfluß herrliche Gaben.
Also segnete sie in dem goldnen Alter die Erde.
Seltener theilte sie schon in dem silbernen, seltner und nicht mehr
Allen sich mit, vermissend der Vorwelt reinere Sitte.
Dennoch weilte sie noch bey den Menschen jenes Geschlechtes.
Einzeln stieg sie zur Zeit der Dämmerung von den erhabenen
Bergen herab und trat zu keinem mit freundlichen Worten;
Sondern hatten mit Volk sich die weiten Hügel gefüllet,
Dann erschien sie und schalt der Thoren Frevel und drohte:
„Bald, bald werd' ich nicht mehr mich sichtbar dem Rufenden nahen.
Aus dem goldnen Geschlecht der Väter ist ein verderbt'res
Aufgegangen, und euch wird ein verruchteres folgen.
Schon vernehm' ich des Krieges Geräusch und sehe mit Strömen
Blutes die Felder bedeckt und Schmerz sich paaren mit Unglück."
Also sprach sie und ging in die Berge zurück und entzog sich
Dem noch immer hinauf nach ihr gewendeten Auge.
Endlich erlosch auch dieses Geschlecht, und das eherne keimte
Auf, an Frevel besiegend die früher lebenden beyden.
Dieses führte zuerst und stets das verheerende, freche
Schwert aus Erz und schmauste zuerst die pflügenden Stiere.

Da, voll Zornes, entriß sich Dike dem argen Geschlechte,
Flog zum Himmel empor und ließ in der Gegend sich nieder,
Wo in den Stunden der Nacht noch heute den Menschen die Jungfrau
Herrlich erscheint, in der Nähe des weitgesehnen Bootes.

Aber so gar dieses, an sich unverächtliche, Gemählde, — spricht es für die poetischen Anlagen Arats, oder erweckt es nicht vielmehr Zweifel gegen sie? Sind nicht die besten und kräftigsten Züge aus Hesiods Schilderung der Weltalter entlehnt? Hat der spätere Dichter aus der Fülle seines Geistes neue bedeutende hinzugefügt, und welche? Ist das Ganze reicher, darstellender, lebendiger durch ihn geworden? Und gleichwohl hat der römische Kunstrichter sehr Recht, wenn er dieser Stelle, in Hinsicht auf Poesie, den Vorzug vor den übrigen zuerkennt und sie als den Maßstab dessen, was Arat zu leisten fähig war, ansieht. Zwar giebt es noch einige hervortretende, wie die Einleitung zu dem Gedichte (V. 1 — 18.), die Warnung das Meer zu beschiffen, wenn die Sonne in das Zeichen des Steinbocks trete (V. 287 — 299.), eine ähnliche, durch das Hervorgehen des Altars veranlaßte (V. 408 — 430.), und die Beschreibung der Milchstraße (V. 469 — 479.): allein keine von

allen erhebt sich über die vorige, und keine über das Gewöhnliche. *)

Arats uranographisches Gedicht empfiehlt sich wenigstens durch die Wichtigkeit des Gegenstandes. Man liest es, um sich zu unterrichten, und legt es, wenn man keinen andern Zweck, als diesen, beabsichtigt, nicht unbefriedigt aus der Hand. In seinem zweyten Gedichte, was Prognostika überschrieben ist und sich mit den Vorzeichen der Witterung beschäftigt, wird man weder durch den eben nicht sehr lehrreichen und einladenden Stoff angezogen, noch durch die Ausführung und Behandlung desselben auf irgend eine Weise entschädigt. Was für Anzeichen oder Vorbothen, zur Bestimmung des Wetters, Erfahrung und Aberglaube in den Erscheinungen an Sonne, Mond und Sternen, Bäumen, Pflanzen und Blumen, vierfüßigen Thieren, Vögeln und andern Dingen wirklich entdeckt oder zu entdecken gewähnt haben,

*) Wenn daher H. Buhle p. 472. sagt: Insignis est utique in carminibus Arateis ars, qua formae coelestes deinceps descriptae sunt; so stimmt man ihm hierin gern bey. Wenn er aber fortfährt: Delectat harum descriptionum ordo simul et varietas; ornatae sunt illae mythis, non oneratae, so kann man nicht umhin zu wünschen, daß die varietas größer und der ornatus ex mythis mit nicht so karger Hand ausgestreut seyn möchte.

— diese alle hat Arat in mehr als vier hundert Versen gesammelt und in poetische Wörter und Redensarten gekleidet. Aber damit ist auch sein Verdienst ausgesprochen und der Werth seines Versuches bestimmt. Nirgends eine Blume auf dem weiten dürren Gefilde, nirgends ein anmuthiger Platz zum Ausruhn. Alles ist trocken und dürftig, die Wahrnehmungen nicht geordnet, sondern an einander gereiht, und der ermüdenden Wiederholungen nicht wenige. Die gründlichste Kritik über dieß Werk Arats hat unter den Alten Virgil, der Dichter, von welchem, wenn je von einem, der Ausspruch gilt, daß er sich nie etwas Unschickliches zu Schulden kommen lasse, gefällt. Wer erinnert sich nicht der schönen, aus etwa hundert Versen bestehenden, Stelle über die Wetter-Anzeichen, die in das erste Buch seines Landbaues verwebt ist? Das meiste ist aus Arats Diosemeen geschöpft, aber der verständige Nachbildner hat nicht allein durch sein Verfahren zu erkennen gegeben, daß, nach seinem Urtheile, Wetter-Vorzeichen nur der Schmuck, nicht der Stoff, Episode, nicht Inhalt eines Gedichts werden können, sondern auch aus dem bunten Gemengsel der aratischen Vorbedeutungen gerade diejenigen ausgesondert, die sich durch die Erfahrung als die wirklich bedeutendsten und zuverläßigsten bewähren,

und diese so vorsichtig ausgesonderten durch die Poesie des Styls unendlich veredelt *f*)

Nikander aus Kolophon, ebenfalls Arzt und gelehrter Grammatiker, *g*) und Priester des klarischen Apolls, *h*) blühend in der 158. Olympiade, unter Attalus dem dritten, dem Könige von Pergamus, dem eines seiner verloren gegangenen Werke zugeeignet war, verdankt die Erhaltung seines Nahmens hauptsächlich seinen beyden auf uns gekommenen Gedichten; die gewisser Maßen ein Ganzes ausmachen und halb naturhistorischen, halb medicinischen Inhaltes sind. Das eine nähmlich, Theriaka überschrieben, beschäftigt sich mit der Aufzählung und Charakterisirung der giftigen oder vielmehr durch den Biß vergiftenden Thiere und fügt der Beschreibung derselben von Zeit zu Zeit die, zur Heilung der Wunden dienlichen, Mittel bey. Das zweyte, Alexipharmaka, redet von den

f) Eine so mahlerisch-schöne Stelle, wie die von dem Nisus und der Scylla beym Virgil (404 — 409.) ist, sucht man in den ganzen Diosemeen vergebens.

g) Wie seine theils noch vorhandenen, theils untergegangenen Schriften, die Fabricius in B. Gr. IV. p. 348 nennt, beweisen.

h) Suidas und Eudocia, vergl. Schneider ad Alexiph. p. 81. 82.

in Speise und Trank genossenen Giften und deren Wirkungen und bemerkt die in jedem Falle am zweckmäßigsten anzuwendenden Gegengifte. Der Kenner der Naturgeschichte und der Arzt können vielleicht zweifelhaft seyn, wie hoch oder wie gering sie den Werth dieser Werke anschlagen sollen, je nachdem sie der Belehrung, die sie aus beyden schöpfen, oder dem zufälligen Vergnügen, das ihnen die Vergleichung des alten und neuen Zustandes der Toxikologie gewährt, einen größern Einfluß auf ihr Urtheil gestattet; *i*) der Mann von Geschmack und der Kunstrichter können es auf keine Weise, sondern werden sich vielmehr in ihren Aussprüchen leicht vereinigen.

Unstreitig ist der Stoff, den Nikander zur Bearbeitung wählte, ohne Vergleich spröder und undankbarer, als der, dem Arat seinen Fleiß widmete. Es läßt sich begreifen, wie ein Dichter, mit einer lebhaften Einbildungskraft, hingerissen von dem Anblicke des gestirnten Himmels, ihn zu besingen bewogen werden und, wenn er ihn mit den Augen eines Griechen betrachtet, seinem Gesange Abwech-

i) So sagt z. B. Haller in der Bibl. botan. Tom. I. p. 54. über die Alexipharmaka: Descriptio vix ulla; symptomata fuse recensentur et magna farrago et incondita plantarum subiicitur. Und die Theriaka sind ihm longa, incondita et nullius fidei farrago. Günstiger urtheilt Sprengel in der Geschichte der Arzneykunst, Th. I. S. 424. u. f.

selung, Leben und Anmuth zu geben sich überreden darf: aber man versteht durchaus nicht, wie Schlangen und Skorpionen, Blutigel und Eidechsen, Rindsblut und Laab, Gifthut und Bilsenkraut, Schierling und Schwämme, Bleyweiß und Silberglätte zu begeistern, noch wie Jemanden die schädlichste aller Eigenschaften, die an Thieren, Gewächsen und Mineralien haften, die giftige, zur poetischen Darstellung aufzufodern vermag. In den Gegenständen liegt nicht das mindeste, was zu ihnen hin-, dagegen unendlich vieles, was von ihnen abzieht. Schon in der Natur wendet man von so manchem, worauf Nikander die Aufmerksamkeit lenkt, das Auge weg, und er darf glauben, daß man es in der Nachahmung schön finden und mit Wohlgefallen betrachten werde. Die Fabel- und Mythen-Welt hängt mit der wirklichen, die er schildert, durch keine Fäden zusammen, und er hofft die eine an die andere zu knüpfen, oder der erstern entbehren zu können! Der Inhalt seiner wirklichen endlich ist so groß und ihr Gehalt so gering, und er verzweifelt nicht, dieß Mißverhältniß zu überwinden! Welche Hülfsmittel hat er in sich gefunden, oder aus sich hervorgerufen, um eine solche Aufgabe zu lösen? Welche Kräfte in Bewegung gesetzt, um der todten Materie Bewegung zu geben?

Die Wahrheit zu gestehen, keine. Nikander in seinen beyden Gedichten ist durchaus nichts weiter, als einfacher Erzähler oder tröckner Beschreiber. Was er an den giftigen Thieren, den wahren sowohl als den fabelhaften, — denn auch an Mährchen fehlt es seinen Berichten nicht, *k*) — für unterscheidende Kennzeichen bemerkt, oder aus dem Munde der Sage überkommen, was er für eigenthümliche, aus Vergiftungen herrührende, Zufälle und Folgen an dem menschlichen Körper beobachtet, was Erfahrung, um beyden zu begegnen, gelehrt und ihm als bewährt und anwendbar empfohlen hat, — das und mehr nicht giebt er, und nackt, wie es ihm Geschichte und Wissenschaft darbiethen, wieder. Sein ganzes Verdienst besteht in der Kunst, diese unpoetischen widerstrebenden Gegenstände in einen wohlgeründeten Hexameter einzuschließen und ihnen durch verschönernde Beywörter und von dem Gewöhnlichen abweichende Wortstellungen eine höhere Bedeutung zu geben, als sie an sich nicht haben. Selten nur gelingt es ihm einen tauglichen Umstand oder eine glückliche Anspielung aus der Mythologie und alten Geschichte aufzufassen und für seinen Zweck zu benutzen, und eine Dichtung von Werth kommt

k) Man sehe, was er von den Basilisken, dem giftigen Bisse der Spitzmaus und der Erzeugung der Wespen aus faulendem Pferdefleische erzählt.

bey ihm gar nicht vor. Vergebens laufe ich die ganzen Alexipharmaka durch, um auf eine Stelle zu treffen, die einige Wahrscheinlichkeit für sich hat, daß sie im Deutschen nicht ganz mißfallen werde. Ich muß mich schon an die Theriaka, das von Seiten der Poesie unstreitig bessere Gedicht, halten, um eine solche zu finden. Hier ist (V. 282 — 319.) die Beschreibung des Hämorrhous oder der Kupferschlange. *l*) Aus ihr mögen die Leser das Dichtungsvermögen Nikanders beurtheilen.

Itzt laß' ohne Verzug dir den frechen Hämorrhous schildern,
Ihn, der nirgends so gern, als in Felsenklüften, verweilet,
Und, sein enges Gemach sich in stachlichten Dornen bereitend,
Dahin, nach dem Genuß des Fraßes, flüchtet und hauset.
Seine Länge beträgt einen Fuß wohl, aber die Breite
Nimmt vom feurigen Kopf stets ab und verläuft sich zur Spitze.
Bald erscheinet von Farb' er schwarz, bald wiederum brennend.
Schmal und enge genug ist des Unthiers Hals und vom After
Hängt der gestutzte Schweif, sich stark abründend, hinunter.

l) Des Coluber lebetinus, für den sie Sprengel am a. O. nimmt, oder der forskalischen Natter bey La Cepede, Th. III. S. 250. der deutschen Uebersetzung.

Zwey hellschimmernde Hörner erhebt es über der Stirne,
Augen zeigt es, an Glanz des Parnops *m*) Augen vergleichbar,
Und ein scheusliches Haupt, das keck und schrecklich emporstarrt.
Queer stets, wie der Cerast, den kleinen Körper bewegend, *n*)
Drückt es den Bauch an die Erd', und rauschet leise und linde,
Mittelst der Schuppen, im Gehn, als schlich es durch rasselnde Stoppeln.
Bist du gestochen, so läuft im ersten Beginnen die Wunde
Schwarzblau an; es durchtoben das Herz unsägliche Schmerzen;
Aufgereizt wird alles im Innersten, und in der ersten
Nacht schon rinnet, vermischt mit dem Gifte des gallichten Geifers,
Dir aus Nase und Schlund das Blut und quillt aus den Ohren.
Was du trinkest, entgeht blutroth gefärbt dir, und Wunden
Spalten die trockne Haut und brechen hervor an den Gliedern.
Möge doch mindestens aie des Hämorrhous Weibchen dich stechen!
Fasset dich dieses, so schwillt das Zahnfleisch stracks dir im Munde;
Häufig, nicht tröpfelnd, entrinnt das Blut den Wurzeln der Nägel;

m) Eine Heuschreckenart, die auch Kornops heißt.

n) Darum, wie Gorräus, der beyde Werke Nikanders ungemein glücklich in lateinische Verse übersetzt hat, in der von ihm besorgten Ausgabe (Parisiis, 1557. 4.) p. 84. ganz richtig bemerkt, weil Helena, (man vergl. V. 316.) ihm das Rückgrat zerbrochen hatte.

Und, vom giftigen Geifer zerfressen, modern die Zähne.
Helena, wenn uns der Ruf nicht täuscht, die Unselige, strafte
Dieses Geschlecht, als sie, Troja verlassend, das Schiff nach des Niles
Mündung lenkte, dem Sturm des feindlichen Nords zu entrinnen.
Hingestreckt in den Sand des Ufers, ruhebedürftig,
Lag Kanobus, der Lenker des Steuers; da wickelte plötzlich
Eine Hämorrhois sich um des Schläfers Nacken und drückte
Ein ihm den giftigen Zahn und befleckte sein trauriges Lager.
Aber Helena knickte die Natter und brach ihr des Rückens
Bänder und Wirbel entzwey, und nach außen strebte das Rückgrat.
Einzig hinken seitdem der Hämorrhous und der gebogene
Krumme Cerast und tragen der Mißgestaltung Beschwerden.

Ich glaube Nikandern auf keine Weise zu nahe zu treten, wenn ich behaupte, daß in seinen Gedichten schwerlich eine bessere Stelle, als die von mir ausgehobene, und nur wenige, die sich mit ihr vergleichen dürfen, zu finden sind.

An Nikander schließt sich Oppian, aus Corykus in Cilicien, blühend unter der Regierung des Kaysers Commodus o) und unbezweifelter

o) Oder um das Jahr 180. Man vergl. Schneider in den Noten zum Oppian p. 345. u. f. und vorzüglich p. 404. und Fabricius in B. Gr. Tom. V, p. 591.

Verfasser der Halieutika, eines Lehrgedichts über die Fische in fünf Büchern, von denen das erste den Aufenthalt und die verschiedenen Fortpflanzungsarten der Fische, das zweyte ihre Lebensweise, Waffen und Kriege, und die drey übrigen die mannigfaltigen Anstalten, die der erfinderische Fleiß des Menschen, sich ihrer zu bemächtigen, getroffen hat, aus einander setzen. Zwey Unterschiede fallen, wenn man den Nachfolger mit dem Vorgänger zusammenhält, sogleich in die Augen und verdienen bemerkt zu werden.

Erstlich. Nikander und Oppian haben beyde aus der Naturgeschichte den Stoff zu ihren Gedichten gewählt, aber der letztere offenbar mit mehr Vorsicht und Glück. Selbst für den Liebhaber jener Wissenschaft ist das Reich der Gewässer in den trocknen Berichten des Systematikers ungleich anziehender, als die Beschreibung der Giftthiere und Giftpflanzen. Wie sollte, was in der schlichten Darstellung des Erzählers unterhält und vergnügt, nicht in der verschönerten des Dichters die Aufmerksamkeit fesseln und gefallen? In dem Baue und in der Gestalt der Fische, in ihrer Art sich zu nähren und zu vervielfältigen, in ihren feindseligen Angriffen auf einander und in ihrer Vertheidigung, — überall giebt es so viel Eigenthümliches zu bemerken und so viel Sonderbares und Auffallendes auszuziehen, daß die Anordnung

und Zusammenstellung desselben nothwendig ein nicht bloß belehrendes sondern auch unterhaltendes Ganzes bilden muß. Das Geschlecht der Schlangen und Nattern dagegen gewährt, zumahl, wenn beyde in einer einzigen Beziehung, ich meine von Seiten ihrer Schädlichkeit, betrachtet werden, nicht die mindeste Mannigfaltigkeit und Abwechselung. Der Dichter kann durchaus nichts anders thun, als sie nach ihren wesentlichen Kennzeichen beschreiben und auf ihre größere oder geringere Gefährlichkeit aufmerksam machen, und mehr hat Nikander bekanntlich auch nicht gethan. Oppian kann dem Natur-Historiker seine Merkmahle lassen. Er darf hoffen, durch eine allgemeine Schilderung des Wasserreichs und der, in ihm obwaltenden, eignen Oekonomie Aufmerksamkeit zu erregen und die einzelnen merkwürdigen Bewohner desselben noch durch anziehendere Charaktere, als die äußere Gestalt darbiethet, kenntlich zu machen.

Zweytens. Wie Oppian in der Wahl des mehr poetischen Gegenstandes Nikandern vorgeht, so zeichnet er sich auch durch die Richtung, die er genommen, und durch den Zweck, den er verfolgt hat, vor ihm aus. Nikanders Aufgabe liegt im Gebiethe der praktischen Arzneykunde, — er lehrt Vergiftungen heilen. Oppian hält sich im Bezirke der freyen regen Natur. Er führt uns hinaus auf Ströme, Seen und Meere. Es werden Neu-

sen gelegt, Angeln bereitet, Netze ausgeworfen. Der starke Fisch wird überwältigt, der einfältige ergriffen, der schlaue belistet. Die Beschäftigung, die er singt, war vormahls einer der angenehmsten Genüsse der müssigen in ihren Villen schwelgenden Römer, ist heute noch der Zeitvertreib der Großen, die an den Küsten des Meeres wohnen, und wird selbst von denen, die in der Nachbarschaft fischreicher Ströme und Landseen leben, nicht verschmäht. Ein Unterricht kann nicht mißfallen, der für die Neugierde so vieler und, was mehr sagen will, auch für ihr Vergnügen berechnet ist. Es ist vielmehr längst ausgemacht, daß man nie glücklicher lehrt, als wenn man die Neigung der Menschen an seinen Vortrag zu knüpfen und ihnen angenehme und unterhaltende Aussichten zu eröffnen weiß.

Indeß bey allen diesen Vorzügen, die Oppian, in Absicht des gewählten Gegenstandes und der mehr dichterischen Anlage, vor Nikandern voraus hat, — wer könnte sich verhehlen, daß er gleichwohl ein nichts weniger als anziehendes Gedicht zu Stande gebracht hat? Es gehört in der That eben so viel Anstrengung dazu, seinen didaktischen Versuch, als den seines Vorgängers, zu lesen, und man legt den spätern nicht befriedigter aus der Hand, als den frühern. So rein und zierlich die Sprache und so rund und geglättet der Vers

ist, so können beyde doch nicht für die Abwesenheit höherer Schönheiten entschädigen, noch bewirken, daß man die unendliche Trockenheit des Ganzen vergißt. Nur mit Mühe windet man sich durch diese fünf Bücher, deren jedes aus mehr als sechs hundert Versen besteht, hindurch und fühlt, als Dichter, weder Lust noch Beruf in sich, sie zum zweyten Mahle durchzulesen. Alles, was man für seine Anstrengung gewinnt, ist die Ueberzeugung, „daß ein Gedicht nicht bloß fehlerfrey, sondern, um zu gefallen, auch lieblich seyn und sich des Herzens bemächtigen müsse."

Und die Ursache des Mißlingens? Mich dünkt, sie falle von selbst in die Augen. Es ist keine andere, als die ermüdende Weitschweifigkeit und Ausführlichkeit, mit der Oppian seinen Gegenstand behandelt. Statt uns große und allgemeine Uebersichten zu geben, verfolgt und faßt er immer das Einzelne. Statt uns in die Natur selbst zu versetzen und zu unmittelbaren Zeugen und Theilnehmern dessen, was in ihr vorgeht, zu machen, begnügt er sich umständlich zu berichten, was geschieht oder geschehen könnte. Statt das Wichtige von dem Unwichtigen und das Anziehende und der Beschreibung Fähige von dem Nüchternen und Leeren zu sondern, gibt er alles ohne Unterschied, Wahl und Absicht. Oppian erspart seinen Lesern schlechterdings nichts. Was er von der Lebens-

weise der Fische und den verschiedenen Arten ihrer habhaft zu werden erforscht hat, das alles müssen auch sie erfahren, und, was für den Fischer von Handwerk zu wissen nöthig ist, auch ihnen merkwürdig seyn. So hat er freylich über einen einzigen und beschränkten Gegenstand der Natur ein Werk von viertehalb tausend Versen geschrieben, während Virgil einen ohne allen Vergleich reichern und mannigfaltigern in etwa zwey tausend eingeschlossen hat. Aber dafür liefert der Römer auch ein Gedicht und der Grieche ein versificirtes Lehrbuch.

Doch dem letztern geht, denke ich, nicht bloß der Takt für die schickliche Behandlung und Anordnung seines Stoffes, es geht ihm überhaupt der poetische Geist selbst ab. Die Gemählde, die er ausstellt, ergetzen nicht, die Gleichnisse, die er einwebt, erläutern nicht; und die Bemerkungen, die er verstreut, befriedigen nicht. *p*) So gar die Stellen, in denen er es sichtbar darauf angelegt hat, sein Talent zu zeigen und dem Leser einen höhern Genuß zu verschaffen, wie unter andern die Eingänge der Bücher, die Beschreibung der See- und der größern Meer-Fische oder Ceten (V. 62 — 357.) und die Schilderung der freund-

p) Man lese, um sich davon zu überzeugen, I. 702 — 731. II. 217 — 224. 497 — 505. III. 197 — 204. 358 — 364.

freundschaftlichen Verbindung zwischen dem Delphin und dem Menschen (V. 416 — 518.), kranken an einer wortreichen prunkenden Umständlichkeit, und erinnern an den Ausspruch des Dichters, daß die Hälfte besser sey, als das Ganze. Eine der besten Stellen ist unstreitig die Vergleichung des Fischfangs mit der Jagd und dem Vogelfange (I. 35 — 55.), und doch erhebt sie sich nicht über das Mittelmäßige. Nachdem Oppian die Beschäftigung des Jägers und Vogelstellers von ihrer annehmlichen Seite dargestellt hat, fährt er fort:

Aber den duldenden Fischer erwarten verborgene Mühen,
Und um die Seele schwebt, wie ein Traum, ihm die täuschende Hoffnung:
Denn er besteht nicht den Kampf auf der unbeweglichen Erde,
Sondern die wogende Fluth des wild aufbrausenden Pontus
Thürmet sich hoch um ihn her, ein Anblick, der, von dem Ufer
Und mit den Augen allein gesehn, schon Schrecken verbreitet.
Also schweift er dahin in des Nachens zerbrechlichem Holze,
Dienstbar immer dem Sturm, den Sinn in die bläuliche Tiefe,
Und den forschenden Blick auf die dunklen Wolken gerichtet.
Wo er auch weilt, ihn umfangen des Meeres schwärzliche Pfade.

Nirgends ist ihm ein Schutz vor der Winde Gewalt, noch ein Obdach
Vor dem Regen, und keins vor der Gluth des Sommers verliehen.
Rastlos schrecken ihn bald der Wallfisch, bald die verhaßten
Ungeheuer der Fluth, die drohend ihm immer begegnen,
Wenn er zu kühn hinaus auf die feuchte Fläche sich waget.
Auch geleitet kein Hund, als Führer, ihn über des Meeres
Pfade hinweg, und die Spuren der Wasserbewohner sind dunkel.
Wo ihm ein Fang, wo keiner ihm lohnen werde die Mühe,
Ist ihm zu wissen verwehrt: denn die Wege des Fisches sind vielfach.
Hier vermögen allein die Fischerruthen, die schwachen
Härenen Seile, das Netz, und der Angel sich krümmender Haken.

Noch hält man Oppian für den Verfasser eines zweyten poetischen Werkes, eines Cynegetikon, oder Gedichtes über die Jagd in vier Büchern, von denen das erste den Jäger in voller Rüstung, auf einem behenden wohl zugerittenen Pferde und umgeben von tapfern abgerichteten Hunden, schildert, das zweyte und dritte die jagdbaren Thiere nennt und beschreibt und das vierte, nur zum Theil erhaltene, das Wissenschaftliche der Jagd darlegt. Ich glaube es hier unerörtert lassen zu dürfen, ob Oppian, oder, was allerdings mehr

Wahrscheinlichkeit hat, ein anderer q) der Urheber dieses Versuches sey; aber darin werden unstreitig alle Unbefangenen mit dem deutschen Herausgeber dieser Gedichte übereinkommen, wenn er r) urtheilt: „Der Kenner der griechischen Sprache vergleiche beyde und sage, ob der nette Vortrag, der die Bücher über den Fischfang auszeichnet, nicht auffallend gegen den harten, oder, eigentlicher zu reden, barbarischen Ausdruck des Cynegetikons absteche und das letztere nicht vielmehr den Charakter der lateinischen Sprache, als den wahren und echten der griechischen an sich trage. Auch sind die einzelnen Theile des Cynegetikons so übel geordnet, und durch Worte und Gedanken so ungeschickt verbunden, daß sich die Vermuthung, es rühre nicht von dem Verfasser des Halieutikons her, Jedem von selbst aufdrängen muß.“ Man kann sicher noch weit mehr Böses von diesem Gedichte, als der gelehrte Herausgeber desselben, sagen und darf deshalb doch nicht fürchten, zu viel Böses gesagt zu haben. Es hat in der That alle Fehler des Halieutikons und ist dabey noch um vieles unebner, geschmackloser und

q) Nach Schneider am angez. O. ein aus Apamea am Orontes gebürtiger Dichter, der, zu Anfang des dritten Jahrhunderts, unter Caracalla schrieb.

r) In Noris p. 348, vergl. Praefation p. 3. 4.

trockner, und, weil ihm auch die Schönheit und die Anmuth der Sprache abgehn, selbst von dem einzigen Vorzuge entblößt, der Arbeiten der Art empfiehlt und zu ihrer nähern Betrachtung auffodert. s)

Dionysius, der Periegete, ein Schriftsteller von ungewissem Vaterlande und Zeitalter, t) hat uns ein geographisches Gedicht hinterlassen, in welchem er, nach vorläufiger Angabe und Bestimmung der Welttheile, zuerst im Allgemeinen den Ocean nach seinen Haupteintheilungen und vier großen Meerbusen, dem mittelländischen, arabischen, persischen und, wie die Alten glaubten, kaspischen, dann, von den Säulen des Herkules

s) Ein drittes Gedicht, Ixuetikon, oder über den Vogelfang, welches dem Oppian ebenfalls, aber sicher mit Unrecht, beygelegt wird, ist nur noch in der prosaischen Paraphrase eines gewissen Euteknius vorhanden und gehört folglich nicht vor den Richterstuhl der poetischen Kritik.

t) Nach einigen (man vergl. Fabricii B. Gr. Tom. IV. p. 586. und vorzüglich das Epimetron von Harles p. 588.) ward er zu Charax, einer Stadt zwischen dem Tigris und Eulåus, nach andern zu Byzanz, nach noch andern zu Korinth geboren. Der eine läßt ihn unter August, der zweyte unter Domitian, der dritte unter Heliogabalus blühen. Die letztere Meinung, die Dodwell vertheidigt, scheint mir die meiste Wahrscheinlichkeit für sich zu haben.

anhebend, die einzelnen Gewässer des Mittelmeers, hierauf die Völker Afrika's, nach diesem die Länder Europa's und die Inseln in- und außerhalb dem Mittelmeere, und endlich die Provinzen und Reiche Asiens, in etwa eilfhundert Hexametern, nicht schildert, sondern der Reihe nach aufführt und zugleich an die vornehmsten Berge, Städte und andere Merkwürdigkeiten in der Kürze erinnert.

Bekanntlich sind noch zwey geographische Bruchstücke, beyde in Jamben abgefaßt und aus frühern Zeiten, auf uns gekommen, das eine von Dicäarch, dem Schüler des Aristoteles, und das zweyte von dem Chier Skymnus, einem Zeitgenossen des bythynischen Königs, Nikomed des dritten u) (Ol. 172, 3. v. Chr. 90.). Vergleicht man Dionysius Versuch mit den Arbeiten dieser Schriftsteller, so bleibt allerdings kein Zweifel übrig, wem der Vorzug gebühre. Dionysius erscheint, seinen dürftigen Vorgängern gegen über gestellt, immer noch reich, und darf überdem seine wohl abgemessenen Hexameter gegen ihre mit

u) Von dem ersten wird in Fabricii B. Gr. Tom. III. p. 486., von dem andern Tom. IV. p. 613. gehandelt. Die Ueberbleibsel ihrer so genannten Gedichte hat Hudson bekanntlich dem zweyten Theile seiner Geographen einverleibt.

Anapästen überfüllten Jamben schon geltend machen. Aber leider! ist dieß Lob, da der Standpunkt zur Vergleichung so niedrig genommen ist, nicht sehr ehrend und außerhalb dieses Standpunktes nichts für ihn zu gewinnen. Verse, wie folgende: (423.)

> Unter dem Isthmus Korinths erhebt, nach Morgen gewendet,
> Attika sich, wo die Fluth des Ilissus in herrlicher Schöne
> Rollet und Boreas einst Orithyen, die Liebliche, raubte.
> Drauf erscheinet die Flur der Böoter und Lokris Gefilde,
> Und nach ihnen das Land der Thessalier und Macedonen;
> Hinter diesem hervor ragt hoch der thracische Hämus,
> Immer belastet von Schnee, und, wenn man westlich sich kehret,
> Liegt vor dem Blick, unermeßlich verbreitet, die Ebne Dodona's.

Verse, wie diese, sage ich, mögen treffliche geographische Denksprüche für Jung und Alt und eine reiche Quelle zu Erläuterungen für alte und neue Scholiasten abgeben, — wahre Verse und echte Poesie sind sie nicht. Dazu hat sie Dionysius selbst in der Beschreibung Indiens, des fabelhaftesten Landes der Vorwelt, nicht erhoben, noch erheben können. Sein Versuch ist durchaus nichts weiter, als ein trocknes Verzeichniß von Ländern

und Städten, das das sich und mehr noch, durch den gelehrten Commentar des berühmten Bischoffs Eustathius, für die Kenntniß der alten Geographie brauchbar ist, in der Reihe der Gedichte aber sicher keine Stelle verdient.

Ich glaube diese Abhandlung nicht besser, als mit einigen allgemeinen Bemerkungen über die griechischen Lehrdichter, beschließen zu können.

Erstlich. Sie alle haben mehr oder weniger das Wesen der Dichtkunst verkannt und die Geschicklichkeit, leichte und wohlklingende Verse zu machen, mit dem seltenen Vermögen zu dichten verwechselt. Diese Verirrung ist freylich den meisten alexandrinischen Dichtern eigen, aber die nachtheiligen Folgen derselben sind bey denen, die in der epischen Gattung arbeiteten und den Homer zu ihrem Vorbilde nahmen, wie Apollonius, bey weitem so auffallend nicht, als bey denen, die sich in der didaktischen Dichtungsart versuchten und dem Hesiod folgten. Der Mangel an wahrem Talente wird bey den ersten durch den glücklichen und reichhaltigen Stoff wenn nicht ersetzt, doch gewisser Massen bedeckt; bey den letztern hingegen durch die undankbaren Gegenstände, die sie wählen, herausgehoben. Auch dem Nichtkenner kann

es auf keine Weise entgehn, daß in ihren Gedichten sich keine Spur von poetischem Geiste offenbart, sondern alles angelernt und erworben ist.

Zweytens. In eben dem Maße, in welchem es schwerer und seltner ist, ein eigenthümliches echtes Kunstwerk, als eine kalte überlegte Nachahmung, hervorzubringen, in eben dem Maße ist auch die Uebertragung des erstern in eine fremde Sprache schwieriger und seltner, als die des letztern. Homer und die griechischen Tragiker sind zwar von den Römern, aber ehe noch ihre Sprache hinlänglich gebildet war und, so weit unsre Nachrichten reichen, nie mit Glücke übersetzt worden; x) an einen Arat hingegen haben sich ihrer drey, Cicero, Cäsar Germanicus und Festus Avienus, und an Dionysius zwey, Avien und Priscian, und keiner unglücklich, versucht, ungeachtet keiner auf den Ruhm eines vorzüglichen Dichters Anspruch machen darf.

Drittens. Wenn es irgend einen Beweis giebt, daß unter den Griechen die Philosophie des Schönen mit der Ausbildung der Poesie nicht gleichen Schritt gehalten hat, oder doch ohne bedeutenden Einfluß auf sie gewesen ist, so liefern ihn die didaktischen Dichter. Wir hätten, wenn ihre Poetik, seit Aristoteles, weiter angebaut worden, und

x) Man sehe Fabricius in B. Gr. Tom. I. p. 427. und in der Notitia Tragicorum, Tom. II.

ihre Forschungen tiefer in das Innere und Wesentliche dichterischer Darstellungen eingedrungen und nicht bloß bey dem Aeußern und Zufälligen stehn geblieben wären, solche Erzeugnisse hervorgehn und als Gedichte gebilliget werden können? Der Geist des Zeitalters und die allgemeine Verbreitung und Schätzung der Gelehrsamkeit macht es begreiflich wie die Alexandriner sich so häufig und ernstlich der Bearbeitung gelehrter Gegenstände hingeben und dem didaktischen Gedichte einen so vorzüglichen Fleiß widmen konnten. y) Aber nur ein das Wesen der Poesie verkennender und durch keine philosophischen Untersuchungen geläuterter und befestigter Geschmack giebt einen Aufschluß, wie und warum sie in der genannten Gattung solche Fehlgriffe thun und den Ruhm, sie zuerst mit Glück angebaut zu haben, andern überlassen mußten.

Viertens. Dieser Ruhm gebührt keinem andern, als dem Römer Virgil. In ihm, dem Lehrdichter, hätte man wenigstens nicht so durchgängig den Nachahmer der Griechen und früher lebender römischer Dichter finden, noch die Eigenthümlichkeit, Selbstständigkeit und Erfindsamkeit seines Genius von dieser Seite so stark in Anspruch neh-

y) Man sehe die Titel der verloren gegangenen Schriften dieser Gattung bey Fabricius.

men sollen. Dem Hesiod verdankt er, wie der Augenschein lehrt, wenig oder nichts; dem Georgikon eines so schalen Dichters, wie Nikander ist, konnte er schwerlich etwas verdanken, z) und die wenigen Stellen, die man ihm als entlehnte nachweisen will, — wer mag von ihnen, den so genutzten, so verbundenen, so ausgeschmückten, behaupten, sie sind nicht sein?

z) Was uns Athenäus aus diesem Werke (unter andern III. 37. p. 126. XV. 9. p. 683.) aufbewahrt hat, ist in der That sehr mittelmäßig. Auch beruht die ganze Vermuthung, daß Virgil es geplündert habe, auf den Worten Quintilians (Instit. orat. X. 1. p. 894.): Quid? Nicandrum frustra secuti Macer atque Virgilius! und folglich auf einer Aeußerung, die auch Nikanders Theriaka und die aus ihnen nachgebildete Stelle Virgils (Georg. III. 414.) gelten kann.

Ueber das Wesen
der
Horazischen Epistel.

Die Idee, aus veredelten Briefen des gemeinen Lebens eine eigene Dichtungsart zu schaffen, liegt jedem Dichter so nahe, daß es Befremden erregt, wie sie vor Horaz so wenig realisirt worden ist. Keinem, der mit den Geheimnissen seiner Kunst etwas vertrauter war, konnte es unbekannt bleiben, das Gelegenheitsgedichte vor denen, die allgemeinen Inhalts sind, einen wichtigen Vorzug haben. Der Dichter ist von der individuellen Situation, worin er sich befindet, und den engeren Verhältnissen der Person, an welche sein Gedicht gerichtet ist, zu innig gerührt, als daß nicht der Grad der Begeisterung stärker, die Darstellung lebhafter, der Vortrag herzlicher und eindringender seyn sollte, als wenn er erst für gleichgültigere Gegenstände die Begeisterung in sich erwecken muß. Daher

der durch die ersten Dichter aller Zeiten bewährte Bemerkung, daß das Beste, was wir in der lyrischen und elegischen Gattung besitzen, individuellen Veranlassungen und speciellen Beziehungen seinen Ursprung verdankte. Doch nicht jeder Stoff, wenn er auch an sich fruchtbar und dichterisch ist, verträgt eine lyrische oder elegische Behandlung; da er weder den höheren Schwung der lyrischen Muse noch die sanfte Rührung der elegischen Schreibart in der Seele zu erwecken fähig ist: es bleibt also dem Dichter, der ihn bearbeiten will, nur der Ausweg übrig, seine Gedanken und Empfindungen auf diejenige Art einzutheilen, auf welche man sich mit seinen Freunden zu unterhalten pflegt: wobey jedoch natürlich vorausgesetzt wird, daß der Stoff selbst eine dichterische Exposition zulasse.

Bey Horaz walteten noch mehrere individuelle Ursachen ob, warum er für einen beträchtlichen Theil seiner Gedichte die Briefform wählte. Er näherte sich, als er seine Briefe schrieb den Jahren, in welchen die Gegenstände, die früher das lyrische Feuer entflammten, nach und nach ihren Reiz für ihn verloren, und welche den Grad der Begeisterung selbst um ein beträchtliches herabstimmten; er fühlte nur zu lebhaft, daß für die höheren Wahrheiten, welche er in seinen späteren Oden enthüllte, noch eine zweckmäßigere und ge-

fälligere Art der Einkleidung möglich sey; die Beschäftigung mit den sokratischen Philosophen und der ächten Lebensweisheit hatte für ihn einen so überwiegenden Reiz vor jeder anderen, daß er der Dichtungsart den Vorzug gab, worin er die Weisheit, die ihn begeisterte, als ein Heiligthum für sich und seine Freunde aufbewahren konnte: auch hatte er sich schon früher bey den Satiren einen eigenen dichterischen Vortrag geschaffen, der hier mit leichter Veränderung anwendbar blieb. Ueberdieß wünschten seine Freunde noch immer Gedichte von ihm zu lesen, und zwar Freunde, deren Bitte er erfüllen mußte, wenn er dem Verdachte des Undanks oder Eigensinns entgehen wollte. Konnte er also ihnen besser willfahren, auf seine eigene Seelenstimmung weislicher Rücksicht nehmen, und sich überhaupt von der Wahl irgend einer Dichtungsart einen glücklicheren Erfolg versprechen als von der Briefform? Hier konnte er sich seinen Freunden herzlich mittheilen; hier die Schätze der Weisheit niederlegen, die er im Umgange mit seinen Lieblingen den Griechen gesammelt; hier dem Satze, der ihn auch in ernsteren Jahren nicht verließ, noch einige Freyheit gestatten; hier sein Zeitgenossene, deren Thorheiten er in den Satiren gezüchtiget, wenn sie noch der Besserung fähig waren, auf etwas Besseres hinweisen, als das, was sie gewöhnlich bewunderten

und erstrebten. Sein dichterisches Feuer strahlte zwar nicht mehr, wie am vollen Mittage; aber es streute, wie die Sonne, wenn sie sich zum Abend neigt, einen sanfteren Glanz, nicht ohne Pracht und Schönheit, umher, bey welchem wir mit desto innigerem Entzücken verweilen, je milder und erquickender der Strahl ist, der uns wärmet und leuchtet.

Da wir hier eine eigene Dichtungsart finden, und zwar beym Horaz das Vollendeteste, was wir in dieser Gattung wünschen dürfen: so können wir wohl den Geist und das Charakteristische derselben eben so sicher von den horazischen Briefen abstrahiren, als man die Regeln der übrigen Dichtungsarten aus den Meisterwerken jeder Gattung hergeleitet hat.

Die poetische Epistel ist eine schriftliche, an eine bestimmte Person gerichtete Mittheilung der Gedanken über Gegenstände, Auftritte, Begebenheiten, Verhältnisse des gemeinen Lebens sowohl als über andere aufs Leben anwendbare, oder sonst wissenswerthe Wahrheiten, welche durch die dichterische Einkleidung Interesse, Lebhaftigkeit, Leichtigkeit und Anmuth erhält.

Dieser Grundbegriff unterscheidet die poetische Epistel, wie von allen übrigen Dichtungsarten, so besonders von denen, welche am nächsten mit ihr zusammen treffen, nämlich der elegi-

schen und didaktischen. Denn wenn sich die Elegie ausschließend mit Darstellung und Erweckung sanfterer Empfindungen beschäftiget: so schließt zwar die Epistel diese nicht gänzlich aus; nimmt aber dabey einen froheren Schwung, und umfaßt ein viel weiteres Gebiet, als jene. Mit der didaktischen Dichtungsart trifft sie zwar oft zusammen; unterscheidet sich aber von ihr dadurch, daß nicht, wie bey dieser, die Erörterung einer Wahrheit, oder eines Systems von Wahrheiten, ihr höchster Endzweck ist, sondern daß sie sichs allezeit zum Gesetz macht, jede Wahrheit, die sie behandelt, aus eigenen Situationen herzuleiten, und mit den Personen, denen sie zugeschrieben ist, in nähere Verbindung zu bringen. Die Erörterung ihrer Verschiedenheit von der Satire wird weiter unten einen schicklichern Platz finden.

Aus jenem Grundbegriffe läßt sich nun auch das Charakteristische der poetischen Epistel in Absicht des Stoffs, der Form, des Vortrags und der Versification herleiten.

Welch ein reichhaltiger Stoff sich dem epistolischen Dichter darbiete, ist leicht denkbar. Auftritte und Ereignisse des täglichen Lebens; besondere Beziehungen des Briefstellers zu den Personen, an welche er schreibt; Nachrichten, Wünsche, Bitten; Urtheile über andere; Erörterungen ernsterer Wahrheiten; Belehrungen über wissenswerthe

Gegenstände, und tausend andere Materien sind für die Epistel geeignet. Aber schon bey der Wahl des Stoffes unterscheidet sich der Dichter vom gewöhnlichen Briefsteller. Nicht jeder Stoff verträgt eine dichterische Behandlung. Doch ist es immer weit eher möglich, den alltäglichsten Gegenständen dichterischen Werth und Reiz zu geben, als eine poetische Correspondenz über abstrakte und metaphysische Lehren zu führen, die nicht anders erörtert werden können, als durch die langsame philosophische Methode, die von Merkmahl zu Merkmahl, von Satz zu Satz, bedächtig fortschreitet, und den leicht dahin schwebenden Vortrag der Epistel durch schwere Floskeln niederdrückt und aufhält. Horazen waren auch jene Lehren nicht fremd; *a*) aber er hütete sich sie zum Gegenstande seiner Muse zu wählen: er gedenkt ihrer nur mit Laune,

a) Mit einer Kennermiene, dabey aber mit sehr feiner Persiflage, verweiset er 1. Epistel XII. 16. ff. seinem Freunde Gacius, daß er um so hohe Fragen sich bekümmere:

Als, was das Meer in seinen Schranken halte;
Woher der Jahreszeiten schöne Ordnung;
Ob ohne Regel oder nach bestimmten
Gesetzen die Planeten sich bewegen;
Warum des Mondes Scheibe wechselsweise
Bald ab- bald zunimmt. Kurz, den ganzen Plan
Der zwietrachtvollen Eintracht der Natur,
Und ob Empedokles, ob der spitzfindige
Stertinius — nicht wisse, was er will.

Laune, ohne irgend eine weiter auszuführen. Weit ergiebiger und dem Zwecke des Dichters entsprechender sind die Wahrheiten, welche ins menschliche Leben fester eingreifen, an Ideen reichhaltiger sind, und das Leben und die Schönheiten annehmen, die ihnen der Dichter durch seinen Vortrag ertheilt:

— ob Reichthum oder Tugend
Den Menschen glücklich mache; Vortheil oder
Rechtschaffenheit das Band der Freundschaft knüpfe;
Was wahres Gut, und was das höchste sey. *b*)

— — — — ob Tugend
Als Gabe der Natur uns angeboren, oder
Durch Unterricht und Fleiß erworben werde:
Was deiner Sorgen Anzahl mindre; was
Dir selbst zum Freund dich mach', und wahre Ruh
Dir schaff'. — Ob Ehre, oder Reichthum; oder
Ein unbemerkter schmaler Pfad durchs Leben. *c*)

Und diese Fragen sind es denn auch, auf welche Horaz immer zurück kommt, und bey denen er am liebsten und glücklichsten verweilt. Daß übrigens die poetische Epistel auch wissenschaftliche Gegenstände nicht ausschließe, und wie der Dichter durch Individualisirung in das Allgemeine mehr Interesse bringen könne, zeigt der Brief an die Pisonen.

b) II. Sat. VI. 37. ff.

c) II. Epist. XVIII. 100. ff.

Doch nicht bloß ein dichterischer, auch ein interessanter Stoff ist zu wählen, der eben so fähig ist, den Dichter zu begeistern, als diese Begeisterung dem Leser mitzutheilen. Er wird vorzüglich interessant, wenn er mit den Grundsätzen, Neigungen, Wünschen der Person, an die der Brief gerichtet ist, in näherer Beziehung steht, oder solche wissenschaftliche Gegenstände und Wahrheiten betrifft, welche bey jener eine besondere Rührung hervorzubringen vermögend sind. Immer weiß Horaz seine Freunde mit dem zu unterhalten, was ihnen am interessantesten ist; immer bringt er den behandelten Gegenstand in nähere Verbindung mit den Neigungen ihres Herzens, zeigt seinen Einfluß auf Glück und Elend, Vergnügen und Misvergnügen; rügt gerade die Fehler, deren Versuchungen sie am meisten ausgesetzt sind; preiset diejenigen Tugenden an, welche ihnen am unentbehrlichsten sind. So unterhält er die Pisonen, welche sich den damaligen belletristischen Modegeschmack angeeignet hatten, von der Dichtkunst; so widerlegt er die partheyische Vorliebe des Fuscus für das Stadtleben durch die reizendste Schilderung des Landlebens; *d*) so lehrt er den Scävus den wahren Umgang mit den Großen *e*) und sucht diesen von Verhältnissen zurück-

d) 1. Epist. X.

e) 1. Epist. XVII.

zuziehen, zu welchen er den Lollius *f*) ermuntert.

Zwar ist nicht zu leugnen, daß das Interesse durch die Neuheit des Stoffes um vieles erhöhet wird. Da sich aber für die Epistel nicht leicht ein ganz neues, noch nie behandeltes Sujet finden läßt; so bewährt sich der Meister durch die Neuheit der Ansicht und Wendung, welche er dem gewöhnlichen und schon oft benutzten Stoffe giebt. Und wie so ganz ist Horaz hierin Meister! Was ist z. B. gewöhnlicher, als ein Einladungsbillet? Aber wie weiß er in seine Einladung an den Torquatus *g*) eine Jovialität zu zaubern, und diese mit der frostigen Bereicherungssucht seines Freundes in Contrast zu stellen, daß überall der originelle Geist durchblicket! — Was ist gewöhnlicher, als ein Empfehlungsschreiben? Aber welche Art der Empfehlung eigener, als die Horaz *h*) für den Septimius anwendet! — Was war vielleicht schon zu Horazens Zeit gewöhnlicher, als geharnischte Prologen und Epilogen! Aber wie neu war der Gedanke, durch Spott über sein eige-

f) 1. Epist. XVIII.

g) 1. Epist. V.

h) 1. Epist. IX.

nes Buch i) die Neider zu demüthigen und zum Schweigen zu bringen!

Das denique sit, quod vis, simplex dumtaxat et unum ist auch bey der poetischen Epistel eine unerlaßliche Bedingung. Wollte der Dichter nur Nachrichten an Nachrichten, Reflexionen an Reflexionen, Belehrungen an Belehrungen reihen, ohne weiter auf ihre innere Verbindung Rücksicht zu nehmen: so würde seine Epistel nichts, als ein versificirter Brief vom gewöhnlichen Schlage seyn; die Seele würde von einem Gegenstande zum andern ungewiß umherschweben, und am Ende dem Misbehagen der Ueberfüllung erliegen. Nur Einheit des Stoffes gewährt ungetheiltes Interesse, und erhebt die Epistel zu einem echten Kunstwerke. Nur ein Gedanke, nur ein Gegenstand ists, der unseren Dichter in jeder Epistel beschäftiget; und wenn er in seiner leichten freyen Manier diesen zu verlassen und auf andere überzuspringen scheint, so geschieht es immer nur, um den Hauptgedanken vorzubereiten, zu beweisen, und in ein helleres Licht zu setzen: er führet uns selbst mit leichter Hand aus der Irre zurück, und befriediget treffen wir uns mit ihm am Ziele zusammen. Ja selbst da, wo er nur allgemeine Wahrheiten, ohne engere Verbindung, hinzustreuen scheint, giebt er ihnen durch die Richtung an eine besondere

i) 1. Epist. XX.

Person, und ihre genaue Beziehung auf diese, eine individuelle Tendenz. Weislich wußte überdieß Horaz die Einheit zu erhalten, und den Effekt des Ganzen dadurch zu erhöhen, daß er stets Materien von mäßigem Umfange, einzelne Wahrheiten und Betrachtungen, nicht aber ganze Theorieen und Systeme wählte. Die Materie ist bey den letzten zu mannichfach und zu verschieden, als daß sie unter einem einzigen poetischen Gesichtspunkte vereinigt werden könnte. Und wählt Horaz ja einen reichhaltigeren Stoff, z. B. in den Briefen an den Augustus und an die Pisonen; so weiß er ihn durch die eigene Richtung, die er ihm giebt, mehr zu individualisiren, und ihn einem Hauptgedanken unterzuordnen, in welchen sich zuletzt das Ganze vereint.

Die Form der poetischen Epistel ergiebt sich schon aus dem Namen. Sie ist an eine bestimmte Person gerichtet; und führet nicht bloß, wie oft andere dichterische Compositionen, z. B. die Elegie, die Idylle u. s. w., den Namen dieser Person an der Stirn, sondern ist wirklich zur Unterhaltung mit ihr bestimmt. Diejenige Epistel wird also ihrem Endzwecke am vollkommsten entsprechen, bey welcher diese Form an sichtbarsten wird: wo der Dichter nicht bloß zur Erinnerung, daß er an einen Freund schreibt, diesen von Zeit zu Zeit anredet, sondern auch die ganze Unterhaltung aus

den Situationen herleitet, in denen dieser sich befindet; wo aus allem, was er sagt, die Verhältnisse hervorschimmern, worin er mit ihm steht, und im Ton, in welchem er zu ihm redet, den Grad der Freundschaft, des Wohlwollens, der Zu- oder Abneigung, der Ehrerbietung, des Zutrauens hervorblicken läßt, der sein Inneres für ihn erfüllt; wo er alle Grundsätze, Aeußerungen, Reflexionen auf ihn beziehet, überall ungesuchte Anspielungen auf seine Verhältnisse, Grundsätze, Neigungen einwebt, bey allen Erörterungen die Entscheidung seinem Urtheile überläßt; kurz, wo er überall den Ton einer feinen Conversation beobachtet, und den anderen seine Gedanken so mittheilt, wie er in einem gut geschriebenen Briefe thun würde.

Diese allgemeine Form nimmt nun freylich, nach der Verschiedenheit des Stoffes, auch verschiedene Modificationen an. So mannigfaltig aber auch die Gegenstände der Epistel seyn mögen: so kann man doch füglich drey Classen, und dreyerley Modificationen der Form unterscheiden. Entweder nämlich unterhält sich der Dichter nur über Gegenstände, Angelegenheiten, Verhältnisse des täglichen Lebens; oder über höhere moralische, ästhetische, artistische Wahrheiten; oder über die Gewohnheiten, Neigungen, Thorheiten, Fehler, Schicksale des Tages, welche er

gemeiniglich von einer launigen und lächerlichen Seite faßt. Hieraus entstehet denn die dreyfache Eintheilung in Conversations-, didaktische und scherzhaft satirische Episteln.

Die erste Gattung möchte ich lieber die Conversations-Epistel, als mit Hurd *k*) die elegische nennen: theils, weil jener Begriff genereller ist, und viele Episteln des Horaz mit in sich faßt, die bey allem inneren Werthe sonst nicht in Betracht kommen würden (wie auch Hurd's Meinung) wirklich darauf hinausläuft; theils, weil durch die Benennung: elegische Epistel, der wahre Begriff dieser Dichtungsart aufgehoben und auf eine andere übergetragen wird; theils endlich, weil wir im Hurdischen Sinn nicht eine einzige elegische Epistel bey Horaz finden, und dieser mit seinem Fache so ganz vertraute Dichter selbst da, wo sich ihm die erwünschteste Gelegenheit, elegisch zu schreiben, darbot, *l*) den wahren Epistelton meisterhaft behauptet. Hurd gründete jene Benennung vorzüglich auf die Heroiden des Ovid und dessen Briefe vom Pontus, so wie auf dieses Dichters eigene selbst gefällige Aeußerung: *m*)

k) In seiner Einleitung zum Brief an die Pisonen S. 12. f.

l) B. B. 1. Epist. VII — XVI.

m) Art, amand. III, 345. f.

Vel tibi composita cantetur e p i s t o l a voce,
Ignotum hoc aliis ille novavit opus.

Indeß wird wohl kein Kenner in Abrede seyn, daß diese Gedichte Ovid's größtentheils dem wahren Begriffe der Epistel eben so wenig entsprechen, als die eilfte Idylle Theokrits deswegen weniger Idylle bleibt, weil sie an eine bestimmte Person gerichtet ist. Weit füglicher könnte man jene ovidischen Gedichte epistolische Elegieen, als elegische Episteln nennen. Muster von Conversationsepisteln finden wir bey Horaz 1. Epist. III. IV. V. VII. VIII. IX. XV., 2. Lib. II.

Der Name der d i d a k t i s c h e n E p i s t e l ist zwar eigentlich nur für diejenigen geeignet, welche sich mit Erörterung einer besondern Wahrheit, Wissenschaft, Lebensregel beschäftigen; wie 1. Epist. VI. XVII. XVIII. 2. Lib. I. und ad Pisones: indeß ist die moralische Ansicht jeder Sache bey Horaz so überwiegend, daß er aus jeder Situation moralische Reflexionen herleitet, jeden noch so kleinlichen Stoff mit Lebensweisheit würzet; *n*) und er behauptet mit Recht einen um so ehrenvollern Rang unter den didaktischen Dichtern, da er dieser Dichtungsart eine so interessante, gefällige und aufs Leben anwendbare Form zu geben wußte. *o*)

n) Vgl. I. Epist. II, IV. V. X.

o) Ueber die Geschichte des didaktischen Gedichts finden

Außer diesen zwey Gattungen der poetischen Epistel giebt es noch eine, welche sich von ihnen dadurch unterscheidet, daß ihr Hauptendzweck ist, entweder mit einem Freunde über die Thorheiten der Zeit zu lachen, *p*) oder die Thoren selbst durch den feinsten Spott von ihrer Thorheit zu heilen; *q*) und diese Gattung können wir füglich die scherzhaft-satirische nennen, ohne in den Irrthum mehrerer Kunstrichter zu verfallen, welche die Satiren und Episteln entweder ganz mit einander verwechseln, oder nur einen unbedeutenden Unterschied zwischen beiden annehmen. Denn obgleich Horaz seinen satirischen Geist auch in den Episteln nicht ganz verleugnen kann; so unterscheiden sich doch diese von den Satiren, und die in beiden herrschende Satire selbst, so merklich von einander, daß eine Verwechselung beynahe unmöglich ist. Diesen Unterschied *r*) giebt schon der

sich die litterarischen Notizen in Blankenburg's Zusätzen zu Sulzer's Theorie, A. Lehrgedicht, III. S. 176. ff., und eine gedrängte, aber fruchtbare Uebersicht derselben in Wolfii Prolegomena ad Homerum, Vol. I. p. CXXVIII. not. 95.

p) 1. Epist. I. II. XIX.

q) 1. Epist. XI. XII. XIII. XIV.

r) Eine genaue Auseinandersetzung dieses Unterschiedes erwarten wir von Morgenstern in Danzig. Mon-

Inhalt, welcher zwar oftmals auch satirische Gegenstände betrifft, aber zugleich andere umfaßt, die keine satirische Behandlung vertragen. Noch mehr die Form; wie man bey Vergleichung einer Satire und Epistel, die ein ähnliches Sujet behandeln, s) am deutlichsten wahrnimmt. So auch der Vortrag. Die Satire kleidet ein komischer Ton besser; aber die Epistel nimmt einen philosophischen an, und verbindet selbst bey dem Spotte Gutartigkeit, oder auch schlaue Unbefangenheit, mit moralischer Würde. Ja selbst der Versbau zeugt von dieser Verschiedenheit. Denn so leicht auch der Hexameter der Epistel dahin fließt; so ist er doch, wie wir zu Ende dieser Abhandlung sehen werden, weit sorgfältiger gearbeitet, und weit harmonischer, als der der Satire, welcher sich, wie natürlich, mehr dem Tone des gemeinen Lebens nähert.

Diese nun gedachten Formen geben auch jeder Epistel ihr eigenthümliches Colorit. Die Conversationsepistel hat ganz die gefällige Leichtigkeit einer gewöhnlichen Unterhaltung; die didaktische zeichnet ein tiefes Gefühl für die vorgetragenen Wahrheiten, und eine mit der gefälligen Leichtig-

ches davon ist schon angedeutet in Eichstädts Anhange zu Fried. Ast's Schrift de Platonis Phaedro, S. 168. ff.

s) Z. B. 2. Sat. VI. und 1. Epist. X.

keit glücklich harmonirende Würde aus; die scherzhaft-satirische lacht und spottet zwar, aber auf eine Art, daß man die innere Indignation bey Verlachung herrschender Thorheiten, und den immer durchschimmernden Eifer des Dichters für das Wahre, Schöne und Gute nicht verkennen darf. Ja, nur selten sind diese Formen in den Episteln so genau unterschieden, als in der Abstraction. Sie geben nur den Hauptton an; laufen aber im Detail öfter in einander: so daß der Ernst der didaktischen Manier durch die heiteren Gefühle der Freundschaft gemildert, der Satire hingegen durch herzlichere Ermunterungen und Rathschläge ihre Bitterkeit benommen wird; und so entsteht jene reizende Mischung von Gefühl, Ernst, Witz, Laune, Herzlichkeit, Bonhommie, welche mit zu dem Charakteristischen der horazischen Episteln gehört.

Bey dem Vortrage der Epistel haben wir auf den Hauptton, den Plan oder die Anordnung, und die Behandlung einzelner Ideen zu sehen.

Der Ton spricht nicht von einer höhern Begeisterung, sondern von einer gewissen Wärme, der man es leicht anmerkt, wie innig der Dichter bey allem, was er sagt, interessirt sey, und wie ernstlich und herzlich er es meine. Er besitzt von den Wahrheiten, die er vorträgt, nicht bloß klare

und deutliche Vorstellungen, sondern sie haben auch in seiner Seele eine Lebhaftigkeit erlangt, welche sich über das Ganze verbreitet, und allen einzelnen Ideen mittheilt. Die Gedanken entwickeln sich nicht langsam und mit Mühe, sondern rasch und leicht; und der Dichter scheint mehr damit zu spielen, als darin vertieft zu seyn. Ueber das Ganze aber ergießt sich eine Grazie, welche den Geist eines durch die Griechen gebildeten und verfeinerten Dichters athmet, jedoch mehr gefühlt, als entwickelt werden kann. Ueberall beobachtet Horaz den rechten Ton, welcher dem Stoffe, den Wahrheiten, die er behandelt, den Personen, an die er schreibt, angemessen ist. Etwas aber, was seinen Ton besonders charakterisirt, ist die feinste Urbanität, wie sie nur ein langer und vertrauter Umgang mit der großen Welt gewähren kann, um eine gewisse satirische Laune, t) welche bald mit Heiterkeit lacht, u) bald mit Arglosigkeit spottet, x) bald die ironische Maske anlegt, und tadelt, während sie zu loben scheint, y)

t) Der Verf. darf sich hier nur auf die geschmackvollen Einleitungen beziehen, welche Wieland den einzelnen Briefen vorgesetzt hat, und die zu den hier gegebenen Resultaten die Belege liefern.

u) 1. Epist. I. 91. ff. I. 5, 27.

x) 1. Epist. XVI. 57.

y) 2. Epist. I. 32. ff. I. 15, 42. ff.

bald humoristisch unter dem Scheine von Ernst und Wichtigkeit ihre Gegenstände mit solchen Farben schildert, daß sie dem Leser, oder dem Verspotteten selbst ein unwillkührliches Lachen abnöthiget, z) bald bitterer persiflirt. a)

Niemand wird in Abrede seyn, daß die horazischen Briefe in Rücksicht des Plans Meisterstücke der Composition sind. Wie künstlich ist darinnen alles angelegt, und wie schlau ist die Kunst mit dem Scheine der Leichtigkeit umhüllt! Wie faßt Horaz gleich anfangs den Stoff von der interessantesten Seite, und weiß ihn mit immer gleichem Interesse durchzuführen! Wie ergiebig wird dieser Stoff unter des Dichters Meisterhand, so, daß aus ihm ein unendlicher Reichthum von Gedanken, Bildern, Vorstellungen hervorgeht; und wie haushälterisch ist gleichwohl dieser Reichthum durch das Ganze vertheilt! Wie glücklich vermeidet Horaz alle zu hohe, kühne, gesuchte Wendungen, und bringt alles der Natur näher! Wie wenig Einförmigkeit findet man in seinen Planen! Wie auffallend unterscheidet sich immer die Anordnung einer Epistel von dem Plane der anderen! Wie weiß er immer jeden Gedanken an den Ort hinzustellen, wo er die mehreste Klarheit, das mehreste Ge-

z) 1. Epist. VI — XIII. 2. Lib. II.

a) 1. Epist. XII. 10. ff. 2. Epist. I. 118. ff.

wicht und Leben erhält! Wie fest hält er, bey seinem leichten Umherirren, den Hauptgedanken, und hebt ihn immer zur rechten Zeit wieder hervor! Wie gefällig sind Licht und Schatten, und die feineren Schattirungen selbst, unter einander vertheilt! Wie natürlich, und doch zugleich wie neu, eingreifend und überraschend sind die Verbindungen der Ideen! In welcher Harmonie stehen alle einzelne Theile mit dem Ganzen, und alle besonderen Eindrücke mit dem allgemeinen Eindrucke des Werkes selbst!

Was die dichterische Behandlung einzelner Ideen anlangt; so beschäftiget sich auch der epistolische Dichter, wie der didaktische, oft mit allgemeinen Wahrheiten. Diese zu versinnlichen und recht anschaulich zu machen, sie in ihrer ganzen Kraft darzustellen und aufs Leben anzuwenden, sie durch den Zauber der Dichtkunst in ein gefälliges Gewand einzukleiden, ist sein Hauptendzweck. Viele Wahrheiten bedürfen zwar keines Schmuckes; es liegt in ihnen selbst schon so viel innere Kraft, so viel Erhabenheit und Würde, soviel Reiz zum Nachdenken und zum Empfinden, daß sie der Dichter nur einfach hinstellen, und in die gehörige Verbindung bringen darf, um dadurch eine mächtige Wirkung her-

vorzubringen. Wir dürfen nur an folgende Wahrheiten erinnern: *b*)

— — Verschmäh die Jugendlüste!
Mit Schmerz erkauft ist Wollust viel zu theuer.
Zieh einen engen Kreis um deine Wünsche!
Der Geiz'ge darbet ewig, und der Neid
Wird magrer, wie sein Nachbar fetter wird.

oder an diese: *c*)

Das erste, Freund, wo nicht das einzige,
Das glücklich machen und ethalten kann,
Ist nichts Bewundern.
— Ob einer
An Freude oder Traurigkeit, an Furcht
Sein Alles zu verlieren, oder an Verlangen
Nach Allem, was ihm mangelt, krank ist — was verschlägts,
Wenn, was er über oder unter seiner Hoffnung
Erblickt, sein starrend Auge fesselt,
Und wie durch Zauber ihn an Seel und Leib betäubt?

oder an folgende Sentenz: *d*)

— Sey wirklich — was du immer
Dich nennen hörst, so lebst du sicherlich,
So wie man soll.

Solche Wahrheiten also, auch ohne allen Schmuck vorgetragen, sprechen durch sich und für sich selbst. Andere hingegen vertragen oder erfodern dichterische Ausschmückung. Und diese erhalten sie da-

b) 1. Epist. II. 54. ff.

c) 1. Epist. VI. 1, 12.

d) 1. Epist. XVI. 17.

durch, daß sie in besonderen Fällen, Beyspielen, Gleichnissen vorgetragen werden, welche den Allgemeinbegriff mehr versinnlichen; oder in solchen Verbindungen, wo sie der Contrast mehr hervorhebt. Z. B.

— — Muß an Werth das Silber
Dem Golde weichen, wie viel mehr das Gold
Der Tugend? — Freylich nicht zu Rom! da geht's
Aus einem andern Ton! — „Ihr Herrn und Bürger,
Zuerst für Geld gesorgt, für baares Geld,
Dann giebt sichs mit der Tugend wohl von selbst."
So ruft vom untern bis zum obern Ende
Uns Janus zu; so singt, den Beutel und
Die Rechentafeln um den linken Arm
Gehangen, Alt und Jung ihm rastlos nach.

Oder:

Wer was Genug ist hat, der wünsche sich
Nicht Mehr. Haus, Güter, Haufen Goldes
Und Silbers können des Besitzers Blut
Vom Fieber nicht befreyen, noch von Sorgen
Sein Herz: gesund muß der zuvörderst seyn,
Der des gehäuften Guts sich freuen will.
Plagt ihn Begierde oder Furcht, so hilft
Ihm Haus und Hof soviel, als Mahlereyen
Dem Triefaug', Bähungen dem Zipperlein,
Und Cithern dem, der an den Ohren leidet.
Ist dein Gefäß nicht rein, so würde Nektar
Zu Essig drin. *f*)

Die Beweise für die vorgetragenen Wahrheiten führt der Dichter, wie sichs versteht, nie mit logi-

e) 1. Epist. I. 56. ff.

f) 1. Epist. II. 46. ff.

logischer Genauigkeit, oder mühsamer Anstrengung, sondern mit der Leichtigkeit, womit man in einer gebildeten Conversation die Ideen austauscht, erläutert, und in ein helleres Licht setzt. Bald bedient er sich der Analogie; *g*) bald der Induction; *h*) bald, wenn der Vortrag lebhafter und heftiger wird, der apagogischen Beweise; *i*) bald leitet er aus wohlangebrachten Fabeln, *k*) bald aus Anekdoten, *l*) bald aus Sprüchwörtern. *m*) Beweise her; vermeidet so aufs glücklichste nicht bloß den ernsteren Ton des prosaischen Didaktikers, sondern auch die Einförmigkeit, und bringt in das Ganze mehr Mannigfaltigkeit, Leben und Interesse.

Wer verweilt ferner nicht gern bey den horazischen Erzählungen? Ein kurzer, nervöser Styl, eine natürliche Ordnung und Stellung der Begebenheiten, eine leichte aber feste Charakterzeichnung, eine weise Wahl der wichtigsten Umstände,

g) Epist. I. 6, 3. ff. II. 1, 114. ff. II. 2, 146. ff.

h) Ep. ad Pison. 379. ff.

i) Epist, I. 1, 65. ff. 2, 32. ff. II. 1, 35 — 49.

k) Epist. I. 7, 29. ff. 10, 34. ff.

l) Epist. I. 18, 31. ff. 19, 15. ff. II. 1, 232. ff. 2, 26. ff.

m) Epist. I. 2, 54. 69. 6, 24. ff. 16, 69. 17, 36. ff. 18, 84.

eine schlaue Benutzung der kleineren und unbedeutenderen, welche den allgemeinen Effekt verstärken, ein schnelles Fortschreiten, eine anspruchlose Einfalt und Naivetät, ein dem jedesmaligen Inhalt angemessenes Colorit, durch welches das Ernste oder Scherzhafte, das Rührende oder Belustigende jeder Begebenheit nur noch anschaulicher wird — alle diese Stücke machen die Erzählungen höchst anziehend, und ihre Beziehung auf das Ganze, welches dadurch entwickelt werden soll, erhebt sie zum Range der gelungensten Compositionen. Wir überlassen dem Leser einige längere Erzählungen *n*) selbst zu vergleichen, und führen zur Probe hier nur eine kürzere an: *o*)

— — Ein gewisser
Soldat, der unter dem Lucullus diente,
ward einst bey Nacht, da er aus Mattigkeit
tief eingeschlafen war, um alles, was
er sich mit Angst und Noth den Feldzug über
errungen hatte, bis zum letzten Heller
bestohlen. Seine Wuth darüber mußte nun
der Feind entgelten. Wie ein Wolf, dem langes
Fasten
die Zähne schärfte, griff er, sagt man, eines
der festesten von Mithridates Schlössern
in seinem Ingrimm an, und nahm es weg.
Es wurde viel aus dieser That gemacht:
der Mann empfing, nebst großen Ehrenzeichen,
wohl funfzig tausend Drachmen von der Beute
zu seinem Antheil. Bald nach diesem hätte

n) Z. B. Epist. 1, 7. 46. ff. 6, 40. ff.

o) 2. Epist. II. 26. ff.

der Feldherr ein gewisses Bergschloß, dem
schwer beyzukommen war, gern überrumpelt,
und glaubte seinen Mann dazu gefunden
zu haben. Geh, mein braver Kamerad,
sprach er, mit Worten, die dem Feigsten Muth
zu machen fähig waren, geh mit Glück
wohin dich deine Tugend ruft! du gehst
Belohnungen entgegen, die der Größe
der That entsprechen sollen! — Nun! wo fehlt's?
Was zögerst du? — „Mein General, versezt
der Andre, der (wiewohl ein Bauer) doch
nicht dumm war — ich verstehe wohl: allein
dahin zu gehn, muß einer seine Katze
verloren haben; jetzt verbitt' ich mir's."
Freund Florus! dieß ist ungefähr mein Fall u. s. w.

Gleiche Vorzüge charakterisiren auch die Beschreibungen unseres Dichters. Weit entfernt, von der kleinlichen Eitelkeit schlechter Poeten, welche nur dann vollkommene Beschreibungen zu liefern meinen, wenn sie das Gemählde mit Gegenständen überladen, bey denen die Seele ungewiß hin und herschwankt, und keine Einheit finden kann, weiß vielmehr Horaz aus seinen Beschreibungen wesentliche Theile des Ganzen zu schaffen; er faßt sie gerade von der Seite, von welcher sie den Todaleindruck verstärken sollen, wirft sie mehrentheils nur scheinbar flüchtig hin, oder mahlt sie mit wenigen und starken Zügen; er legt gerade den Ton in sie, für welchen die Seele durch das Ganze schon gestimmt ist, und theilt ihnen die Heiterkeit, die Rührung, die Laune, oder den

Ernst mit, der durch das Stück herrscht, in welches sie fest eingreifen. So ist z. B. die Beschreibung seines Landgutes *p*) mehr eine Darstellung der inneren Resignation und Heiterkeit, womit es sein Besitzer betrachtet, als ein vollständiges, versinnlichendes Gemählde. Eben so muß die treffliche Schilderung beurtheilt werden, welche der Dichter in dem Briefe an den Verwalter seines Landgutes *q*) von sich selbst gegeben hat:

Nun höre noch, warum ich nicht mit dir
Aus gleichem Tone sing'. Ich weiß die Zeit
So gut wie du, da leichte dünne Röcke
Und eingesalbte Locken mir noch ziemten;
Die guten Tage, da ich unentgeltlich
Der räuberischen Cinara gefiel,
Und mirs ein leichtes war, beym Trinkgelag
Vom hellen Mittag an ein goldnes Fläschchen
Falerner nach dem andern auszuschlürfen.
Jetzt aber lieb' ich eine kurze Mahlzeit
Und nah am Kieselbach ein Mittagsschläfchen
Im hohen Grase; — nicht als schämt' ich mich
Gespielt zu haben, aber Schande wär's
Zu rechter Zeit das Spiel nicht abzubrechen.
Dort nagt kein scheeles Aug' an meinem Wohlstand,
Kein unbekannter Feind vergiftet dort
Durch leisen Biß mein unbemerktes Leben:
Das schlimmste, was mir meine Nachbarn thun,
Ist, wenn sie Stein' und Schollen aus den Furchen
Mich stoßen sehn, des guten Wirths zu lachen.
Du bist nun einmal auf die Stadt erpicht, u. s. w.

p) 1. Epist. XVI. 1. ff.

q) 1. Epist. XIV. 32. ff.

Auch der **Umschreibungen** bedient sich Horaz keinesweges als leerer Verzierungsmittel; vielmehr gewährt er uns dadurch die Ansicht des Gegenstandes, welche für seinen Zweck die wichtigste ist, *r*) verwebt sie in seine Reflexionen über die Dinge selbst, *s*) oder weiß durch sie einen besonderen satirischen Effekt hervorzubringen. Merkwürdig sind in der letzten Hinsicht die Verse über Titus Septimius, *t*) einen jungen Dichter, der sich ohne glücklichen Erfolg in den höheren lyrischen Dichtungsarten versuchte:

Wie steht's um Titus, dessen Name bald
Auf unsrer Römer Lippen schweben wird,
Der, die gemeinen Bächlein und die Teiche,
Wo alles schöpft, verschmähend, zuversichtlich
Sich einen Weg zu jenem Felsen machte,
Aus welchem Pindars volle Quelle rauscht.

Eben so zeichnen sich auch die **Definitionen** unsers Dichters nicht so wohl durch Vollständigkeit, als dadurch aus, daß gerade die Theile und Eigenschaften hervorgehoben und ins Licht gestellt werden, welche zur Sache gehören. Kann z. B. eine originellere und mehr dichterische Definition gedacht werden, als die in eine kleine dramatische

r) Z. B. Epist. I. 4, 3. ff. 7, 5. ff. ad Pison. 63. ff.

s) Epist. II. 1, 177. ad Pison. 322.

t) 1. Epist. III. 10. f.

Scene eingekleidete des wahren Weisen und Guten? u)

> Der wahre Biedermann, der wahre Weise
> Ist der, der einem Pentheus sagen darf:
> König von Theben, was unwürdiges
> Kannst du zu leiden oder thun mich zwingen?
> Ich nehme dir, spricht jener, dein Vermögen.
> Du meinst, mein Vieh, mein Feld, mein Hausgeräth
> Und Silber? Nimm's! — „Ich lasse dich mit Fesseln
> An Hand und Fuß in einen Kerker werfen,
> Woraus dich niemand retten soll! — Gott selbst,
> Sobald ich will, kann meine Bande lösen.
> Vermuthlich will er sagen: ich kann sterben!
> Der Tod ist aller Leiden letztes Ziel.

Von einem Kunstrichter, der selbst die trefflichsten Regeln der Charakterzeichnung aufgestellt hat, x) kann man erwarten, daß er nun die Anwendbarkeit dieser Vorschriften in seinen Werken bewährt habe. Aber auch hier zeigt sich die versteckte leichte Kunst des Dichters vorzüglich darin, daß er nie die Charaktere überladet, nie die einzelnen Züge methodisch vereiniget, und gleich Anfangs den Charakter seines Helden fest setzt; sondern ihn nach und nach aus der Unterhaltung mit den Personen selbst, den Lebensregeln, die er ihnen giebt, dem Scherze, womit er sie zu ergö-

u) 1. Epist. XVI. 73. ff.

x) Epist. ad Pison. 158. ff.

tzen scheint, wie von selbst hervorgehen läßt. Und dadurch giebt er nicht bloß seinem Kunstwerke die natürliche Leichtigkeit, die man von einem Briefe erwartet, sondern gewährt auch dem Leser die angenehme Täuschung, den Charakter der Person selbst aufgefunden zu haben. In den Briefen an den Bullatius, Iccius, Asella, Quintius *y*) glauben wir nur specielle Unterhaltungen zu lesen; und dennoch enthüllt sich uns während der Lectüre der Charakter dieser Personen so sprechend und lebhaft, daß wir am Ende ein vollkommenes Bild der unsteten Unzufriedenheit des ersten, der philosophischen Lächerlichkeit und Inconsequenz des zweyten, der plumpen Unbehülflichkeit des dritten, und der verlarvten Gleißnerey des vierten vor uns sehen. Doch selbst da, wo Horaz nur wie im Vorbeygehen Charaktere berührt, wie treffend, wie wahr, wie kräftig sind sie gezeichnet! Wie so ganz zeigt die weise Sparsamkeit bey ihrer Schilderung, daß sie zum Totaleindrucke gehören. Man erinnere sich, um nicht andere Stellen *z*) hier anzuführen, an die Charakterzeichnung des Mänius: *a*)

y) 1. Epist. XI. XII. XIII. XVI.

z) Z. B. Epist. I. 1, 43. ff. 4, 6. ff.

a) 1. Epist. XV. 28. ff.

Zu Rom war ein gewisser Mänius,
der, als er all sein Erbgut, Mütterlichs
und Väterlichs, baldmöglichst durch die Kehle
gejagt, für einen Mann von Witz und Laune
und guten Tischfreund zu passiren anfing;
ein Vagabund, der sich zu keiner eignen
gewissen Krippe hielt, allein bey leerem Magen
den Freund vom Feind nicht unterschied, und grimmig
auf jeden losging, der gegessen hatte,
die Scylla und Charybdis aller Fleischerbänke.
Was ihm in Wurf kam, stürzte wie in einen
grundlosen Strudel stracks in seinen Bauch.
Geschah's nun, daß er der gewöhnlichen
Patronen solcher Vögel und den Furchtsamen
nichts oder wenig abgejagt, so fraß
er ganze Schüsseln voll Kaldaunen auf,
und soviel altes Schaaffleisch, daß drey Bären satt
davon geworden wären; zog dabey
als wie ein zweyter Bestius auf die Schlemmer los:
man sollte, sprach er, allen solchen Buben
ein glühend Eisen auf die Bäuche brennen!
Doch eben dieser Mänius, wenn ihm irgend
ein größrer Fisch einmal ins Garn gegangen
und alles wieder flugs in Rauch und Asche
verwandelt war — „beym großen Herkules!
mich nimmt's nicht Wunder, sprach er, wenn ich Leute
all ihr Vermögen essen seh; es geht
doch in der Welt nichts über eine fette Drossel,
nichts über einen guten Schwartenmagen!"

Oder man erwäge die kürzere Schilderung des Aristippus: *b*)

Was mir an Aristipp gefällt, ist daß
ihm jede Farbe, jedes Glück wohl anstand.
Arm oder reich, im netten Hofkleid oder
im schlechten Ueberrocke, blieb er immer

b) 1. Epistel XVII. 23. 24.

sich selber ähnlich, immer wie er war
gerade recht, doch so, daß auch nichts Besseres
für ihn zu gut war.

Daß die Kunst zu versinnlichen weit mehr erfodere, als die Vertauschung einfacher Ideen mit Bildern, Gleichnissen, Figuren u. s. w.; daß der dichterische Schmuck nur dann einen Werth habe, wenn er auch einen schicklichen Platz behauptet, und so geordnet ist, daß er der erwünschten Wirkung nicht verfehlt; daß er dem Sujet selbst, dem Tone und der Form angemessen seyn müsse; alles dieß bewährt Horaz durch sein Beyspiel. Die gewöhnlichen dichterischen Figuren erhalten durch die Art, wie er sich ihrer bedient, Originalität, und werden dadurch ganz zum epistolischen Vortrage geeignet.

Unter allen Versinnlichungsmitteln liegen dem Dichter die Vergleichungen am nächsten: sie erläutern die Idee, schmücken zugleich die Rede, und setzen die Einbildungskraft und den Scharfsinn des Lesers in Thätigkeit. Eigentlich sogenannte Gleichnisse, bey denen Bild und Gegenbild in Ordnung neben einander gestellt wird, sind zwar den höheren Dichtungsarten besonders eigen; indeß weiß sich auch die Epistel ihrer schicklich zu ihrem Zwecke zu bedienen. Horaz wählt sie am liebsten aus dem täglichen Leben, der Geschichte,

Fabel, und überhaupt von solchen Gegenständen, welche innerhalb der Sphäre der pedestrischen Muse liegen. Die Bemerkung z. B., daß die Worte mit der Zeit veralten, und daß es erlaubt sey, neue zu bilden und in Umlauf zu bringen, unterstützt er durch folgendes Gleichniß: *c*)

So wie von Jahr zu Jahr mit neuem Laube
Der Wald sich schmückt, das alte fallen läßt:
So lässet auch die Sprache unvermerkt
Die alten Wörter fallen, und es sprossen neue
Ins Leben auf, und füllen ihren Platz.

In demselben Briefe *d*) spricht er von der Geringschätzung, welche schlechten Versemachern gebührt:

Wenn so ein Mensch, in seinem Aberwitz,
Unwissend wo, die Nase in der Luft,
Durch alle Gassen läuft, und Verse — rülpst,
Und drüber, wie ein Vogler, der aufs Amselfangen
Zu sehr erpicht ist, plump! in eine Grube fällt:
So zieh ihn ja, wie laut er schreyen mag,
Kein Mensch heraus!

Gleichwohl, fährt er fort, *e*) ist ein solcher gerade am zudringlichsten:

Weh aber dem, den er ergriffen hat!
Er hält ihn fest, und — gleich dem Egel, der
Nicht abläßt, bis er voll ist — wird er ihn
Mit Lesen quälen, bis der Patient
Den Geist, vor Gähnen, aufgegeben hat.

c) Epist. ad Pison. 60. ff.

d) V. 458. ff.

e) V. 472. ff.

Dieß ist der Charakter mehrerer horazischer Vergleichungen. *f*) Sie sind nicht sowohl erschütternd und dahin reißend, als überzeugend, ergötzend, rührend. Eben weil sie nicht das Erzeugniß einer hohen Begeisterung, sondern einer lebhaften Einbildungskraft, und vorzüglich zur Belehrung und Ueberzeugung bestimmt sind, werden sie bisweilen etwas länger durchgeführt. *g*) Oft sind sie in eine Fabel, Geschichte, Anekdote eingekleidet. *h*) Oft, und namentlich in dem Briefe an die Pisonen, liebt Horaz die Vergleichungen durch Contraste, welche den Eindruck der Wahrheit verstärken. Sehr gern verwebt er auch den verglichenen Gegenstand ins Gleichniß, weil sich so der Vortrag mehr dem Tone des täglichen Lebens nähert. Z. B.

> — Qui recte vivendi prorogat horam,
> Rusticus exspectat, dum defluat amnis; at ille
> Labitur et labetur in omne volubilis aevum. *i*)

Oder:

> — quicquid negat alter, et alter,
> annuimus pariter vetuli notique columbi.

f) Vgl. Epist. I. 4, 8. ff. 16, 11 — 13. 16, 21. 18, 26. ff. II. 2, 60 — 64. 197. 198. II. 1, 99. ff.

g) 2. Epist, 2, 1. ff.

h) Epist. I. 3, 18. ff. 16, 50. ff. 7, 46. ff.

i) 1. Epist. 2, 41. ff.

Tu nidum servas, ego laudo ruris amoeni
Rivos, et musco circumlita saxa, nemusque. *k*)

Oder:

Caedimur, et totidem plagis consumimus hostem,
Lento Samnites ad lumina prima duello.
Discedo Acaeus puncto illius: ille meo quis?
Quis nisi Callimachus? etc. *l*)

Aus eben der Ursache bedient sich Horaz besonders der Metapher, welche von dem Gleichnisse nur der Form nach unterschieden ist, und während jenes zwey verschiedene Subjecte, sowohl im Ausdrucke als in Gedanken abgesondert erhält, beide in Ein Bild verwebt, welches nur in Gedanken abgesondert wird, und um so mehr Ideenbeschäftigung gewährt. Welche Lebhaftigkeit die Metapher dem Vortrage verschaffe, und wie leicht sie in der Epistel dahin schwebe, ohne diese zu einer ihr unbekannten Feyerlichkeit zu erheben, erhellt aus vielen Stellen unsers Dichters. Wir wollen nur einige berühren. Gleich in der ersten Epistel *m*) schreibt er an Mäcenas:

k) 1. Epist. 10, 4 — 7.

l) 2. Epist. 2, 98. ff. Diese drey Stellen mußten im Original angeführt werden, weil es schwer ist, die gerühmte Eigenheit des Originals in einer Uebersetzung beyzubehalten: eine Schwierigkeit, welche auch die Wielandische Uebersetzung, die ich bey den übrigen Stellen gebrauche, nicht hat besiegen können.

m) 1. Epist. I. 1 — 4.

Du, dem mein erstes Lied gewidmet war,
Und nun auch meiner Muse letzte Frucht
Gebührt, warum, Mäcen mich, den man schon
Genug gesehn, und fernern Diensts entlassen,
Von neuem zu dem alten Spiel zurück
Zu nöthigen? Ich bin an Jahren und
An Sinnesart nicht mehr der Vorige.

Im zehnten Brief an Fuscus Aristius *n*) schildert er seine Denkart so:

— Ich leb' und bin ein König,
Sobald ich alle jene Herrlichkeiten
Verlassen habe, die ihr andern bis zum Himmel
Mit Einem tausendstimmgen Schall erhebt.
Wie jener Knecht, der aus des Priesters Haus
Entlief, verbitt' ich mir die ew'gen Honigfladen;
Ich brauche gutes hausgebacknes Brod,
Das baß mir schmeckt als eure feinsten Kuchen.

Und an Lollius *o*) schreibt er:

Du, dessen Schiff bereits im hohen Meer
Mit muntern Wimpeln geht, wend' alles an,
Daß dich kein Gegenwind zurück ans Ufer werfe!

Noch leichter wird die Vergleichung durch figürliche Redensarten, welche ein Wort in einem andern Sinne brauchen, als der ihnen eigen ist, und denen, genau erwogen, eine stille Vergleichung zum Grunde liegt. Z. B. vom Ulysses *p*)

— aspera multa
Pertulit, adversis rerum immersabilis undis;

n) I. Epist. 10, 10. 11.

o) I. Epist. 18, 86. 87. Vgl. überdieß I. Epist. III, 26. 34. VII. 21. 74. XIV. 9.

p) I. Epist. II. 22.

oder, um aus dem dritten Briefe des ersten Buchs einige Beyspiele noch anzuführen: *q*)

— Hebrus, nivali compede vinctus.
Bella quis et paces longum diffundit in aevum?
Pindarici fontis qui non expalluit haustus,
Fastidire lacus et rivos ausus apertos.
Seu linguam caussis acuis.

Bey solchen figürlichen Redensarten behauptet der Vortrag seine natürliche Leichtigkeit, und erhält doch dadurch Interesse und Leben. Denn indem das Wort, welches figürlich gebraucht wird, auch seine eigene Bedeutung mit sich führt; so wird die Einbildungskraft in doppelte Thätigkeit gesetzt: sowohl durch den Hauptgedanken, der zum Grunde liegt, als durch den Nebengedanken, der bloße Verzierung ist. Die Worte, die für sich und ursprünglich keine Schönheit haben, bekommen eine mitgetheilte Schönheit aus ihrer Bedeutung, und das Gemeine der eigentlichen Benennung wird glücklich entfernt. Nur ist, um die Reize der figürlichen Sprache rein zu genießen, die Vorsicht nöthig, daß man nicht da Figuren sucht, wo sie der Dichter nicht beabsichtigte. *r*) Viele Wörter

q) Vers 3. 8. 11. 23. Vgl. überdieß 1. Epist. VI. 55. XIII. 19. XVI. 62. ꝛc.

r) Eine Klippe, woran viele Ausleger, auch bey Horaz, scheiterten. Man vergleiche sie nur zu Epist. ad Pison. 441. 1. Epist. XI. 17. XIV. 31. XV. 44. XVIII. 95. 2. Epist. I. 74. 166. und anderwärts.

nämlich, die ursprünglich figürlich sind, haben durch den anhaltenden Gebrauch ihren figürlichen Reiz verloren, und sind in die Classe der eigenthümlichen Wörter übergegangen.

Eine entfernte und versteckte Vergleichung lebloser Gegenstände mit lebendigen, ist auch die Prosopopöie. Die höheren Dichtungsarten bedienen sich ihrer gewöhnlich in der Sprache der Leidenschaft, um dadurch heftige Rührungen und Erschütterungen hervorzubringen; die Epistel gebraucht sie, um die Einbildungskraft in Thätigkeit zu setzen, abstracte Wahrheiten zu versinnlichen und zu beleben. Die Seele wird also dadurch nicht so heftig, wie dort, erschüttert; aber die Wahrheit spricht uns gefälliger an. Bisweilen findet sie nur in einzelnen Wörtern und Beywörtern statt; bisweilen herrscht sie durch eine ganze Darstellung lebloser Gegenstände, z. B. der Worte und der Jamben im Briefe an die Pisonen. s) Die letzte ist vorzüglich der epistolischen und didaktischen Schreibart eigenthümlich, ja unentbehrlich.

Wie glücklich sich Horaz einer der schwersten Figuren, der Allegorie, zu bedienen wisse, erhellt vorzüglich aus dem letzten Briefe des ersten Buches, welchen der Dichter an sein Buch gerichtet hat. Die Wendung, welche er zur Vertheidi-

s) Vers 60. ff. 356. ff.

gung desselben wählt ist originell. Er nimmt gegen sein Buch die Miene eines sorgsamen Vaters an, der sein bis dahin in der Einsamkeit erzogenes Mädchen nicht länger vor der Thorheit, die Stadt zu sehen und von ihr gesehen zu werden, zurückhalten kann, und ihr wenigstens alle die traurigen Folgen zu Gemüthe führt, die ihr Leichtsinn und ihre Unerfahrenheit nach sich ziehen werde. Das Gleichniß und der verglichene Gegenstand sind hier aufs feinste in einander verschlungen, nur daß dieser dem Leser immer vor Augen schwebt und Hauptsache bleibt, indeß jenes in einiger Entfernung gehalten wird, ja oft ein scharfer Blick erfoderlich ist, um es nicht aus dem Gesichte zu verlieren; der Witz spielt mit Zweydeutigkeiten, welche sich ganz ungesucht darbieten, und unter dem Scheine der Arglosigkeit nur mehr ergötzen. — Hier ist der ganze Brief:

Mein liebes Buch, ich sehe wohl, warum
Du so verstohlen nach dem Janus und
Vertumnus schielst: du kannst es kaum erwarten,
Von den Gebrüdern Josiere fein glatt und schmuck
Herausgeputzt, dich ausgekramt zu sehn.
Die gute Zeit, da du verschämt und züchtig
Vor fremden Augen dich in meinem Pult
Versteckteſt, ist vorbey; du hassest Schloß
Und Siegel, keuchst nach Freyheit, grämest dich
So wenig Leuten nur gezeigt zu werden.
So bist du nicht erzogen worden. Aber weil
Du's denn nicht besser haben willst, so geh,
Wohin so weh dir ist! die Reue wird dich nur
Zu bald ergreifen, aber leider! dann zu spät.

Ein-

Einmal hinaus, so ist kein Wiederkommen
Für dich. — Was hab' ich dummes Ding gethan?
Was hatt' ichs Noth? — wirst du dann, wenn dich jemand
Beleidigt, schreyn — und nirgends Mitleid finden.
Auch weißt du, daß du dich gar enge wieder
Zusammen schrumpfen mußt, sobald der gähnende
Liebhaber deiner satt geworden. Soll ich,
(Wenn anders mich die böse Laune nicht
Zum falschen Augur macht) dir sagen, Kind,
Wie dirs ergehen wird? Du wirst, so lange
Du jung und etwas Neues bist, zu Rom gefallen;
Doch bist du erst bis in des Pöbels schmutz'ge Hände
Herabgesunken und der feinen Welt
Zum Ekel worden — dann du armes Buch,
Wirst du in irgend einem Winkel schweigend
Die Motten weiden, oder, diesen zu entrinnen,
Nach Utica dich flüchten, oder gar
Gebunden, wie ein Sklave, nach Ilerda
Dich senden lassen müssen. Ich, der dieß
Vorhergesagt, ich lache dann dazu,
Wie jener, da er seinen eigensinn'gen Esel
Im Zorn in einen jähen Abgrund jagt',
Und rief: so brich du dann den Hals, weil du
So große Lust dazu hast! — Auch noch dieß
Erwartet dich zuletzt, daß in der Vorstadt,
In einem abgelegnen Winkel, sich
Ein alter stammelnder Schulmeister deiner
Bemächtigt, und, die Ruthe in der Hand,
Dich nöthigt, seine Knaben im Syntax zu üben.
Indessen, wenn ein lauer Sonnentag,
Mehr Ohren um dich her versammeln wird,
Sag ihnen: daß ich, eines Freygelaßnen Enkel,
Mit magerm Erbtheil, meine Federn über
Mein kleines Nest herausgestreckt — und, kurz,
Was mir an Ahnen abgeht, gieb mir immer
An eignem Werth, und setze noch hinzu,
Ich sey den ersten Männern Roms, im Krieg

Und Frieden, lieb gewesen: übrigens
Von Körper klein, und vor den Jahren grau.
Ein großer Freund der Sonne, schnell zum Zorn,
Doch leicht und bald auch wieder gut zu machen.
Fragt etwa jemand dich nach meinem Alter,
So sprich: ich hätte viermal eilf December
Im Jahr zurückgelegt, da Lollius
Das Consulat mit Lepidus geführt.

Die Beywörter, deren zweckmäßige Wahl die Lebhaftigkeit und Schönheit des Vortrags erhöhet, und den Dichter bewährt, gebraucht Horaz als bloßen Schmuck nur selten und da, wo es das Dichtercostüme nicht anders mit sich bringt. Mehrentheils haben sie einen tiefern Sinn und eine höhere Beziehung. Oft lassen sie sich in eine kleine Vergleichung auflösen; oft geben sie die treffendste Beschreibung einer Sache, wozu sonst viel Worte erfodert werden; oft liegt in ihnen mehr Witz, Laune und Satire, als in ganzen satirischen Gedichten. Beyspiele finden sich auf jeder Seite der Episteln.

Ich übergehe mehrere andere Schönheiten und bekanntere Figuren, welche die horazische Epistel mit allen guten Gedichten der leichten und didaktischen Gattung gemein hat, und gedenke nur noch einiger Wendungen, wodurch der Dichter seinem Vortrage mehr Lebhaftigkeit verliehen hat. Was die platonischen Dialogen so anziehend macht, ist besonders, daß hier zwey oder mehrere Perso-

nen ihre Ideen gegen einander austauschen, entgegen gesetzte Grundsätze behaupten, widerlegen, nach und nach sich einander nähern, und so die Wahrheit finden. Horaz legt seine Briefe oft auf gleiche Weise an: er erwähnt zuerst die Grundsätze seines Gegners, prüft ihren Gehalt und ihre Gültigkeit, stellt die seinigen dagegen, suchet sie durch die triftigsten Gründe zu behaupten, und ziehet uns so in sein Interesse. t) Ja, oft nähert er sich im Einzelnen noch mehr der dramatischen Form. Er wußte zu gut, daß das Auge der Zugang zum Herzen sey; behandelt daher viele Scenen, Situationen, Erzählungen so, als ob sie vor unseren Augen vorgingen, und verwandelt uns aus Lesern in Zuschauer. u) Oft tritt er aber auch selbst in einem Monolog auf, reflektirt über gewisse Wahrheiten, und erhebt die nackte Moral zu individuellen Lebensmaximen, welche uns um so mehr interessiren, je mehr wir den Dichter, in seiner stillen Begeisterung, dadurch gerührt und entzückt finden. x)

So reich aber auch der schöpferische Geist unsers Dichters ist, um seinen Stoff zu beleben und

t) Vgl. 1. Epist. X. XIV. 2. Epist. I.

u) Vgl. 1. Epist. VI. 40. ff. VII. 14. ff. XVI. 46. ff. XVIII. 3. ff. 2. Epist. I. 206. 207. ad Pison. 326. ff.

x) Vgl. 2. Epist. II. 145. ff.

zu schmücken: so haushälterisch karg ist dennoch die Hand, welche den Schmuck vertheilt; so gebildet der Geschmack, welcher ihn überall so stellt und ordnet, daß man nichts hinzu und nichts hinweg gethan wünschet, sondern überall die gefällige, leicht übersehbare Oekonomie des Ganzen bewundern muß. Um so mehr zu bewundern, da niemand mehr in Gefahr schwebt, den Stoff zu überladen, als der epistolische und didaktische Dichter. Je trockener der Stoff ist, den er behandelt, desto größer ist die Verführung, seine Kunst an ihm zu misbrauchen, und ihn nicht sowohl mit Blumen zu schmücken, als zu bedecken; die Bilder, Gleichnisse, Allegorien, wodurch er die nackte Idee belebt, über die Grenzen auszudehnen; sich aus dem wahren Ton und Takte in einen fremdartigen zu verlieren; oder zu weitläuftige Episoden einzuweben, welche den Zusammenhang des Ganzen zerreißen und das Interesse theilen. Nicht so unser Dichter. Sein Schmuck gleicht einem gefälligen Gewande, welche die Schönheit des Körpers nur erhöhet; seine Blumen vereinigen sich in einen zierlich geordneten Kranz; sein Reichthum dient ihm mehr, in den verschiedenen Theilen glücklich zu variiren, als seine Fülle in Eins zusammen zu gießen: kurz, sein Vortrag ist die schönste Harmonie des Reichthums und der Sparsamkeit, der Einheit und Mannigfaltigkeit,

der Schönheit und Einfalt, der Leichtigkeit und Regelmäßigkeit, des tiefsten Studiums und der anspruchlosesten Natur; so, daß uns jede Lectüre neue Schönheiten und Vorzüge enthüllt, bey jeder neue Reize uns anziehen und fesseln.

Und welch ein Perioden- und Vers-Bau umschlingt endlich diese Gedanken! — Keine Dichtungsart bedarf wohl der Belebung durchs Sylbenmaaß mehr, als die epistolische und didaktische. Sie grenzet zu nahe an den gebildeten prosaischen Vortrag, und schwebt in Gefahr, sich oft in diesen zu verlieren, wenn nicht bestimmte Regeln des Sylbenmaaßes und leichte schöne Verhältnisse des Rhythmus sie über jenen erheben. So wird die Sprache melodischer; die Rede selbst erlaubt einen eignen kühnern Periodenbau; die Wendungen bekommen mehr Leben; die Ideen reihen sich leichter an einander, und jede nimmt auch im äußeren Klange den Ton und Takt an, der in der Seele selbst der herrschende ist. Weder ein Sylbenmaaß von zu großer Mannichfaltigkeit und zu künstlicher Verschlingung der rhythmischen Verhältnisse, noch ein ganz simples und eintöniges, ist für die Epistel zu wählen. Jenes würde die Ideen in ihrem leichten Dahinschweben hemmen, und durch seine Würde oder Schwerfälligkeit mit ihnen contrastiren; dieses würde nicht das Leben, die rasche Bewegung und die feine Mahlerey der Sprache

gestatten, durch welche die Epistel ergötzt. Man kann sich daher leicht erklären, warum Horaz weder ein lyrisches Sylbenmaaß, noch den Jambus wählte. Denn obgleich der letzte besonders für diese Dichtungsart geeignet scheinen dürfte, y) so ist er doch, wenn er rein seyn soll, zu einförmig; und wenn er mit Anapästen, Daktylen u. s. f. vermischt ist, zu unbehülflich, als daß sich der Dichter einen glücklichen Effect davon hätte versprechen dürfen. Der Hexameter hingegen, dem er den Vorzug gab, nahm, wie ihn schon seine Muster, die Griechen, lehrten, und er selbst bey den Satiren erprobt hatte, unter geschickten Händen solche Modificationen an, welche ihn zu dem leichteren Tone der pedestrischen Schreibart herabstimmten. Er, der in der Epopöe und dem Hymnus mit der Feyerlichkeit und Würde eines Helden und Priesters daher schreitet, der Idylle sich so sanft anschmiegt, im Epigramme mit zephyrischer Leichtigkeit dahin schwebt, verschmäht, bey seiner Geschmeidigkeit, auch die Stimmung nicht, welche ihm die Epistel und das didaktische Gedicht giebt. Die Mannigfaltigkeit der Veränderungen, welche er zuläßt, gewährt dem Epistel dichter den Vortheil, daß er jeder Idee, jeder Darstellung, jeder

y) Vorzüglich der freye, wie unser Wieland durch sein Beyspiel in den Uebersetzungen der horazischen Satiren und Briefe bewährt hat. Man sehe dessen Vorrede zur Uebersetzung der Satiren.

Empfindung auch durch den Rhythmus ihren eigenen Ton mittheilt, und die Leichtigkeit, womit er übersehen und gefaßt werden kann, macht ihn ganz für die Epistel geschickt.

Man hat dem horazischen Hexameter oftmals den Vorwurf gemacht: daß er roh und unharmonisch sey, nicht selten die Cäsur vernachläßige, harte Elisionen sich erlaube, oft auf einsylbigen Wörtern nachhinke, und dgl. mehr. z) Man hat den Dichter gemeiniglich dadurch zu entschuldigen gesucht: daß er seinen Vortrag so mehr dem Tone des gemeinen Lebens nähere. Doch Horaz bedarf wohl keiner Entschuldigung; er verdient vielmehr auch in Absicht seines Versbaues Bewunderung, wenn man den für die Epistel selbst geschaffenen Hexameter nur nicht, wie die meisten Kunstrichter, bloß nach den gewöhnlichen prosodischen Regeln, sondern nach dem Geiste der Dichtungsart beurtheilt, für welche er bestimmt ist. Ich berufe mich bey dieser Behauptung auf das Urtheil des scharfsinnigsten und competentesten Richters in dieser Sache, des Herrn Voß. a) „Wer (sagt er) vom

z) Home (Grundsätze der Kritik 2. Th. S. 392. 393.) tadelt ihn hart; und der sonst die homischen Grundsätze bedächtig abwägende Meinhard stimmt S. 504 in diesen Tadel ein.

a) In seiner Vorrede zur ersten Ausgabe des virgilischen Landbaues S. XIX.

Hexameter des sokratischen Horaz etwas mehr weiß, als daß er weder den stolzen Schritt des virgilischen, noch die hüpfende Behendigkeit des ovidischen hat; dem möchte der Wildling, auch unter solchen Händen, der Nachbildung kaum fähig scheinen. Denn wie will er einem Verse, der jeden Schwung, jede leise Wendung des Gedankens durch kraftvolle und reizende Bewegungen begleitet, der in dem leichtesten Fluge die Tanzschritte des apollonischen Verses genau beobachtet, und nur, wo der Inhalt Gemeinheit der Begriffe schalkhaft vorgiebt, mit holder Nachläßigkeit, besonders in den Ausgängen, über die Regeln des sechsfachen Verstaktes hinweg spielt; wie will der plumpe Naturſohn ohne Kraft und Gelenk ihm nachschweben?"

Es ist nicht zu leugnen, daß viele horazische Hexameter, außer dem Zusammenhange gelesen, unharmonisch klingen. Aber dieß ist mehrentheils nur da der Fall, wo Ideen von scheinbar geringem Gehalte vorkommen, auf welche der Dichter absichtlich kein besonderes Gewicht legen wollte; da sie, bey ihrer inneren Gehaltlosigkeit, in einem zierlichen Rhythmus vorgetragen, nur nugae canorae seyn und von geschmackloser Affectation zeugen würden; oder, wo er die Periode anhebt und den Gedanken einleitet, und wo des Anfangs scheinbare Disharmonie des ersten Hexameters,

durch die Harmonie der folgenden, vollkommen befriedigend aufgelöset wird; b) oder endlich, wo die Disharmonie selbst die Idee zu mahlen und zu versinnlichen bestimmt ist. So drückt z. B. Horaz seine eigene unruhige Geschäftigkeit bey Bewirthung eines Gastes sehr treffend durch den unruhigen Vers aus:

Haec ego procurare et idoneus imperor, et non
Invitus; c)

und so an mehrern Stellen.

Es ist ferner nicht zu leugnen, daß Horaz seine Hexameter oft mit einsylbigen Wörtchen: et, ut, at u. s. w. endiget, welche in dem Folgenden erst ihre Beziehung finden; ja, daß er zuweilen ganze Worte in zwey Hexameter vertheilt; wie:

Quanto cum fastu, quanto molimine circum —
Spectemus; d)

oder:

Litibus implicitum; mirabor, si sciet inter —
Noscere mendacem verumque beatus amicum. e)

b) Hier einige Beyspiele: II. Ep. P. I. 71. 72.

Orbilium dictare; sed emendata videri
Pulchraque, et exactis minimum distantia, miror.

V. 106. 107.

Majores audire, minori dicere, per quae
Crescere res possit, minui damnosa libido.

c) I. Epist. V. 21.

d) 2. Epist. II. 93. 94.

e) Ep. ad Pison. 423. 424.

Aber nicht zu gedenken, daß z. B. circum — spectemus die Idee des stolzen Umherschauens selbst trefflich mahlt; so ist eben hier die feine Kunst unverkennbar, nach welcher Horaz die Ideen mit dem Hexameter fest verschlingt, und so durchführt, bis sich nach und nach die Periode mit dem Hexameter selbst ihrer vollendeten Rundung nähert. *f*) Oft rundet überhaupt der einsylbige Schluß die Idee mehr ab; *g*) oft giebt er ihr Gewicht. *h*) Statt aller Beyspiele sey es erlaubt, die Bemerkung des Herrn Voß über den bekannten Vers:

Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus,

als ein Muster, wie man den horazischen Hexameter studieren müsse, herzusetzen: *i*) „Quintilian fand in dem ungewöhnlichen Schlusse des einsylbigen Wortes mus eine besondere Anmuth. Auch Horaz, der nicht minder als Virgil den Ausdruck des Verses ergründet hatte, wählte einen ähnlichen Ausgang fast mit noch mehrerem Glücke: Parturiunt montes; nascetur ridiculus mus. Es giebt ihrer, die sich über das Urtheil solcher Meister mit

f) Man vergleiche nur 1. Epist. IV. 28 — 33. VII. 52 — 59. XIV. 24 — 28. XVIII. 45 — 57. 2. Epist. I. 182 — 186. II. 81 — 86. 186 — 189. ad Pison. 251 — 261. 289 — 294.

g) Vergl. 1. Epist. II. 26. 2. Epist. II. 75.

h) Vergl. 1. Epist. XIV. 5. 11. XVII. 20.

i) Aus seinem Commentar zu Virgils Landbau I. 181.

Lächeln hinwegsetzen; weil sie nicht begreifen, wie derselbige Rhythmus hier Kleinheit, anderswo Größe, atque hominum rex, oder Schwere, procumbit humi bos, oder sogar feyerliche Stille, intempesta silet nox u. s. f. ausdrücken könne. Der Grund dieses starken rhythmischen Mitausdrucks, den sich kein Hörer von Gefühl wird weglächeln lassen, scheint mir die unerwartete Schwere der letzten langen, und zugleich als Hauptwort hervorschallenden Sylbe, dort wo man eine gleichschwebende Länge oder eine Kürze zu hören pflegt. Dieß erregt den dunkeln Begriff der Wichtigkeit, der, durch den Wortsinn bestimmt, die verwandten Vorstellungen von Größe, Feyerlichkeit, Grauen erhöht; und, wird er auf verächtliche Gegenstände angewandt, die Wirkung der Ironie hervorbringt. Zu der letzten Art gehört Horazens prachtvolle Einführung des cappadocischen Landesvaters: *k*)

> Mancipiis locuples eget aeris Cappadocum rex.
> Sklaven besitzt, Geld braucht der Cappadocierkönig."

Soweit Voß. Uebrigens drücken in dem Verse: parturiunt montes etc. Ton und Bedeutung die Idee vortrefflich aus. Den ersten Platz nimmt das Verbum ein, das ansehnlichste Wort in Ton und Bedeutung. Der letzte Platz ist dem Worte vorbehalten, der sowohl dem Tone als der Bedeutung

k) I, Epist. VI. 39.

nach, das kleinste ist. Der ähnliche Klang der beiden letzten Sylben giebt dem ganzen Verse ein possierliches Ansehen. Herr Voß hat ihn zweymal, aber beidemal wohl nicht mit sonderlichem Glücke, nachgeahmt; in der ersten Ausgabe seines Commentars:

> Wie der kreißende Berg sich aufbläht! Komm doch heraus, Maus!

und in der zweyten:

> Schauet den kreißenden Berg, wie er aufschwillt! Komm doch heraus, Maus!

Die gewöhnliche Cäsur findet man ferner in dem horazischen Hexameter oft vernachläßiget: aber dieß entweder da, wo die Ideen derselben entbehren können, und durch strenge Beobachtung der Cäsur allzugroße Einförmigkeit der Perioden entstehen würde; oder da, wo sie durch eine andere Cäsur ersetzt wird, welche Horaz um so mehr liebt, je mehr sie der raschen Leichtigkeit seines Vortrags angemessen ist. Z. B. *l*)

> Pupillis |quos dura premit| custodia matrum.

So anderwärts; *m*) wo überdieß noch gemeiniglich durch die Cäsur des folgenden Hexameters die Harmonie vollkommen hergestellt wird.

l) 1. Epist. I. 22.

m) Vgl. 1. Epist. I. 27. II. 69. III. 22. VI. 58. 59. etc. etc.

Reime im Hexameter erlaubt sich Horaz zwar zuweilen, aber er sucht dadurch absichtlich der Idee mehr Nachdruck zu geben. Z. B.

Nocturno |certare mero|, putere diurno. *n*)

Ueber die häufig vorkommenden Elisionen und ihren Einfluß auf die Harmonie oder Disharmonie des Hexameters würden wir nur dann ein sicheres Urtheil fällen können, wenn wir die Gesetze der damaligen Aussprache und Declamation näher kennten. Indeß scheinen sie damals nicht so hart und auffallend gewesen zu seyn, als sie uns nach unserer Aussprache vorkommen; da selbst die weit anstößigeren Härten in den Jamben der Komiker durch die Declamation eines Roscius gemildert oder ganz entfernt werden konnten.

Ueberhaupt aber hält der Hexameter der Epistel, und gewissermaßen auch der Satire, zwischen dem feyerlichen Schritte des virgilischen und der hüpfenden Leichtigkeit des ovidischen fast eben so das Mittel, wie sich der Jambus des griechischen Satyrikum von dem der Tragödie und Komödie gleich weit entfernt hält. Er schwebet nicht flüchtig dahin; aber bewegt sich mit einer gefälligen Freyheit und Geschmeidigkeit. Er schreitet nicht

n) 1. Epist. XIX, 11. Vgl. 1. Epist. I. 68. II, 12, 16.

langsam feyerlich einher, doch immer mit einer gewissen Würde. Er ist nicht, wie der heroische, an einen eigenen Ton gefesselt, aus dem er sich nicht leicht herauswagen darf; sondern fügt sich in verschiedene Modulationen, und weiß sich aus der mittleren Sphäre, die er behauptet, bald zu erheben, bald herabzulassen, ohne dabey seinen eigenthümlichen Charakter zu verleugnen. Nachdem es daher der Inhalt selbst erheischt, ertönt er bald mit heroischer Würde, z. B.

Hunc solem, et stellas, et decedentia certis
Tempora momentis, sunt qui formidine nulla
Imbuti spectent; o)

bald mit idyllischer Lieblichkeit;

Agricolae prisci, fortes, parvoque beati,
Condita post frumenta, levantes tempore festo
Corpus et ipsum animum, spe finis dura ferentem,
Cum sociis operum pueris et coniuge fida,
Tellurem porco, Silvanum lacte piabant,
Floribus et vino Genium memorem brevis aevi; p)

bald mit komischer Ungebundenheit:

Quae sit hiems Veliae, quod coelum, Vala, Salerni,
Quorum hominum regio, et qualis via; (nam mihi Baias
Musa supervacuas Antonius, et tamen illis
Me facit invisum etc. etc. etc.: q)

o) 1. Epist. VI. 3 — 5.

p) 2. Epist. I. 139 — 144.

q) 1. Epist. XV.

immer aber findet dieser Hexameter den Einklang in seinen Hauptton leicht und ohne schneidenden Contrast wieder. Die Ideen umschlingt er mit der leichtesten Gewandheit; baut Perioden; *r*) hebt den Gedanken aus ihnen hervor; *s*) giebt dem Ganzen eine vollendete Rundung; *t*) entfernt glücklich die Einförmigkeit der in gleichen Sätzen, oder Antithesen hinlaufenden Rede, indem er die Redeglieder ungleich abtheilt, *u*) und giebt dem Refrain durch seine Stellung Nachdruck und Veränderung. *x*) Oft nimmt er selbst in seiner Bewegung den Charakter der Idee an, die in ihm ertönt, und versinnlichet sie uns durch die feinste musikalische Mahlerey. Wer erkennt z. B. nicht in den Versen:

> Purior in vicis aqua tendit rumpere plumbum,
> Quam quae per pronum trepidat cum murmure rivum, *y*)

erst die mühsame Bewegung des künstlich geleiteten und angespannten, dann das leichte Hinrollen des

r) 1. Epist. I. 77 — 82. ad Pison. 251 — 261.

s) 1. Epist. VI. 5. ff. XVII. 1 — 5.

t) 1. Epist. IX. 1. ff. 2. Epist. I, 168.

u) Epist. ad Pison. 114 — 118. 196 — 201. 445 — 450.

x) 1. Epist. I. 65 — 66. 94 — 105.

y) 1. Epist. X, 20. 21. Vgl. Epist. ad Pison. 17.

natürlich fließenden Wassers? Wer nicht in folgenden:

Multa mole docendus aprico parcere prato, z)

die Anstrengung bey der Arbeit? Oder in diesem:

Et longum noto scriptori prorogat aevum, a)

das Langsame und Gedehnte, worin die Spondeen gleichsam mit dem langwährenden Dichterruhme wetteifern? Wer fühlt nicht schon im Hexameter den ironischen Ton, in welchem manche Stellen gelesen seyn wollen, z. B.

I, bone, quo virtus tua te vocat; i pede fausto!

denn gleich darauf folget:

Post haec ille catus, quantumvis rusticus, Ibit,
Ibit eo, quo vis, qui zonam perdidit, inquit. b)

Wer hört nicht in folgenden Daktylen und Anapästen:

Ludus enim genuit trepidum certamen, et iram;
Ira truces inimicitias, et funebre bellum, c)

die

z) 1. Epist. XIV. 30.

a) Ep. ad Pison. 346. Vgl. überdieß 1. Epist. XII. 9. XIV. 9. XVII. 62. 2. Epist. I. 192. 193. und viele ähnliche Stellen.

b) 2. Epist. II. 37. Vgl. Ep. ad Pison. 418.

c) 1. Epist. XIX. 48. 49.

die leidenschaftliche Bewegung, welche der Dichter ausdrücken will?

Wie glücklich weiß endlich Horaz den Accent zu setzen, wie weislich ihm gerade das Wort, ja die Sylbe des Worts, welche das meiste Gewicht hat, unterzuordnen, wie mächtig die Idee dadurch hervor zu heben, so, daß man oft nur auf das Wort, welches den Hauptaccent führt, sehen darf, um den wahren Sinn des Dichters zu fassen! z. B.

Est mihi purgatam crebro qui personat aurem. d)

Diese einzelnen Bemerkungen werden wenigstens hinreichen, um zu beweisen: daß der horazische Hexameter nicht so unharmonisch sey, als manche Kunstrichter behaupteten, sondern ganz der Dichtungsart entspreche, für welche ihn der venusinische Dichter schuf. Er gleicht einem Bache, der bald sanft, bald in stärkern Wellen, bald in leichten Krümmungen durch reizende Gefilde dahin

d) 1. Epist. I. 7. Vgl. 1. Epist I. 25. 63. 74. 82. 91. II. 2. 17. III. 15. 28. VI. 23 VII. 2. XVII 1. XIX. 17. 2. Epist. I. 4. 160. 260. ad Pison. 2. Zuweilen hat die Beobachtung des Accents selbst auf die Wahl der richtigen Lesart Einfluß, wie 1. Epist. XVIII. 112. Die Sache verdiente eine weitere Erörterung, wenn sie uns nicht hier zu weit abführte. Die Zweifel z. B., welche Cuningham in seinen Animadv. in Horat. Bentl. c. XI. p. 142. ff. gegen Bentleyische Lesarten erhoben hat, müssen zum Theil blos durch eine solche Beobachtung des Accents entschieden werden.

eilt; sich selbst da, wo er sich nicht zu bewegen scheint, zweckmäßig bewegt, und den Reiz der Gegenstände, die ihn umgeben, eben sowohl erhöhet, als er die, welche ihm näher liegen, in seinen Spiegel aufnimmt und reflektirt.

Verzeichniß

der

Aufsätze aller sechs Bände.

Erster Band.

Zweyter Band.

Dritter Band.

Vierter Band.

Fünfter Band.

Sechster Band.

Das erste Stück des siebenten Bandes erscheint zuverläßig noch vor Michael dieses Jahres.

Druckfehler im sechsten Theile.

Seite 82, Zeile 14. v. u. ist zu lesen 2000. 151, 5. ihm. 228, 4. v. u. sehn. 230, 13. nimmer für immer. 235, 4. v. u. verleihen. 299, 6. streitig machte. 303, 8. v. u. kämpften. 309, 11. welche für die. 16. Schändlichkeit. 329, 3. viele. 10. verdammet. 331, 8. seinen. 8. v. u. Scheilan. 332, 3. Dorischen. 9. v. u. hofften. 340, 14. nannt'. 345, 3. Gellius. 346, 9. die einst für die meisten. 350, 17. an für am. 359, 2. Lehrdichter für Lehrgedichte. 364, 3. dem Gedichte. 368, 12. nennet. 369, 5. in. 371, 8. das für was. 374, 11. gestatten. 378, 12. v. u. nie. 388. 15. Ireutikon. 389, 15. bithynischen. 390, 11. Orithyien. 391, 1. an sich für das sich. 3. v. u. Maßen. 392, 4. v. u. Wie für Wir.

In der Abhandlung über die Nordische Mythologie

Band 6. Stück 2.

S. 253. Z. 6. v. u. Kriegskunst **Weniger.**

= 254. Z. 1. v. u. Allmannei.

= 258. Z. 4. leitete. N. *h.* Z. 8. Pellontier.

= 260. N. *l.* Z. 3. v. u. Nationen.

= 269. N. *u.* Z. 12. Gesandte.

= 270. N. *y.* Z. 8. so viele in gar — —

= 274. Z. 12. scheidet. 18 und 21. Galen.

= 275. N. *g.* Z. 1. arbitrantur.

= 278. N. *o.* Z. 2. fällt **es** aus.

= 279. N. *q.* Z. 5. Claudianus.

= 280. N. *u.* Z. 2. weissagenden. Z. 2. v. u. fällt **ihn** weg.

= 286. N. *z.* Z. 15. fällt **der** weg.

= 287. Z. 7. Kapitulare. N. *z.* Z. 6. A. LS. O. B. N. *tz.* Z. 2. Bonav.

= 290. N. *e.* Z. 3. Heydenheim. N. *h.* Z. 9. Wonach.

Band 7. Stück 1.

S. 1. N. *a.* Z. 8. Moseh.

= 2. Z. 3. langem Umherkreisen. 10. Bild eines.

S. 4. Z. 6. fällt und nach ham weg. 17. unsern.

= 5. Z. 1. v. u. und wie alle Norddeutschen.

= 8. Z. 15. Tenkterer.

= 11. Z. 9. die Namen sind aus Versehen mit lateinischen Lettern gedruckt. N. *p*. Z. 8. Repos.

= 14. N. *v*. Z. 1. Janus zu —

= 25. N. *p*. Z. 1. ist ein.

= 27. Z. 3. v. u. fällt die Hinweisung *r*) weg, da die Note zu der folgenden Note *s* gehört.

= 28. Z. 10. Fricco st. Frea.

= 31. Z. 1. v. u. fällt den weg.

= 34. Z. 4. Altar. N. *z*. Z. 7. Anderer.

= 36. Z. 2. was vielleicht gar nicht.

= 39. Z. 13. ist mindestens eine.

= 41. Z. 5. v. u. Christus.

= 46. N. *p*. Z. 5. obsedit.

= 47. N. *s*. Z. 2. redlich. 5. Meisler.

= 49. Z. 14. zur Ehre.

= 54. Z. 2. v. u. In der Z. 1. Toringen. N. *d*. fällt I von 142 weg.

= 55. Z. 15. Heringen.

= 58. N. *k*. Z.10. Apostaten. und 13. Othlonus.

= 61. N. *o*. Z. 6. Eusas.

S. 62. Z. 13. Krodo, st. ihm.

= 63. Z. 2. Fanka.

= 66. N. x. Z.10. einem heidnischen Gott.

= 74. Z. 1. Insel. Z. 15. Dunkel.

= 81. Z. 22. Winuler.

= 83. Z. 8. für ihre Götter fallen weg.

= 88. Z. 2. v. u. Ausbreitung.

= 90. Z. 8. Herigar.

= 91. Z. 16. geschätzt.

= 98. Z. 2. v. u. Warph. Z. 1. Thinc.

= 99. Z. 12. hochberühmten.

= 105. Z. 8. Maifeldes. 9. Upstalbom.

= 106. Z. 9. Guodeven.

= 109. Z. 10. v. u. n. Insel Gothland, stehen: das Land.

Neueste Verlagsbücher

der

Dykischen Buchhandlung.

Anthologia graeca, sive Poetarum graecorum Lusus; ex recensione Brunckii, Indices et Commentarium adjecit Fr. Jacobs. Tom. XI. Commentarius Vol. 6. 8vo maj.

Auch für die Besitzer der Brunckischen Analekten, unter dem Titel:

Fr. Jacobs Animadversiones in Epigrammata Anthologiae graecae, secundum ordinem Analectorum Brunckii. Vol. III. par. I. 8vo maj.

auf Schrpp. 2 Thlr. 8 gr.
auf Druckp. 1 Thlr. 20 gr.

Die neue, vom Hrn. Prof. Jacobs zu Gotha besorgte Ausgabe der Anthologia graeca begreift 4 Bände, und diese kosten auf Schreibpp. 4 Thlr. 16 gr. auf Druckp. 3 Thlr. 8 gr. Der 5te Band enthält die Indices, und kostet auf Schreibpapier 2 Thlr. 8 gr. auf Druckpp. 1 Thlr. 16 gr. Die fünf vorher erschienenen Bände des Commentars kosten auf Schreibpp. 12 Thlr. 8 gr. Druckpp. 9 Thlr. 4 gr. Das ganze Werk also bis itzt auf Schrpp. 21 Thlr. 16 gr. auf Druckpp. 16 Thlr.

Noch ein Band des Commentars ist rückständig und wird nächstens erscheinen.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste. 67. B. 1s. Stück mit dem Bildnisse des Hrn. C. Präsidenten von Herder. gr. 8. 12 gr.

Garve, (Christ.) Abhandlungen aus der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste. Zweyte, mit sieben Aufsätzen vermehrte Ausgabe, in 2 Bänden. 8. 2 Thlr.

Hevelke, (Heinr.) Neue Unterhaltungen für Deutschlands Jugend. 4s. Bändchen: Reise von Leipzig nach Gotha und Schilderung dieser Residenzstadt; 2) Selbstbeherrschung, ein Schauspiel. 8. 18 gr.

Der erste Theil enthält eine Reise von Berlin nach Vorpommern und der Insel Rügen, der zweyte eine Beschreibung der Salzmannischen Schulanstalt zu Schnepfenthal, der dritte eine Reise durch den Harz und Bemerkungen auf einer Reise von Dresden nach Leipzig.

Hungar, (Karl Ferdinand) der Sohn der Natur; oder Briefe über Eudämonismus und menschliche Glückseligkeit, in Beziehung auf das kritische Moralsystem. 1ster Band. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Der 2te Band erscheint Ostern 1803.

Langbein, (August Friedrich Ernst) Gedichte. 2r Theil. Mit Kupfern 1 Thlr. 12 gr.
Ohne Kupfer 20 gr.

Liederverse zur christlichen Religions- und Tugendlehre; für Kinder zum Auswendiglernen. Nebst einigen Schulgesängen und einem Glaubensbekenntnisse für Kinder in Bürgerschulen. 8 Bogen. 8. 6 gr.

Sprüchbuch. In Verbindung mit den Liederversen zur

christlichen Religions- und Tugendlehre in Schulen zu gebrauchen. 6 Bogen. 8. 4 gr.

Manso, (J. C. F.) Sparta; ein Versuch zur Aufklärung der Geschichte und Verfassung dieses Staates. 2r Band. gr. 8. auf Schreibp. 2 Thlr. 8. gr.
auf Druckpp. 1 Thlr. 20 gr.
Der erste Theil auf Schrpp. 3 Thlr. 8 gr.
auf Druckpp. 2 Thlr. 20 gr.

—— Vermischte Schriften. 2 Bände 8. 2 Thlr. 12 gr.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche für praktische Aerzte. 20ten Bandes 3tes und 4tes Stück. gr. 8. (Wird fortgesetzt.) 18 gr.

Morgenstern, (Caroli) de Satirae atque Epistolae Horatianae discrimine. 4. 20 gr.

Allwin und Theodor, ein Lesebuch für Kinder. Von Hrn. Prof. Jakobs in Gotha.) 8. 14 gr.

Die Reise auf den Brocken, eine Geschichte am Ende des philosophischen Jahrhunderts. 3 Theile. 8. 2 Thlr.

Rose, (Joh. Wilh.) Versuche in verschiedenen Dichtungsarten. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Daraus besonders abgedruckt:

Carlos und Elisabeth; ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. 10 gr.

Der Verf. war ein vertrauter Freund von Uz, der ihn bey der Herausgabe des Anspachschen Gesangbuchs mit Rath und That unterstützte. Er erlebte nicht die Herausgabe dieser Gedichte, die seiner zahlreichen Familie zu einiger Unterstützung gedient hat und noch dienen kann.

Die Hildesheimsche Stiftsfehde des Jahres 1519, vom Archiv-Assistent Delius zu Wernigerode. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Pflaum, (Ludwig) Prediger zu Anspach: die Religion Jesu, im katechetischen Unterrichte vorgetragen. Zweyte verbesserte Ausgabe. 8. 12 gr.

Sue, (P.) Geschichte des Galvanismus und aller bis jetzt über diesen Gegenstand gemachten Beobachtungen. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von D. J. C. A. Clarus. 1ster Theil. gr. 8. 16 gr.
Der zweyte ist unter der Presse.

Vermischte satyrische Schriften. Herausgegeben von Friedrich Heinrich Bothe. 8. 1 Thlr.

Neue europäische und außer-europäische Regenten-Tabellen. Fol. 3 gr.

Buchstaben, Ziffern und Zeichen zu einer Lesemaschine für den Privatgebrauch, unaufgezogen die deutschen 8 gr. und die französischen 8 gr. Dieselben auf Holz aufgezogen, die deutschen 3 Thlr. die französischen 3 Thlr. 12 gr. Die Lesemaschine selbst 1 Thlr. 12 gr.







